

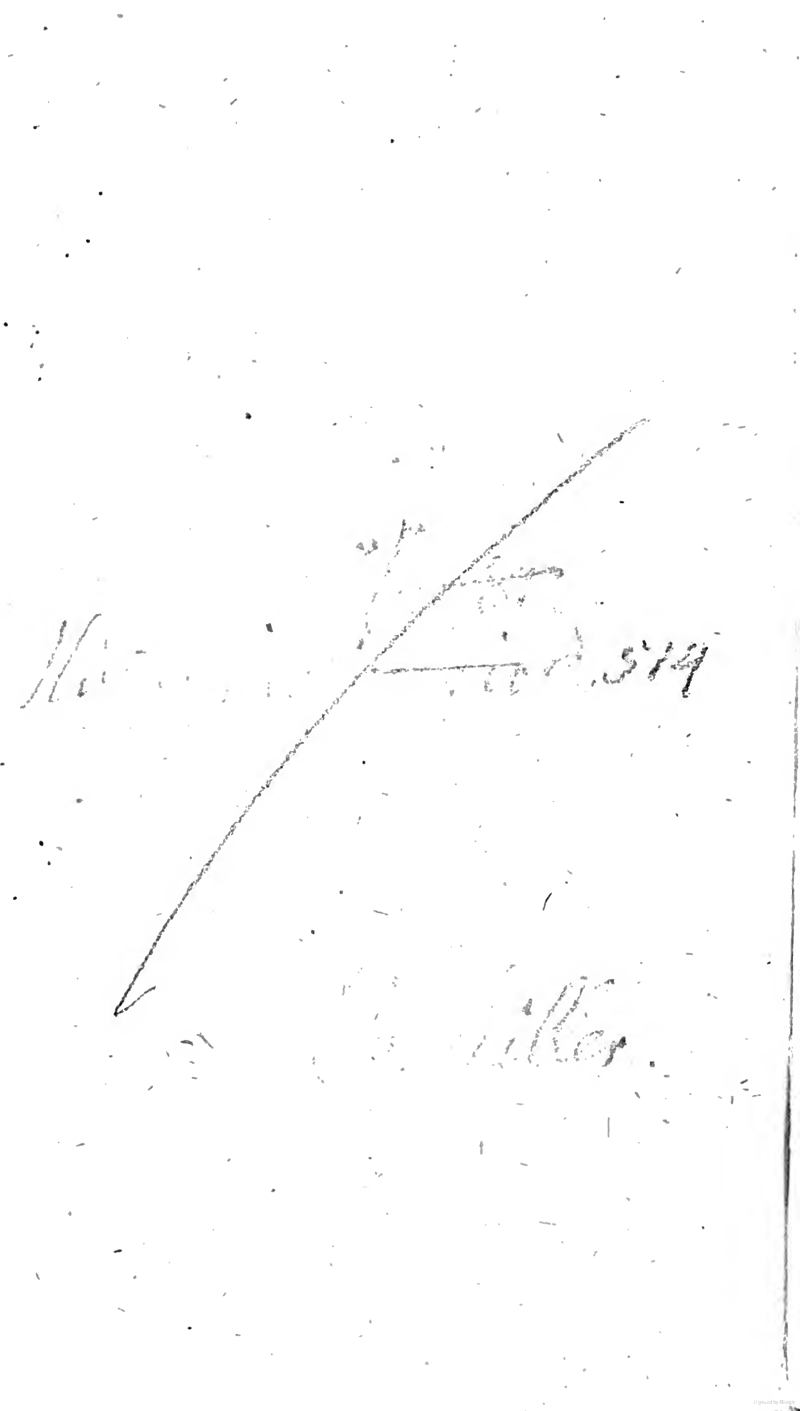
Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften ...

Friedrich Schiller

1792 C Westermayr f


BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS
Ch. Wink. del.
Söcklen sc. 1779.

<36602879070019





MARIA
von Medicis

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Professor der Philosophie in Jena.

Zweyte Abtheilung.

Vierter Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1792.

Fortgesetzte

Uebersicht

der

bürgerlichen Unruhen in Frankreich,

welche

der Regierung Heinrichs IV

vorangiengen.

Bürgerliche Unruhen in Frankreich
in den Jahren 1568 und 1569.

Die Kalvinisten zogen sich nach ihrer Niederlage bey Saint-Denys eilfertig gegen die Lothringischen Grenzen des Königreichs, um die Deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und die Königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigsten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahrszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerdenvollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von

Conde eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sey, als in der Vereinigung mit den Deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber, fragte man ihn nachher, wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen — was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?“ — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben,“ vermuthe ich, erwiederte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich naherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der sehnlich erwarteten Deutschen Reiterey; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblicke der Vereinigung aufs schimpflichste von ihnen verlassen zu werden, und alle auf diesen Succurs gegründete Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute, und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand

den Offizieren sein Unvermögen, die Foderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals, und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beysteuer zu ermuntern. Sie wurden dabey aufs nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte; der geschmeichelte Soldat beraubte sich freywillig seines Putzes, seiner Ringe, und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte alles in Geld, und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beyspiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beyde vereinigten Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verstärkungen an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen.

Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Conde zeigte bloß die Stärke seiner Partey, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen, und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medizis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweytenmal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtlosen Negotiationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am 10ten Merz 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie, und bestätigte das Edikt des Jenners 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die Deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fodern hatten; aber

bald

bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt, und den Ueberrest noch während ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Muth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth aufs neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bey diesem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und mit schwerer Beute beladen räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschloßnem Frieden; jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bey allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem einzigen unter ihnen vergrei-

sen, wenn man nicht alle zugleich zu Grund richten konnte. Um aber alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war bloß die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürrischen Montmorency und eines gebieterischen Herzogs von Guise befreyt, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsverständigen beynahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bey ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, so lange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guise und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die

die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partey unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweydeutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte, und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freyheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektirer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisey war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, daß bey solchen Auffoderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bey dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fieng, und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem

Lande

Lande wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalvinisten ließen es ihrer Seits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholischen bloß ihre Federn entgegen zu setzen. Vor allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ozean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freywilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute, und beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freystaats zu seyn, und der verfolgten Partey der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Vestung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Conde selbst seine Zuflucht in Rochelles Mauern suchen. Katharina, um demselben alle

Mittel

Mittel zum Krieg zu rauben, foderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs äusserste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitz des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. Conde entwischte durch die offen gelassenen Pässe glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18ten Sept. 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV, welche Montlüc hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen, und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen

Mann=

Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partey durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutschen aufs eilfertigste zurück zu berufen. Beyde Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jenners wird förmlich widerrufen, die Verfolgungen mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bey Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformirte Partey, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller, ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittnen und erwiesenen

senen Kränkungen ist die Wuth der Streiter gestiegen; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; noch Stand, noch Alter wird geschont, und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstre Grausamkeit dieser rohen Schaaren ersättigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schadenfreude entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweyhen sie die heiligen Gefäße, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen, und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den

bittersten

bittersten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein andrer ließ eine Hydra auf seine Fahnen mahlen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischoffsmützen und Mönchskaputzen auf das seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war darneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischem rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freywillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beyde Armeen, die Königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die Protestantische unter Conde

und

und Coligny auf, und stießen bey Loudün so nahe aneinander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüber stehen, ohne etwas entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beyspiel, und der ganze Feldzug endigte sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die letztern nicht in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derselben sahe sich der Prinz von Conde in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken, und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandirten funter ihm und ein tapfrer Adel hatten sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten in England sowohl als in Deutschland geschäftig, seine dortigen Bundsgenossen zu bewaffnen, und seine Gegner neutral zu erhalten. Es

gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweybrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, so daß er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den Deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die Königliche Armee am 13. Merz dieses Jahrs ohnweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee wurde er von der ganzen Königlichen Macht angegriffen, und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstands ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm Montesquiou, ein Kapitain von der Garde des Herzogs von Anjou,

jou, von hinten, und tödtet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch Conde mit allen damaligen Häuptern der Parteyen das Schicksal gemein, daß ein gewaltsamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guise war durch Meuchelmörders Hände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bey der Belagerung von Rouen, der Marschall von Saint-Andre in der Schlacht bey Dreux, und der Konnetable bey Saint-Denys geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guise sank wie sein Vater unter dem Dolch der Verrätherey.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die Protestantische Partey, aber bald zeigte sichs, daß die Katholische zu früh triumphirt hatte. Conde hatte seiner Partey große Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der Chatillons, und der standhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals von Coligny riß sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Conde verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehr-

entbehrlich, um den Muth der Partey zu beleben, und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur seines Gleichen war, und schwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum erstenmal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Bearn gebohren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegesthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Pabstthum und gegen den Spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete

bildete ihn zum künftigen Held, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs des Zweyten zum Untergang, und wenn diese drey Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im ein und zwanzigsten Grade statt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon Heinrich des Vierten Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloß stellte. Philipp der Zweyte, König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des Protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm, und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die Französische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihm selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sey, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes Königreich im Gehorsam gegen den

apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplot ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in Spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die Spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar wie man behauptet, durch Philipps eigne Gemahlin Elisabeth gewarnt, und der Anschlag noch in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben, und weyhte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Conde die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partey sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmüthige Johanna mit dem sechszehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des Ermordeten Conde, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beyde Knaben an den Händen führend

trat

trat sie vor die Truppen, und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende: „Die gute Sache, hub sie an, hat an dem Prinzen von Conde einen trefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Conde tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er giebt ihm heldenmüthige Offiziere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an, zum Fürsten. Hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb ich beyde. Möchten sie ihrer Ahnherrn werth seyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeistern zum Kampf für die Religion."

Ein lautes Geschrey des Beyfalls antwortete der Königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm. „Freunde, rief er aus, ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freyheit verschafft haben, um die es uns allen zu thun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partey, und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfieng als solcher

die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh, und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

(Die Fortsetzung im nächsten Band.)

Inhalt

des vierten Bandes der Merkwürdigkeiten von Sülly.

Dreyzehntes Buch.

 Antheil,

Vierzehntes Buch.

Hofleute über diese Gesandschaft. Krankheit des Königs. Geheime und öffentliche Instruktionen, die Rosny bekömmt. Er reist mit einem zahlreichen Gefolge ab. Charakter des jüngern Servin. Rosny schifft sich zu Calais ein. Der Englische Viceadmiral insultiert ihn. Sein Empfang zu Dover, Canterbury u. s. w. Er wird zu London mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Seine Strenge in der Sache des jungen Combaut. Zustand der Staatsgeschäfte in Großbrittanien. Charakter der Engländer, des Königs, der Königin, u. s. w. Verschiedene Parteyen am Englischen Hofe. Rosnys Conferenzen mit den Englischen Ministern, den Deputirten der Generalstaaten, dem Venetianischen Residenten, u. s. w. Seine erste Audienz. Verdruß, den er darüber empfindet, daß er diese nicht in Trauerkleidung ablegen kann.

Funfzehntes Buch.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1603. Fortgang der Gesandtschaft Rosnys zu London. Umstände bey der ersten Audienz. Oeffentliche Unterredung des Königs von England mit ihm über verschiedne Gegenstände. Begebenheiten am Englischen Hofe, die seinen Unterhandlungen theils günstig, theils zuwider sind. Gesinnungen der verschiednen europäischen Höfe. Rosnys erste Conferenz mit den Englischen Ministern. Ränke der Spanier. Zweyte Audienz. Besondre Unterredung Jakobs mit Rosny, der ihn beredet, die vereinigten Provinzen zu unterstützen. Andre Materien, die sie in dieser Audienz behandeln. Zweyte Conferenz mit den Ministern Sr Großbritannischen Majestät

Sechszehntes Buch.

Siebenzehntes Buch.

Achtzehntes Buch.

lichen Verdrüßlichkeiten und Uneinigkeiten Heinrichs. Rosny übernimmt es, sie zu heben. Gefahr, die er bey dieser Gelegenheit bey der Königin und der Marquise von Verneuil läuft. Bosheit der letzten. Weises und uneigennütziges Betragen der Königin Margarethe. Cabale der Protestanten und Aufrührer im Reich. Heinrichs Reise in die Provinzen verabredet und wieder rückgängig. Rosny besucht seine Statthalterschaft; seine Aufnahme zu Rochelle, Poitiers, ꝛc. Haß der Protestanten gegen ihn. Andere besondre Umstände und Früchte dieser Reise. Sein Empfang bey Heinrich bey seiner Zurückkunft. Rechtfertigung des fälschlich angeklagten Herzogs von Epernon. Neue Unruhen des Grafen von Auvergne. Mittel, die Rosny anwendet, ihn zu arretiren. Briefe, die er von ihm erhält und ihm schreibt; wie der Graf von Auvergne gefangen genommen wird. Man fängt seinen Prozeß an. Die Marquise von Verneuil wird ebenfalls festgesetzt. Rosny bekömmt den Auftrag, sie zu verhören. Er kann Heinrich weder durch Rath noch Bitten bewegen, sie aus Frankreich zu entfernen. Schwachheit dieses Herrn gegen seine Mätresse.

Dreyzehntes Buch.

1602.

Die Gährung in den Gemüthern bey den einheimischen Unruhen, von welchen ich in meinem letzten Buch schrieb, hinderte den Hof nicht, sich diesen Winter über mit den gewöhnlichen Lustbarkeiten und Schauspielen zu unterhalten. Man arbeitete auf Befehl und zum Vergnügen der Königin an der Anordnung eines sehr prächtigen Ballets. Das Arsenal war der Ort, den der König zur Vorstellung dieser Schauspiele ausersehen hatte, weil dasselbe wegen seiner geräumigen Zimmer für Schauspieler sowohl, als Zuschauer sehr bequem war. Da ich außer Stand war, in dieser meiner Wohnung die dazu nöthigen Befehle zu ertheilen, weil gerade zu der Zeit, da die Lustbarkeit vorgehen sollte, die Wunde, welche ich während der Belagerung von Charters an dem Munde bekommen hatte,

sich wieder öffnete, so hatte man bereits sich um einen andern Ort umgesehen. Allein der König wollte sie lieber aufschieben, bis ich geheilt wäre. Das Ballet wurde dadurch um acht Tage verzögert.

Ungefehr in der Mitte der Fasten kam der Reichsgroßmarschall, Graf von Schomburg, als Gesandter des Wiener Hofs, nach Paris, wo er mit einem Gefolge von vierzig oder funfzig Pferden seinen Einzug hielt. Se. Majestät ließen ihm genau die gleichen Ehrenbezeugungen erweisen, die man dem Marschall von Bois-Dauphin zu Wien erwiesen hatte. Der Prinz des Markgrafen von Brandenburg hielt sich ebenfalls einige Zeit zu Paris auf. Ungeachtet es nun eben nicht gewöhnlich ist, Personen von diesem Range kostenfrey zu halten, besonders, wie der König bemerkte, wenn sie sich nicht bey Hofe aufhalten; so befahl der König dennoch, diesem Prinzen alle mögliche Achtung zu erweisen, dessen Haus, überdies eines der vornehmsten in Deutschland, immer eine besondere Zuneigung gegen Frankreich gezeigt hatte. Ich erhielt von Sr. Majestät Befehl, ihm alle Tage in Ihrem Namen von den seltensten Weinen und Gerichten Geschenke zu machen.

Da alles zur Abreise des Königs fertig war, und dieser bey den verschiedenen Reisen, die er nach Paris machte, die nöthigen Befehle zur Unterhaltung des Friedens und Ruhe in dieser Stadt und in den Provinzen, von denen er sich entfernen wollte sowohl, als in denjenigen, in welche er hinreiste, ertheilt hatte, so verließ er ungefehr den zwanzigsten May Paris. Er kam nach Fontainebleau und nahm von da den Weg nach Blois. Die Königin begleitete ihn mit ihrem ganzen Hof auf dieser Reise. Ich ebenfalls.

Ich

Ich reiste aber erst einige Tage nach dem König ab, da er mir seine Ankunft zu Blois und sein Vorhaben, sich acht oder zehn Tage daselbst aufzuhalten, überschrieb. Diese Zeit brauchte er zu einer Kur, welche ihm die Aerzte wegen eines Flusses vorgeschrieben hatten, der ihm auf den einen Schenkel gefallen war, und sich mit der Zeit, wie er mir meldete, in das Podagra verwandeln konnte. Blois war überdieß zur Entdeckung der Geheimnisse des Marschalls von Biron überaus bequem gelegen. Heinrich hatte in dieser ganzen Provinz vertraute Leute, die sich alle Mühe deswegen gaben und beynahe alle Augenblicke Eilboten mit neuen Entdeckungen an den König sandten. Ihnen hatte man die Nachricht zu verdanken, daß Birons Projekte Anjou, Ober Poitou, Saintonge, Mirebalais, Chatelleraudois, Angoumois, Perigord, Limosin, la Marche und Auvergne umfassen; daß sie sich sogar auf Obergüyenne und Oberlanguedok erstrecken; daß sie durch drey oder vier Herrn am Hofe unterstützt werden, deren Namen sie gleichwohl nicht ausgedrückt hatten, um nichts zweifelhaftes zu sagen. Noch waren unter diesen Nachrichten auch die von seiner Verbindung mit Spanien, von seinen Absichten auf die Grenzstädte und von den Gründen, deren man sich bediente, um das Volk gegen die jetzige Regierung aufzuwiegeln. Es waren die schon oben angeführte. Ueberdieß sie noch folgende neue:

Die Aufrührer sagten, um dem Volk einen Verdacht gegen die Reise des Königs nach Blois beyzubringen, die ihnen ohne Zweifel nicht wenig Unruhe verursachte, überall aus: Heinrich habe sie nur deswegen unternommen, um die strengste Gerechtigkeit an denen auszuüben, welche sich gegen Jambeville, d'Amours, und die übrigen, zu Eintreibung der neuen

Auflage auf Brücken und Straßen ausgeschickten Commissarien gesetzt hätten. Er wolle nun diese Auflage selbst einführen und zwar so, daß sie durch eine neue Schatzung auf den dreyfachen Werth erhöht werden sollte. Er wolle überall die Salzsteuer einführen, und zu dem Ende sich der Salzteiche bemächtigen, deren Eigenthümer zur Schadloshaltung nur schlechte Rentenanweisungen auf das Rathhaus zu Paris bekommen sollten. Endlich wolle er das Murren über den doppelten Zehnten unterdrücken, welchen einzutreiben Heinrich, ihrem Vorgeben nach, sich von dem Pabste die Erlaubniß verschafft hätte, auch suche er der Unzufriedenheit zuvorzukommen, welche über die Wiederrufung der Erlassung der Gütersteuer von den Jahren 1594, 1595 und 1596 entstehen würde. Ich habe diese letztere Sache bey meiner Reise in die Finanzdistrikte erklärt.

Mit solchen Farben mahlte man, beynahe durch das ganze Königreich, einen so gütigen Prinzen, als einen wütenden und unversöhnlichen Tyrannen ab. Man hatte immer andre Gründe bereit, um den Catholischen Adel von ihm abzuziehen, und andre, um die Protestantischen Edelleute und Offiziere aufzuwiegeln. Den ersteren gab man zu verstehen, dieser Schatz und diese furchtbare Artillerie, welche der König sammle, habe keine andere Absicht, als ihre Privilegien zu vernichten und sie zu Sklaven zu machen. Die letztern überredete man: die Verfolgung gegen sie sey schon erklärt, die Bezahlung ihrer Besatzungen, die zur Unterhaltung ihrer Sicherheitsplätze bestimmten Summen, die Jahrgelder ihrer Oberhäupter, Kriegsbedienten und Prediger werden noch in diesem Jahre um einen, und in dem folgenden um zween Drittheile vermindert werden. Darauf werde es desto weniger Schwierigkeit haben, ihnen ihre Sicherheitsplätze zu

nehmen,

nehmen, da es bereits bey dem Staatsrathe ausgemacht sey, den Reformirten allen Zugang zu Würden und öffentlichen Bedienungen durch Versagung der Bestallungsbriefe zu verschließen.

Wenn die Beweise gegen die Personen der Verschwornen so deutlich gewesen wären, als es die Beweise von ihren Vergehungen waren, so hätte der König seiner Gerechtigkeit sogleich den freyen Lauf lassen können. Allein z. B. mit den Herzogen von Bouillon und la Tremouille hatte es nicht die Beschaffenheit, wie mit dem Marschall von Biron und dem Grafen von Auvergne. Die ganze Sache beruhte auf einem, freylich äußerst starken, Verdacht gegen dieselbe. Was die übrigen Herren von Hofe, acht an der Zahl, betrifft, deren Namen ebenfalls auf dem Verzeichnisse standen, so konnte man daraus eine dritte Klasse machen, unter der Rubrik von Leuten, deren Betragen einer Untersuchung bedurfte. Die Herzoge von Bouillon und Epernon begleiteten den König auf der Reise. Der König glaubte von ihnen selbst eine überzeugende Gewißheit über ihre Gesinnungen zu erlangen, wenn er ihr Betragen und ihre Miene während der Erzählung, die er ihnen von den empfangenen Nachrichten machen wollte, aufmerksam beobachtete. D'Epernon war der erste, den er vor sich kommen ließ. Die Wahrheit hat mich so vielmal genöthigt, nachtheilige Nachrichten von diesem Herzog zu geben, daß ich mit wahrem Vergnügen diesen Anlaß ergreife, um seine Unschuld zu zeigen und ihm öffentlich die verdienten Lobsprüche zu ertheilen.

Da der Herzog von Epernon bey Hof unter der Hand von Ränken und Cabalen reden hörte, so begriff er leicht, daß sein Name, weil man gemeiniglich aus dem Vergangnen auf das Gegenwärtige

 schließt,

schließt, unfehlbar auch einen Platz unter denen finden würde, die man für Feinde des Staats hielt. Dieß bewog ihn zur Vorsicht, Sr. Majestät, da sie sich noch zu Fontainebleau befanden, neue Versicherungen seiner Treue zu geben. Anders konnte er sie nicht beweisen, und zum Unglück setzte Heinrich, der seit langer Zeit gegen den Herzog eingenommen war, kein groses Vertrauen auf diese Worte. Dennoch wußte er ihm für diesen Schritt Dank, und weil der Herzog, da er mit ihm redete, sich wegen eines Umstands auf mich berufen hatte, so meldete mir der König, da er mir nach Paris schrieb, was sich kürzlich zugetragen hätte, und zugleich: daß es ihm geschienen habe als ob D'Epernon die Absicht hätte, sich um meine Freundschaft zu bemühen. Er befahl mir deswegen, ihm in allem zuvorzukommen, damit man sich nicht etwa, wenn das Verbrechen, das man ihm Schuld gab, noch nicht ausgeführt wäre, den Vorwurf machen müßte, man habe ihn blindlings hineinrennen lassen, da doch vielleicht weiter nichts, als gute Rathschläge und eine freundschaftliche Hand nöthig gewesen seyn möchten, um ihn zurückzuhalten.

Ich that, was mir der König befohlen hatte. In dem ersten Augenblick war ich auch für meine Person, von der Unschuld des Herzens von Epernon hinreichend überzeugt. Zu Blois redete er mit dem König aus eben dem Ton, wie mit mir; er läugnete es nicht, daß er von geheimen Bewegungen und Intriguen gehört habe. Allein immer so unbestimmt und bisweilen so widersprechend, daß es ihm nicht einmal in den Sinn gekommen sey, ob man diese Gerüchte nur einigermaßen glaubwürdig finden können möchte. Diejenigen, welche man für die Urheber oder für Begünstiger dieser Bewegungen ausgegeben hatte, haben ihn nie etwas

davon

davon merken lassen, noch weniger etwas entdeckt. Deswegen habe er dieses Projekt, welches er übrigens höchst ungereimt gefunden hätte, für ein Mährchen angesehen, weil die gegenwärtigen Umstände die Ausführung desselben augenscheinlich unmöglich machten. Doch, wie auch dieses seyn möge, so mache er sich gegen Se. Majestät anheischig, ein halbes Jahr lang immer bey Hof zu bleiben, um für sein Betragen selbst Bürge zu seyn. Wenn diese Zeit nicht hinreichend seyn sollte, so schwöre er dem König, ihn nicht eher zu verlassen, bis der Verdacht schlechterdings gehoben wäre. Der König hatte wider diese Anerbietungen nichts einzuwenden, und fieng nun an, den Herzog von Epernon weit weniger strafbar zu finden, als er einst selbst gedacht hatte.

Ganz anders betrug sich der Herzog von Bouillon bey dieser Sache. Er zeigte in seinen Reden bey weitem nicht gleiche Aufrichtigkeit. Bey der ersten Eröffnung, die ihm Se. Majestät davon machten, behandelte er alle diese Nachrichten als Verläumdungen, die von Spionen und Angebern gegen die Großen des Reichs erdacht worden wären, um sich wichtig zu machen, und, wenigstens dem Schein nach, das Geld zu verdienen, welches man ihnen für die Ausübung dieses Handwerks gäbe.

Mit diesem Vorwurf, welcher stillschweigend den König selbst angriff, verband er eine Stelle des Neuen Testaments, die er hierauf anwendete: „es sey nothwendig, daß Aergernisse kommen und wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kömmt." Eine Stelle, die man, nach ihrem natürlichen Sinn, mit weit mehr Recht gegen Bouillon und seine Anhänger kehren konnte. Der Herzog sagte ferner: er habe freylich gehört, daß die Catholiken sowohl als die Protestanten sich be-

 klagen,

klagen, weil man sie mit Angaben überhäufe, und sie, je mehr der Reichthum und das Glück des Königs zunehme, desto elender und ärmer würden. Neben diesen allgemeinen Beschwerden habe er an einem gewissen Ort von den Protestanten sagen gehört, man würde sie früh oder spät als die Pest und den Auswurf des Staats betrachten, sie würden für sich und ihre Kinder gehaßt, verfolgt, vogelfrey erklärt werden; man würde sie von allen Ehrenstellen und Bedienungen ausschließen, und endlich nicht eher ruhen, als bis man sie vertilgt hätte. Alle diese Gerüchte kämen nur daher und erlangten nur deswegen so viele Stärke, weil die vornehmsten Personen des Reichs von dem Staatsrathe ausgeschlossen wären, in welchem die Geschäffte entschieden würden, welche sowohl die Verschiedenheit der Religionen, als auch die Auflagen betreffen. Diese seyen demnach immer außer Stande, dem Volke von den Beweggründen zu den dort gefaßten Entschlüssen Aufschlüsse zu geben. Deswegen könne auch das Volk nichts anders glauben, als daß man wirklich Absichten gegen seine Freyheit habe.

Unstreitig hatte der Herzog von Bouillon bey diesen Reden die Absicht, den König glauben zu machen, daß alle diese Gerüchte von Empörungen keine andre Quelle haben, als das Geschrey des unter der Last der Auflagen seufzenden Volks. Das verstellte Mißvergnügen, wovon er die Miene annahm, war die Maske, unter welcher er seine wahren Gesinnungen zu verbergen suchte. Allein die ganze Bitterkeit und Kühnheit seiner Worte zeigt zugleich deutlich, daß seine schlimme Laune diese Gelegenheit, seinen Gift auszuschütten, nicht vorbeylassen konnte. Mit gleich großer Feinheit und Bitterkeit setzte er hinzu: man habe ihn selbst bereden wollen, Se. Majestät hätten sich vorgenommen,

nommen, die Privilegien der Vicomterie Türenne aufzuheben, und die Ansprüche des Hauses de la Mark auf Sedan an sich zu kaufen. Er habe sich aber begnügt, auf dieses Vorgeben, so wie auf alles übrige, die Antwort zu geben: er glaube überzeugt zu seyn, daß der König, wegen der Verbindlichkeiten, die er zu allen Zeiten gegen die Reformirten gehabt hätte, dieses nicht thun werde. Er endigte damit, daß er den König versicherte, wenn auch alles, was man ihm von Empörung und bösen Unternehmungen hinterbracht hätte, so wahr seyn sollte, als er es für falsch halte, so habe doch er, für seine Person, sich nie irgend in einem Punkte von seiner Pflicht entfernt.

Der König verbarg dem Herzog seine Gedanken über diese Reden, und machte ihm dagegen einen Vorschlag, der mit demjenigen überein kam, welchen ihm der Herzog von Epernon von selbst gemacht hatte, weil er ihn dadurch in eine große Verlegenheit zu setzen gewiß erwartete. Er sagte dem Herzog, daß Er mit dieser Versicherung zufrieden seyn und kein Mißtrauen haben würde, wenn derselbe, wie Epernon, die Gefälligkeit gegen ihn haben würde, sich so lange, als dieses Geschäffte dauern würde, nicht von Hofe zu entfernen. Uebrigens würde er ihn nicht bey sich behalten, ohne ihm alle seine Anschläge mitzutheilen, und ihn, wie er es zu wünschen scheine, zu allen Berathschlagungen zu berufen. Er solle selbst sehen, wie sehr der König dem Volk die Last der Abgaben zu erleichtern suche, und den Protestanten sowohl, als den Catholiken für die Lauterkeit seiner Absichten ein unverdächtiges Zeugniß ablegen können. Bouillon hielt diesen Streich des Königs mit einer seltenen Gegenwart des Geistes aus. Er schrie vor Freude und Bewunderung der Gesinnungen, die Se. Majestät gegen ihn äußere, laut auf,

 und

und gab auf den ganzen Hauptpunkt des Vorschlags die Antwort: er wolle sich fähig zu machen suchen, dieses Begehren Sr. Majestät, nicht nur für ein halbes Jahr, sondern für seine ganze übrige Lebenszeit zu erfüllen. Zu diesem Ende wolle er eine Reise nach allen seinen Gütern machen, damit der lange Aufenthalt, den er am Hofe zu machen gedenke, durch nichts unterbrochen würde. Auf diese Art behielt er, unter dem Schein der größten Bereitwilligkeit, den ganzen Willen Sr. Majestät zu erfüllen, dennoch freye Macht, nur das zu thun, was er gerne thun wollte. Er konnte noch überdieß Sr. Majestät auf eine geschickte Art die plötzliche Abreise eröffnen, auf die er sich rüstete.

Heinrich verstund dieß alles. Dieses bewog ihn, einen geheimen Rath zu halten, um zu überlegen, was er bey diesen Umständen zu thun hätte. Zu dieser Berathschlagung wurde niemand, als der Graf von Soissons, der Kanzler, Villeroi, Maisse und ich gezogen. Vor allem hörte man in derselben den Desküres (2) ab welcher von Sr. Majestät an den Marschall von Biron abgeschickt worden war, um denselben an den Hof einzuladen. Der Bericht desselben lautete so: daß man den Marschall und den Grafen von Auvergne sogleich bey ihrer Ankunft festzusetzen, einstimmig war. Hierauf fragte der König, ob es nicht rathsam wäre, eben dieses gegen die Herzoge von Bouillon und Epernon zu thun, da sie sich gerade bey Hof befänden? Beynahe alle Anwesenden stimmten auch hierin überein, und der Vornehmste darunter setzte nur noch die Milderung hinzu: daß man in der Folge den einzigen Biron begnadigen müsse, weil man ihn, da er nichts aus eignem Antrieb gethan hätte, leicht zur Vernunft würde zurück leiten können, sobald man nur diejenigen von ihm entfernte, deren Umgang ihn verführt

verführt hätte. Ich führe diese Meynung wegen ihrer Sonderbarkeit an.

Die Meinige war gerade das Gegentheil davon. Ich konnte nicht dazu einstimmen, daß man den Herzog von Epernon, ja nicht einmal, daß man den Herzog von Bouillon festsetzen sollte. Wenn in dergleichen Fällen Verdacht statt der Beweise gelten sollte, so müßte man auch alle diejenige beym Kopfe nehmen, welche Lafin angegeben hätte; mich selbst also zuerst. Ueberdieß, gesetzt, man fände sie nach der Hand unschuldig, so würde man erstlich durch die übereilte Handlung die Gefangennehmung der eigentlichen Schuldigen, Biron und Auvergne, unmöglich machen, weil man diese nicht in dem gleichen Augenblicke festsetzen könnte. Die Flucht derselben würde zweytens die Hoffnung vereiteln, gegen die Gefangne etwas erweisen zu können. Drittens würde man zum Unglück, sie möchten nun schuldig oder unschuldig gefunden werden, nach der Hand nichts anders thun können, als sie wie eigentliche Verbrecher behandeln, aus Furcht vor den Schritten, zu denen die Empfindlichkeit über eine so offenbare Beschimpfung allein schon sie verleiten müßte. Der König trat dieser Meynung bey, und hob die Sitzung auf, weil es Zeit war, zur Mittagsmahlzeit zu gehn. Da er sich mit mir noch allein über dieses Geschäfft unterreden wollte, so befahl er mir, auf gut soldatisch zu speisen und wieder zu ihm zu kommen, ehe noch der Schwarm von Leuten sich versammeln würde.

Da ich in den Hof herunter kam, wo mich eine Menge Leute erwartete, die den Ministern immer nachlauffen, so sah ich den Herzog von Epernon auf mich zukommen. Mit eben der Zuversichtlichkeit, die ich bereits von ihm angemerkt habe, sagte er mir: Diese

unge-

ungewöhnlich langen und geheimen Berathschlagungen setzen eine große Menge von Leuten in Bestürzung. Allein Er befinde sich nicht unter dieser Zahl, weil er sich nichts vorzuwerfen hätte. — Ich antwortete ihm, er habe in diesem Fall nichts zu fürchten, weil der König weit geneigter sey, den wirklich Schuldigen zu vergeben, wenn sie ihre Fehltritte eingestehen wurden, als auf einen bloßen Verdacht hin Unschuldige zu bestrafen.

„Ich sehe eine Menge Leute sich vom Hofe entfer„nen, fuhr ich fort; allein wer ein gutes Gewissen „hat, darf dieses nicht thun.“ „Ich bin einer von die„sen, versetzte der Herzog, und will den Hof nicht „verlassen, so lange dieser Verdacht dauert.“ „Dies „ist daß beste, was Sie thun können, erwiederte ich, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich diesen „Ihren Entschluß bey Gelegenheit nach Verdienst „erheben werde.“

Als ich nach Hause kam, befahl ich meinem Haushofmeister, einen ganzen Gang von der Tafel wegzulassen, und nur das zu geben, was schon zubereitet wäre. Da ich mich eben zu Tische setzte, kann Nicolas (3) „Waschen sie geschwind die Hände! rief „ich ihm zu, ohne ihm von den in der Küche ertheil„ten Befehlen Nachricht zu geben und setzen Sie sich.“ Er erstaunte nicht wenig, als er mich sogleich, nachdem ich ein paarmal getrunken und in der Eile einen Bissen gegessen hatte, das Obs und zugleich das Pferd fordern hörte, auf welchem ich mich wieder nach dem Schlosse verfügen wollte. Dieser Befehl gefiel ihm sehr schlecht. Denn er war von einer guten Tafel ein eben so großer Freund, als vom Scherzen. „Herr, „ich wundre mich, bey Gott! nun nicht länger, daß „Sie für einen der gewandetsten unter den großen Herrn „in

„in Frankreich gehalten werden; während Ihrer Mahl-„zeit kann man ja nicht einmal zu drey Schlücken „Wein kommen." „Nun, nun, Herr Nikolas, ver-„setzte ich, fahren Sie immer fort, für mich zu speisen; „Ich habe Geschäffte, die mich an einen andern Ort „rufen."

Ich hinterbrachte dem König, was der Herzog von Epernon mir gesagt hatte. Er war mit mir einstimmig: es sey möglich, daß sich derselbe nicht in eine Sache eingelassen hätte, welche Leute von so verschiedner Gemüthsart und Religion unternommen hätten, und wo so wenig für ihn zu gewinnen, im Gegentheil die Gefahr war, seine Güter und Bedienung zu verlieren. D'Epernon hätte Verstand genug, es einzusehen, daß die Projekte der Anführer sie ins Verderben stürzen müßten. „Nicht, daß er in seinem Herzen, setzte „der König hinzu, nicht vielleicht sehr froh darüber wä-„re, daß jemand mir Hindernisse in den Weg legt, da-„mit er mir desto unentbehrlicher würde; allein er „weiß aus eigner Erfahrung, wie leicht dergleichen „Projeckte mißlingen können." Sr. Majestät gab mir den Auftrag, ihn in diesen Gesinnungen zu bestärken und noch einmal einen Versuch bey den Herzogen von Bouillon und la Tremouille zu machen, um sie zu überreden, daß sie bey Hofe bleiben möchten. Doch sollte ich gegen den letztern warten, bis man nach Poitiers gekommen wäre, weil er vielleicht bis dahin Nachrichten, die ihn zu einem entscheidenden Entschluße führen könnten, bekommen möchte. Ich vollzog diesen Befehl, so gut ich immer konnte, in Gegenwart der Herren von la Noue, Constant, Aubigny und Preaux; allein alle meine Reden waren umsonst.

Während sich Ihre Majestäten zu Blois aufhielten, war bey Hofe eine Sache von ganz verschiedner Art

Art im Umlauf, welche zu erzählen ich mich in einiger Verlegenheit sehe und die doch so viel Aufsehen machte, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Auf der andern Seite ist mir, sie hier ins Licht zu setzen nicht erlaubt aus Furcht, ein Geheimniß zu verrathen, dessen Verschweigung ich dem König und der Königin, welche es persönlich betrifft und das sie niemand, als mir entdeckten, angelobt habe. Ich werde mich des Mittelwegs bedienen, daß ich weiter nichts erzähle, als was davon durch das Gerücht auch zur Kenntniß der Hofleute gekommen ist.

Es verbreitete sich ein Gerücht: der König und die Königin haben einen Zwist mit einander gehabt. Dieses bestätigte sich, da der König mich eines Tags durch seinen ersten Kammerdiener, Armagnak, morgens so frühe zu sich fordern ließ, daß er sowohl, als die Königin noch im Bette, und zwar, wider ihre Gewohnheit, beyde in ihren eigenen Zimmern sich befanden. Man bemerkte, daß ich verschiedene Male zwischen beyden ab und zuging. Man wußte, daß ich mich drey oder viermal vor dem König und der Königin auf die Knie geworfen hätte, als wenn ich eine große Gnade von ihnen begehrte. Da bey dergleichen Anlässen der Neugierde der Hofleute nichts entgeht, so zogen sie, jeder seine besondern Vermuthungen daraus, daß man zwischen den Namen des Königs und der Königin auch die Namen des Herzogs und der Herzogin von Florenz und Mantua, des Virgilio Ursini, Don Juan, der Herren von Bellegarde und Trounel, des Vinti, Joannini, Couchini, der Leonor, Gondy, Catherini Selvage, nebst dem Namen der Marquisin von Verneuil nennen gehört hatte. Andre Personen, sagte man ferner, seyen mit dem geheimnißvollen Namen der rothbraunen Farbe

be bezeichnet worden. Man suchte meine Gattin zum Reden zu bringen, weil man die Entdeckung gemacht hatte, daß Couchini, welcher oft Geschäffte bey ihr hatte, und ihr öffentlich die Aufmerksamkeiten eines Liebhabers gegen seine Gebieterin bewies, (er nannte sie sogar öfters bey diesem Namen) einigemal von der Königin zu ihr gekommen war; mit welcher sie, bald allein, bald in Gesellschaft der Leonor einige ganze Nachmittage in der größten Stille und eingeschlossen zugebracht hatte.

Am meisten Gerede entstund dadurch, daß la Varenne, gerade da der Zwist am heftigsten war, an einem Morgen mir die Nachricht überbrachte: Der König erwarte mich in der neuen Gallerie, die er zu Blois, gerade über denen Bogengängen hatte bauen lassen, welche sich längst der Gärten bis an das Ende derselben erstrecken. In dieser sieht man die seltsame Vorstellung einer Hirschkuh mit einem Geweihe. Man bemerkte, daß Sr. Majestät an das Ende dieser Gallerie, welches noch nicht verschlossen war, zwey Schweizer, welche kein Wort französisch verstunden, als Schildwache stellen ließ, und daß uns mehr als zwey Stunden lang, die wir daselbst zubrachten, mit vieler Wärme reden sah. Ungeachtet der Entfernung konnte man doch einige von unsern Worten hören, die aber kein Licht gaben. Allein desto deutlicher waren die Worte, die man den König beym Herausgehen sagen hörte und welche man sorgfältig sammelte. „Wir wollen kein Wort mehr davon reden; ich werde mich in allem nach Ihrem Rathe betragen, damit man mir nicht länger vorwerfe, ich thue alles „nach meinem Kopfe. Allein erinnern Sie sich, daß „wir vielleicht einst beyde dies bereuen werden. Denn „wenn ich in den Regen komme, so kommen Sie in

„die

„die Trause. Ich kenne die Denkart der Leute, die „sich hier einmischen; sie werden großen Schaden stif„ten. Ich läugne freylich nicht, daß Sanftmuth „und Nachsicht sehr lobenswerthe Tugenden sind; allein „Sie werden es auch nicht läugnen, daß das Ueber„maaß derselben verderblich ist.“ Man hörte ebenfalls die Worte deutlich, die ich dem König hierauf erwiederte: es sey in der That der Klugheit gemäß, schlimme Ereignisse durch Vorsicht zu verhüten; allein man müsse sich eben so stark dafür hüten, daß man sie nicht durch allzu neugierige Nachforschungen beschleunige. Aus diesen Reden zog man die Vermuthung: der König sey gesonnen gewesen, irgend einen heftigen Schritt gegen gewisse Personen von dem Hofstaat der Königin und gegen gewisse Rathgeber derselben zu thun (4). Mehr kann ich nicht von dieser Sache sagen.

Von Blois ging der König nach Poitiers. Hierauf zeigte er sich in Limosin und Guyenne, und seine Gegenwart hatte so vielen Nachdruck, daß er nirgends einige Widersetzlichkeit gegen seinen Willen fand, selbst nicht einmal gegen die Einführung der Auflage eines Sol vom Livre (5). Er hätte diese Auflage bleibend machen können; keine Seele würde sich gegen die Hebung derselben gesetzt haben. Allein er war mit dem Gehorsam seiner Unterthanen zufrieden, und ergriff diesen Augenblick, sie für jetzt in eine geringe Beysteuer zu verwandeln, und kurz hernach gänzlich aufzuheben. Das Wiederrufungsedikt sagt: Se. Majestät haben sich einzig durch den willigen Gehorsam Ihrer Unterthanen hiezu bewegen lassen. Zufrieden mit dem Erfolg seiner Reise, nahm Heinrich nun den Weg nach Fontainebleau (5), wo nicht lange nach ihm ebenfalls der Marschall von Biron eintraf.

Die Bestürzung, welche die Reise Sr. Majestät unter den Anhängern desselben verbreitet hatte, zeigte ihm, daß seine Entwürfe bey weitem noch nicht so reif wären, als er sich geschmeichelt hatte; und dies bewog ihn, diesen Schritt zu thun. In dem Entschluß dazu bestärkten ihn noch verschiedene andre Gründe. Sein Traktat mit Spanien und Savoyen war noch nicht so weit in Richtigkeit gebracht, daß er von ihnen sogleich die Unterstützung an Truppen und Geld hätte erwarten dürfen, die er nöthig hatte. Eine allzusichtbare Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Königs konnte Verdacht von seiner Verrätherey erwecken. Denn daß man bereits einen Verdacht auf ihn geworfen hätte, wußte er nicht. Es konnte sogar geschehen, wie ihm der Baron von Lux, sein Freund und Vertrauter, vorstellte, daß Se. Majestät, auf seine wiederholte Weigerung, bey Hofe zu erscheinen, den Entschluß faßte, gerade mit bewaffneter Hand auf ihn, als einen Rebellen, loszugehn, welches dem Marschall den tödtlichen Streich versetzen würde, weil er weder im Stande sey, sich zu vertheidigen, noch ihn, in einer Festung eingeschlossen, zu erwarten, da alle seine Plätze von allem, besonders von Artillerie, entblößt waren.

Dies war eine Folge der Maßregeln, welche ich, da ich bereits einige Monate vorher ihm diesen Streich zugedacht hatte, einschlug. Ich hatte ihm nämlich melden lassen: es müssen alle Canonen, die sich in den Festungen von Bourgogne befänden, nothwendig umgegossen, und frisches Pulver dahin geschafft werden. Die Aufmerksamkeit, mit welcher man mich über alles, was meine Generalfeldzeugmeisterstelle betraf, wachen sah, war schon allein hinreichend, diesen Antrag zu decken. Allein um dem Marschall ganz keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, hatte ich mich gegen ihn aus

eigner Bewegung anheischig gemacht, diese Lücke wieder dadurch auszufüllen, daß ich ihm zu gleicher Zeit und im Ueberfluß aus dem Arsenal zu Lyon, welches ich neulich mit großer Sorgfalt angefüllt hatte, alles zufertigen lassen wollte, was er nöthig hätte. Ich gab meine Einwilligung dazu, daß Biron einige von seinen Leuten nach Lyon zur Bedeckung der Schiffe senden dürfte, welche mit dem Geschütz beladen werden mußten, das ich ihm schickte, und daß er das Seinige nicht eher wegschicken sollte, bis dieses angekommen wäre. Er wußte nicht, wie ganz gemessene Ordre ich gegeben hatte, daß die Lyoner Fahrzeuge, welche äußerst langsam die Saone hinauffuhren, auf dem Wege aufgehalten werden sollten, bis die, welche aus Bourgogne kamen, sich außerhalb seines Gebiets befänden. Sobald ich beyde in meiner Gewalt sah, so setzten die Lyoner Fahrzeuge ihren Weg nicht weiter fort.

Biron merkte den Betrug, den ich ihm spielte, nicht eher, als da es zu spät war, der Sache abzuhelfen. Er ward entsetzlich aufgebracht, und prahlte öffentlich: er wolle mich ermorden; so daß der König mir schrieb, ich sollte nicht anders, als mit einer guten Bedeckung ausgehn. Ich hatte ferner, gleichsam ohne Absicht, die leichte Cavallerie an die Pässe vom Loinfluß verlegt. Dieses alles aber war nicht im Stande, dem Marschall die Augen zu öffnen, weil er es vielleicht nur für die Wirkung einer Begierde, ihm Verdruß zu machen, ansah. Der Baron von Lux und er zogen keine andere Folgerung aus der Unmöglichkeit, sich zu vertheidigen, als daß man dieselbe dem Könige zu verbergen suchen müsse, bis sie diesem Mangel durch fremde Unterstützungen abgeholfen haben würden. Deskûres und Jeannin bestärkten sie durch ihr Betragen in dieser Sicherheit. Von seiner Seite hatte

Lafin

Lafin ebenfalls die heiligsten Versicherungen gegeben: er habe ihn nicht nur nicht verrathen, sondern auch den König, mit dem er sich in keiner andern Absicht unterredet hätte, als um ihn auszuforschen, von allem Verdacht wegen seines eigentlichen Zwecks frey gefunden (7). Dieses bestätigte er ihm zu Fontainebleau noch, wo er ihm im Vorbeygehn sagte: „Muth, mein Gebieter, und ein gutes Spiel!" Ueberdieß hatte der königliche Staatsrath das Stillschweigen so getreu beobachtet, daß man bey Hofe nicht das geringste von dem vermuthete, was man gegen Biron im Sinne hatte, und daß Epernon, da er von des Marschalls Reise nach Fontainebleau hörte, ihm jemand entgegen schickte, und ihm die zwischen vornehmen Herren gebräuchlichen Diensterbietungen machen ließ (8); welches nach dem, was zu Blois vorgefallen, eine große Unbesonnenheit von ihm war, wie er in der Folge öfters selbst zugab.

Ich hatte eben eine kleine Reise nach Moret gemacht, da Biron bey Hofe ankam. Der König gab mir davon in folgendem Billet Nachricht: „Mein „Freund! Unser Mann ist gekommen; er thut entsetz„lich weise und zurückhaltend. Kommen Sie ge„schwind, damit wir Abrede treffen können, was wir „zu thun haben. Leben Sie wohl, ich bin Ihr ge„neigter König." Ich eilte hierauf sogleich, so geschwind, als mein Pferd nur laufen konnte, zurück, und fand den König vor meiner Wohnung mit dem Marquis von Praslin spatzieren (9). Er verließ diesen, um zu mir zu kommen, nahm mich bey der Hand, und sagte mir im Fortgehn: er habe auf alle mögliche Weise dem Marschall (10) das Geständniß seiner Vergehungen zu entreißen gesucht, allein umsonst; ungeachtet derselbe alles, was in seiner Seele vorgehe, so

schlecht zu verbergen wisse, daß man es auf seinem Gesicht lese. Der König entdeckte mir hierauf seine geheimsten Gesinnungen über den Marschall. Er hatte noch seine ehmalige Zärtlichkeit für ihn, und sah ihn nicht anders als mit Mitleiden an. Er wünschte sehr, daß man ihm hätte Mittel zeigen können, denselben, ohne Gefahr, nicht als einen Staatsverbrecher behandeln zu müssen. Allein dieses war bey dem Charakter, welchen Biron, wie jedermann wußte, besaß, nichts leichtes. Auf der einen Seite war es gefährlich, ihn sich nun entgehen zu lassen, da er nicht die geringste Reue über irgend etwas bezeugte; auf der andern Seite war die Gefahr nicht weniger groß, wenn man ihn, aus Zutrauen gegen seine Ergebenheit, wieder auf freyen Fuß stellen wollte, nachdem man ihm zuvor gezeigt hätte, daß man die Beweise seiner Verrätherey in Händen habe.

Der König kehrte hierauf noch zum letztenmale zu dem Entschlusse zurück, den ihm seine natürliche Gelindigkeit immer eingegeben hatte, daß man versuchen sollte, den Marschall zum Nachdenken über sich zu bringen. Da dieses ihm selbst nicht gelungen war, so gab er mir den Auftrag dazu, und versprach mir, alles zu genehmigen, was ich dem Marschall sagen würde, um ihn zu bewegen, daß er sich Sr. Majestät zu Füßen werfe. Nur davon sollte ich ihn nichts merken lassen, was la Fin gesagt hatte, um das Vorhaben, ihn beym Kopfe zu nehmen, dadurch nicht zu vereiteln, zu welchem man sich doch im Fall einer beharrlichen Halsstarrigkeit entschließen müßte. „Wenn er,“ sagte Heinrich, „auf das Zutrauen, das Sie ihm zu meiner geneigten Gesinnung gegen ihn einzuflößen suchen „werden, sich Ihnen entdeckt; so versichern Sie ihn, „daß er ohne Furcht zu mir kommen, und mir alles „bekennen dürfe. Wenn er mir nichts verbirgt, so

„gebe

„gebe ich Ihnen mein königliches Wort, daß ich ihm „von ganzen Herzen vergebe.“

Ich ging nun zu dem Marschall ins Schloß, wo ich ihn in dem Schlafzimmer Sr. Majestät, auf dem Kopfküssen des Betts sitzend, in einer Unterredung mit la Curee antraf. Es folgten mir ziemlich viele Leute. Da er hörte, daß man mir Platz mache, ging er mir entgegen, um mich zu begrüßen, that aber dieß mit der größten Kälte. Ich glaubte, den Anfang damit machen zu müssen, daß ich ihm den Zorn zu benehmen suchte, den er, wie ich wohl wußte, in seinem Herzen gegen mich trug. „Ey, was ist das? mein Herr!“ sprach ich zu ihm, indem ich ihn feurig umarmte, „Sie begrüßen mich wie ein Senator, wider ihre Ge„wohnheit: o! Sie dürfen keine so kalte Miene ma„chen: umarmen Sie mich noch einmal, und dann „wollen wir ein wenig zusammen plaudern.“ Da wir auf dem Bette Sr. Majestät saßen, und niemand nahe genug war, um uns zu verstehn, sagte ich zu ihm, in dem Ton, den ich, um ihn zu gewinnen, für den besten hielt: „Ey, mein Gott, was Sie doch auch für „ein seltsamer Mann sind! Haben Sie den König „begrüßt? Wie hat er Sie aufgenommen? Was „haben Sie ihm gesagt? Sie kennen ihn; er ist frey„müthig und offenherzig, und will, daß man es auch „gegen ihn sey. Man hat mir gesagt, Sie seyen zu„rückhaltend gegen ihn gewesen; dieß schickt sich weder „für seine, noch für Ihre Denkart. Ich bin Ihr Ver„wandter, Diener und Freund; folgen Sie meinem „Rath, Sie werden sich gut dabey finden. Sagen „Sie mir frey heraus, was Sie auf dem Herzen ha„ben, und seyen Sie versichert, daß ich der Sache hel„fen werde; befürchten Sie nicht, daß ich Sie be„triege.“

Auf alles dieß begnügte sich Biron zuletzt ganz gleichgültig zu antworten: „Ich habe dem König mit „aller ihm schuldigen Ehrfurcht meine Achtung ge„macht. Ich habe ihm auf alles, was er mich fragte, „Antwort gegeben. Allein es waren nichts, als alltäg„liche Reden und allgemeine Fragen, auch hatte ich „ihm wirklich nichts anders zu sagen.“ „Ey, mein „Herr!“ versetzte ich, „dieß ist nicht die Art, wie „Sie mit dem Könige umgehen müssen; Sie kennen „sein gütiges Herz: öffnen Sie ihm das Ihrige, und „sagen Sie ihm, oder mir, wenn Sie lieber wol„len, alles, so verspreche ich Ihnen, daß Sie beyde, „noch vor der Nacht miteinander zufrieden seyn sollen.“ „Ich weiß weder dem König, noch Ihnen etwas zu sa„gen, das ich gethan habe,“ erwiederte der Marschall; „allein wenn der König irgend ein Mißtrauen in mich „setzt, oder mit mir über etwas unzufrieden ist, so dür„fen Sie oder Er es mir frey heraus sagen, was es „auch immer betreffen mag, und ich werde eben so of„fenherzig antworten.“ „Ihr Kaltsinn ist gerade das, „was den König am stärksten beleidigt,“ sagte ich zu ihm, voll Begierde, ihn zu retten: „denn andre Par„tikularitäten,“ setzte ich sogleich hinzu, „weiß er nicht: „allein lassen Sie Ihr Gewissen selbst Richter über „Ihr Betragen seyn, und handeln Sie so, als wenn „Sie wüßten, wir seyen von allen Ihren auch den „geheimsten Handlungen, Reden und Gedanken unter„richtet. Denn ich schwöre Ihnen bey meiner Ehre, „daß dieses das rechte Mittel ist, von dem König alles „zu erlangen, was Sie nur immer begehren können. „Ich gebe Ihnen nur den Rath, den ich gemeiniglich „selbst befolge; wenn ich etwa ein Fehlerchen begangen „habe, so klage ich mich selbst vor dem König an, wie „wenn ich ein großes Verbrechen begangen hätte, und „dann thut er, was ich nur will. Nun, bey Gott!“

fuhr

fuhr ich äußerst lebhaft fort, „wenn Sie mir glauben „wollen, so können wir beyde den Hof und die Staats„geschäffte regieren.“ „Ich glaube Ihnen gerne,“ antwortete Biron wieder mit der nehmlichen Gleichgültigkeit; „allein ich habe weder große noch kleine „Sünden zu gestehen: ich fühle mein Gewissen ganz rein, „seitdem ich dem König zu Lyon gebeichtet habe“ (11). Ich hatte vielleicht bereits schon zu viel gesagt; dennoch konnte ich mich nicht enthalten, noch einigemal in ihn zu drängen, aber eben so vergeblich. Nach dieser Unterredung begab er sich auf sein Zimmer.

In eben dem Augenblick trat der König herein. Ich erzählte ihm, ohne ein Wort zu vergessen, alles, was ich zu Biron gesagt, und was er mir geantwortet hatte. „Sie sind ein wenig weit gegangen,“ sagte er zu mir, „so weit, daß er leicht hätte Unrath merken, „und davon gehen können;—gehn Sie in diese Gallerie,“ setzten Se. Majestät, nach einigem Nachdenken über die Verhärtung und den Starrsinn, mit welchem der Marschall von Biron in sein Verderben rannte, hinzu, „und erwarten Sie mich da; ich will mit meiner Ge„mahlin und Ihnen zugleich reden, und es soll niemand „zugegen seyn, als wir drey.“ Wirklich kam er nach einigen Augenblicken mit der Königin allein wieder zurück, und nachdem er die Thüre der Gallerie verriegelt hatte, sagte er zu uns: da ihm seine Pflicht, als König und als Vater für die Sicherheit des Staats zu wachen, der vielleicht in Gefahr sey, wieder in das vorige Elend zu versinken, kein andere Mittel übrig lassen, als den Marschall von Biron und den Grafen von Auvergne festzusetzen; so müsse man sich jetzt nur über die Mittel berathschlagen, wie man sich derselben bemächtigen könne, ohne daß die Sache mißlinge (12). Se. Majestät waren der Meynung, man sollte warten

bis sie beyde zu Bette gegangen wären, und alsdann mit gewaffneter Hand sie in ihren Zimmern aufheben. Ich hingegen gab den Rath, beyde in dem Cabinet des Königs bis in die späte Nacht aufzuhalten, und sie, wenn die übrigen Hofleute nicht länger auf das Schlafengehn Sr. Majestät warten und sich fast alle entfernt haben würden, beym Weggehen festzunehmen. „Ich sehe nicht, wie das, was Sie sagen, möglich sey," versetzte Heinrich, „wenn ich nicht mein Zimmer und „mein Cabinet voll Blut sehen will. Unfehlbar wer„den sie den Degen ziehen und sich zur Wehre setzen. „Und wenn das ja seyn soll, so sey es doch nur nicht „in meiner Gegenwart und in meinem Zimmer, son„dern in dem Ihrigen." Ich stellte ihm vor, es sey durchaus nothwendig, bey dieser Gelegenheit allen Lerm und alles Aufsehn zu vermeiden. Allein Heinrich blieb immer bey seinen ersten Gedanken. „Gehn Sie nach „Hause," sprach er, indem er mich beurlaubte, „und „speisen Sie zu Nacht. Legen Sie alsdann die „Stiefeln an, lassen Sie alle Ihre Leute eben dieß „thun, und befehlen Sie ihnen, die Pferde auf neun „Uhr bereit zu halten, damit Sie gleich auf den ersten „Wink von mir verreisen können."

Ich begab mich nun nach dem Flügel des Schlosses, den ich bewohnte, und sobald ich nach den eben erhaltenen Befehlen Sr. Majestät die meinigen ertheilt hatte, verfügte ich mich in mein Cabinet, welches die Bequemlichkeit hatte, daß ich aus demselben alles bemerken konnte, was in der Gegend um Birons Wohnzimmer geschah, welches in dem gegenüberstehenden Flügel war. Abwechslend las und ging ich in dem Zimmer umher, warf aber unaufhörlich meine Augen auf die andre Seite, weil ich jeden Augenblick einen Angriff zu sehen, und von dem König neue Verhal-

tungs-

tungsbefehle zu empfangen erwartete. Es schlug neun, zehn, sogar eilf und endlich zwölf Uhr, ohne daß ich irgend etwas sich rühren sah. Nun glaubte ich gewiß, irgend ein widriger Zufall habe die Sache vereitelt. „Ich fürchte sehr," sagte ich, indem ich wieder in mein Zimmer trat, in welchem meine Leute alle, einige spielend oder schwatzend, andere schlafend, den Auftritt, welcher vorgehen sollte, erwarteten; „ich fürchte sehr, „man habe diese Vögel, die so leicht zu fangen waren, „aus Mangel an Vorsicht, fliegen lassen. So leicht „kriegt man sie nicht wieder. Zäumet die Pferde und „bindet das Gepäcke auf; ich will inzwischen ein paar „Worte in meinem Cabinet schreiben."

Ich blieb noch wohl eine halbe Stunde hier. Nun hörte ich ein Geräusch an der Thüre des Flügels, welche nach den großen Gärten führt, und eine Stimme, welche schrie: „Mein Herr, der König begehrt Sie!" Ich sah zum Fenster hinaus, und erkannte la Varenne, welcher mir weiter sagte: „Kommen Sie geschwind, „mein Herr, der König will mit Ihnen reden, und „Sie nach Paris schicken, um alles dort anzuordnen. „Denn die Herren von Biron und Auvergne sind ge„fangen." „Wo ist dieses geschehen?" fragte ich (13) „In dem Cabinet des Königs," versetzte er. „Gott „sey gepriesen, daß der König diesen Rath befolget „hat," erwiederte ich. Hierauf eilte ich in das Zimmer des Königs, der mir sagte: „Unsre Leute sind „gefangen, eilen Sie nach Paris, um ihnen ihre „Wohnungen in der Bastille zu bereiten. Ich werde „sie zu Schiffe an das Thor des Arsenals schicken, das „nach dem Flusse führt; dort lassen Sie, ohne daß „jemand sie sieht, sie aussteigen, und bringen sie ohne „Geräusch durch Ihre Höfe und Gärten an die Be„hörde. Wenn Sie auf diese Art, noch ehe sie an-

„langen, wenn es möglich ist, (und das wird gerade „nach Ihnen geschehn,) alles in Ordnung gebracht ha„ben, so gehen Sie ins Parlament und aufs Rath„haus; melden Sie dort das Geschehene und sagen „Sie, die Gründe werde man bey meiner Ankunft „vernehmen, und wie Ich hoffe, rechtmäßig finden." Alles dieses ward Stück für Stück sehr glücklich ausgeführt. In dem Augenblick, da die Gefangnen beym Arsenal ans Land stiegen, gebahr meine Gattin diejenige von meinen Töchtern, welche nach der Hand den Namen Fräulein von Sully führte.

Die Bewachung meiner zween Gefangnen vertraute ich Soldaten, die theils von der Leibwache des Königs, theils von meinen eignen waren. Ich vertheilte die Posten unter beyde so, daß sie gewissermaßen einander selbst bewachten. Ueberdieß stellte ich auf die Bastion, welche den Zimmern der Gefangnen gerade gegenüber stand, eine Wache, und eine andre auf das platte Dach des Donjon. Auf diese Art konnten die Gefangnen unmöglich entkommen, wenn sich nicht die Engel ins Spiel mischten. Dieß waren die Ausdrücke, deren ich mich in einem Schreiben an den König bediente. Seine wiederholte Warnungen bewogen mich, so viele Vorsicht zu gebrauchen. Er hatte mir nehmlich einige Tage nach der Festsetzung der zwey Gefangnen gesagt: er habe Nachricht erhalten, daß ein Plan, sie aus dem Gefängniß zu befreyen, gemacht worden. Ich sollte deswegen gute Sorge tragen, weil ich ihm von meinen Gefangnen Rechenschaft geben müßte. Hierzu war ich ganz bereit, weil ich mich auf die Treue meiner Soldaten verließ, die man alle ohne Ausnahme hätte bestechen müssen. Ein andermal benachrichtigte mich der König, das Projekt zur Befreyung des Biron und Auvergne, gehe zugleich auch auf meine Person.

son. Ein Schiff voll Soldaten solle nehmlich in der Nacht den Fluß hinunter fahren, an der Treppe bey der Hinterthüre meiner Wohnung, welche nach dem Flusse sieht, anländen, diese mit einer Petarde, wie auch die zweyte aufsprengen, sogleich auf mein Zimmer losgehen, um mich noch im Bette zu finden, und dann mit mir nach Franche Comte eilen, wozu man alle zehn Meilen frische Vorspann bestellt hätte, um mich zur Rache so zu behandeln, wie Biron behandelt werden würde. Diese letzte Nachricht schien mir, ungeachtet ihrer Umständlichkeit, eben so grundlos, als die erstere. Doch dankte ich dem König dafür, daß er, bey Ertheilung derselben, die Güte hatte, mir zu befehlen: ich sollte mit der größten Sorgfalt für meine Sicherheit wachen; und mich zu versichern, daß, wenn der gegen meine Person geschmiedete Plan zum Unglück ausgeführt werden sollte, er ohne einiges Bedenken, um mich wieder zu bekommen, die zween Gefangnen, und wenn es nöthig wäre, noch andre Sachen von weit größerm Werthe hingeben würde. Um den König zu befriedigen, stellte ich nun zu dieser Hinterthüre noch einen andern Posten zur Bewachung.

Der erste Präsident, der Präsident von Blantmesnil, und die zween Parlamentsräthe (14) von Fleury und von Thürin wurden von dem Parlament zu Inquisitoren der Gefangnen ernannt. Ich ließ sie deswegen in den kleinen Pavillon, der mitten in der großen Allee des Arsenals steht, führen.

Da jene in der Folge nothwendig vor dem ganzen Parlamente verhört werden mußten, so ließ ich ein bedecktes Schiff verfertigen, in welchem sie hin- und hergeführt wurden, ohne von jemand gesehn zu werden. Der ganze Hergang dieses Prozesses und die besondern Umstände der Begebenheit, von welcher ich rede, sind jeder-

jedermann bekannt. Das Publikum weiß, daß der Marschall von Biron, als er den Civillieutnant Miron an dem Fuße des Schaffots erblickte, denselben ermahnte, dem Lafin nicht zu trauen (15), daß er den alten Rümigny beym Abschiednehmen bat der Fräulein von Rümigny in seinem Namen die Hände zu küssen, welches das einzige Geschenk sey, das er ihr machen könnte, und verschiedne andre Züge dieser Art. Die Anfälle von Wut und Schrecken, die Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit, die er bey der Execution sehen ließ — Er, der den Namen des Unerschrocknen in den größten Kriegsgefahren erlangt hatte (16) — haben zu tausenderley Gerede Anlaß gegeben, und werden ohne Zweifel von den Geschichtschreibern nicht übergangen werden. Ich weiß also nichts neues hierüber zu melden, einiges vielleicht ausgenommen, das mich persönlich betrifft.

Während daß man die Verbrechen der zween Staatsgefangnen untersuchte, begehrten sie einigemal mit mir zu sprechen (17). Allein ein doppelter Grund hinderte mich, in dieses Begehren zu willigen. Erstlich wäre alles Bitten und Flehen für den Marschall umsonst gewesen, indem die Sicherheit des Staats allzu sehr von seinem Tode abhieng, und der König allzu fest dazu entschlossen war, als daß man mit Erfolg um seine Begnadigung hätte bitten dürfen. Zweytens wollte ich, als ein in die Anklage des Lafin mitverwickelter, schlechterdings nichts thun, was boshaften oder schwachen Gemüthern auch nur einen entfernten Verdacht hätte beybringen können: ich habe den zween Gefangnen ein gelinderes Urtheil auszuwirken gesucht, oder auch nur mit ihnen zu reden nöthig zu finden. Vielmehr wollte ich die Leute auf die Gedanken führen, wenn es auch gegründet wäre, daß ich in der kleinsten Verbindung mit Biron gestanden, so würde die Weigerung,

gerung, ihn zu sprechen, denselben unfehlbar bewegen, einen Mann, den er bereits aus verschiednen andern Gründen als einen Verräther von ihm ansehn müßte, auf keine Weise mehr zu schonen. Allein er respektirte meine Unschuld, und wenn er von mir redete, welches einigemale geschah, so that er es mit der größten Erhebung der guten Rathschläge, die ich ihm gegeben, und mit Klagen über sich selbst, daß er diese nicht befolgt hätte.

Der Großprevot von Isle de France, Deffünktis, schrieb alle Reden desselben, in welchen mein Name vorkam, auf ein Papier zusammen, und überreichte mir dieß einige Zeit hernach. Nur aus diesem Aufsatz erfuhr ich, daß Biron, da er die Capelle verließ, in welcher er den Herrn Garnier und Maignan, Doktoren der Sorbonne, gebeichtet hatte, gefragt habe: ob niemand von dem Herrn von Rosny zugegen sey? Da man ihm antwortete, der jüngere Arnaud sey hier, habe er ihn zu sich gerufen und ihm gesagt: „Herr „Arnaud, ich ersuche Sie, dem Herrn von Rosny in „meinem Namen die Hände zu küssen, und ihm zu „melden, daß er heute einen der treuesten und ergeben„sten Freunde, Anverwandten und Diener verliere, „die er je gehabt hätte. Ich habe seine Verdienste „und seine Freundschaft immer sehr hoch geschätzt.“ „O!“ sagte er hierauf mit erhabner Stimme und so vielen Thränen, daß er sein Gesicht mit seinem Schnupftuche bedecken mußte, „o! hätte ich ihm geglaubt, ich „wäre nicht hier. Ich bitte Sie, ihm zu sagen, ich „lasse ihm meine Brüder empfehlen, besonders meinen „Bruder Sanct Blancard, der sein Neffe ist. Er „sollte doch dafür sorgen, daß mein jüngster Bruder „eine Bedienung bey dem Dauphin bekomme. Sagen „Sie ihnen, wenn ich gleich böse gewesen, so sollen sie „nichts destoweniger rechtschaffne Männer seyn und

„dem König immer treu dienen, aber nicht sogleich an „den Hof kommen, damit man ihnen nicht meinetwe„gen irgend einen Vorwurf mache.“ Ein andermal sagte Biron: „O! welch ein guter und getreuer Die„ner des Königs und des Staats ist Herr von Rosny, „welch ein weiser Minister! wie weislich handelt der „König, daß er ihn braucht. So lange sich Se. Maje„stät seiner bedienen werden, kann Frankreich nicht an„ders als glücklich seyn. Hätt' ich ihm geglaubt, ich „wär es ebenfalls.“ Bey jeder andern Gelegenheit würde ich mich äußerst hüten, dergleichen Reden zu meinem Lobe hieher zu setzen. Allein dießmal glaubte ich, sey es mir nicht erlaubt, den Sinn der Worte des Marschalls auch nur einigermaßen zu entstellen. Ich wußte von diesen öffentlichen Beweisen seiner Achtung für mich noch nichts, da ich mich mit allen seinen Anverwandten vereinigte (19), um für ihn eine, in der That unbedeutende Gnade zu erbitten, nehmlich, daß der König den Ort der Execution abändern möchte. Wirklich gestatteten auch Se Majestät, daß Biron, anstatt auf dem Greveplatz, wie das Todesurtheil lautete, in dem Hof der Bastille enthauptet werden sollte.

Durch diesen Streich, welcher den Aufrührern ihren Anführer entriß, war ihr ganzer Plan zernichtet. Lavardin, den der König zu gleicher Zeit an der Spitze einiger Truppen nach Bourgogne geschickt hatte, bemächtigte sich aller Plätze, die der Marschall von Biron besetzt hatte, ohne Schwerdtstreich, und ließ hierauf Sr. Majestät durch Senece sagen, diese Provinz sey bezwungen. Der Dauphin bekam dieses Gouvernement, und Herr le Grand war zu seinem Lieutenant bestellt. Heinrich begnügte sich an diesem Opfer der Gerechtigkeit, und ließ den übrigen Verschwornen alle Gnade wiederfahren, Fontenelles ausgenommen, an

dem

dem er ein Exempel zu statuiren für nöthig fand, wenn gleich viele Leute ihn nicht für einen der Strafbarsten hielten (20). Die Anzahl der Mitschuldigen war sehr groß, und wenn man die Sache genauer untersucht hätte, so würde man gefunden haben, daß eine Menge der vornehmsten Herrn bey Hofe ziemlich tief darein verwickelt gewesen sind (21). Ich bestärkte den König aus allen Kräften in der Neigung zur Gelindigkeit, die er bezeigte. Ich redete mit denen, von welchen ich wußte, daß sie einigen Antheil an Birons Projekten gehabt hatten, und war so glücklich, sie zu überreden, daß ihnen kein andres Rettungsmittel übrig wäre, als sich dem König zu Füßen zu werfen. Dieses Mittel ergriffen, außer wenigen, alle. Die Verschwiegenheit, die ich ihnen angelobt hatte, heißt mich, ihre Namen geheim halten. Anstatt diesen Schritt zu bereuen, von welchem niemand nichts wußte, als der König und ich, sahen sie bald augenscheinlich, daß der König nicht nur keinen Groll deswegen auf sie warf, sondern sie noch herzlicher zu lieben schien. Hebert war ebenfalls festgesetzt. Er war der Sekretär der Verschwornen gewesen, und hatte im Namen des Marschalls von Biron, wie man wohl wußte, verschiedene Reisen nach Mayland und durch ganz Italien gemacht. Ich bekam den Auftrag, ihn in Gegenwart des Grafen von Auvergne zu befragen, und seine Aussagen anzuhören. Der König hatte ihm Pardon versprochen, wenn er alles, was ihm bekannt wäre, aufrichtig anzeigen würde. Die vornehmste Sache, die er entdeckte, und welche den König noch stärker von der Treulosigkeit des Spanischen Hofes überzeugte, betraf die Absendung des Ronkas und des Alphons Cazal, beyder zugleich oder auch jedes derselben einzeln, an den Marschall von Biron, um ihm beträchtliche Summen zu überbringen, oder in einigen Malen zu übermachen. Um Hebert

bert zu überzeugen, daß Se. Majestät ihn nicht täuschen wolle, legte ich gleich im Anfang des Verhörs den königlichen Begnadigungsbrief in die Hände des Grafen von Auvergne.

Der Graf von Lüx hätte ebenfalls an der Amnestie Antheil. Er war in die äußerste Verlegenheit gerathen, als er die Gefangennehmung seines Freundes vernahm, weil er beydes beynahe gleich gefährlich fand, das Königreich zu verlassen oder in demselben zu bleiben. Er befand sich gerade in dieser Verlegenheit, als la Plüme zu ihm kam, um ihm in Sr Majestät Namen zu befehlen, nach Hofe zu kommen, zugleich aber ihm Vergebung zusicherte, wenn er dieselbe durch seinen Gehorsam und seine Reue verdienen würde. Der Baron, der jetzt noch verlegner war, als vorher, weil ihm sein Gewissen sagte, wie sehr er gefehlt hätte, antwortete doch: er seye bereit, zu thun, was der König von ihm foderte, wenn er ihm nur verspreche, daß er nicht der Beschimpfung eines öffentlichen Verhörs oder einer Confrontation ausgesetzt, bey seiner Bedienung gelassen (22), und ihm nach abgelegtem Geständniß sich wieder zu entfernen erlaubt werden sollte. Er fürchtete nehmlich, man möchte ihn unter dem Vorwand, dasselbe sey nicht vollständig oder aufrichtig gewesen, zurückhalten. Weil der Bote kein schriftliches Versprechen von Sr. Majestät hatte, so schien sich Lüx mit einer Versicherung von meiner Hand zu begnügen, daß ihm kein Leid widerfahren solle.

Da der König dem Baron alle seine Foderungen bewilligt hatte, so kam er nach Paris. Er traf den König, da er eben auf die Jagd gehen wollte, warf sich ihm zu Füßen und wollte eine lange Rede anfangen. „Gehn Sie zum Herrn von Rosny," sagte Heinrich, indem er ihn sogleich unterbrach, weil er

nicht

nicht Zeit hatte, ihn anzuhören, „und dann will ich „auch mit Ihnen reden." Dieser Befehl, der Ton, in welchem derselbe gegeben ward, wie Lux zu bemerken glaubte, und der Ort, wohin er ihn schickte, dieß alles fieng an ihn zu beunruhigen, so daß er in Versuchung kam, sich mit der Flucht retten zu wollen. Allein er kam doch ins Arsenal, aber so voll Schrekkens, daß er, anstatt zu hören, was ich ihm sagte, unaufhörlich seine Augen auf alle Seiten warf. Seine Furcht ward noch größer, als er die Wache des Königs in dem Hofe des Arsenals aufmarschiren sah. Der König hatte sie dahin beordert, weil er auf dem Rückwege von der Jagd hier durchzukommen gedachte. „Ey, mein Herr," sagte Lux, der sich für verloren hielt, zu mir, „ich bin auf des Königs und Ihr Wort „hieher gekommen; wollen Sie mir denn dasselbe nicht halten?" — „Warum fragen Sie mich das? mein „Herr!" versetzte ich. — „O, mein Herr!" antwortete er, „die Wache, die ich aufmarschieren sehe, „bringt mich auf die Gedanken, daß es nicht des Kö„nigs, sondern meinetwillen geschieht." Er bat mich, ohne mir Zeit zu lassen, ihn aus seinem Irrthume zu reißen, ich sollte ihn doch, eh ich ihn einsperrte, mit dem König reden lassen, und versprach mit der größten Aufrichtigkeit, wie ich gewiß glaube, ihm nichts zu verhelen. „Ich sehe schon lange," sagte ich zu ihm, „daß „Sie sehr unruhig sind; allein Sie dürfen sich nicht „fürchten. Ich habe keinen Befehl, Sie festzusetzen; „reden Sie aufrichtig mit dem König; schwören Sie „ihm treu zu bleiben, und halten Sie es, so haben Sie „nichts zu besorgen. Hätte der Herzog von Biron „dieses thun wollen, so würde er noch jetzt leben." In diesem Augenblick brachte man uns die Nachricht, daß der König im Louvre sey und mit mir reden wollte. Die Jagd hatte ihn bis in die Nacht beschäfftigt, so

daß er, statt ins Arsenal zu kommen, sich entschlossen hatte, gerade nach dem Louvre zu gehn. Dieses stillte die Unruhe des Barons von Lüx.

Er unterredete sich den folgenden Tag mit Sr. Majestät mehr als vier Stunden lang. Man hatte keine Ursache, ihn einer allzugroßen Verschwiegenheit zu beschuldigen. Er beschuldigte eine so ungeheure Menge von Personen, daß Heinrich froh darüber war, in der Allgemeinheit dieser Beschuldigungen einen Vorwand zu finden, daß er nichts davon zu glauben habe. Er beruhigte sich und fuhr fort die Beschuldigten alle, welche größtentheils immer an seiner Seite waren, nicht weniger gütig zu behandeln. Nicht, daß nicht viele darunter seyn mochten, welche um die verderblichen Entwürfe des Marschalls von Biron gewußt hatten. Allein die Hoffnung, unter der Menge verborgen zu bleiben, bewog sie, ungeachtet der Schritte, die ich gegen sie that, und der Versprechungen, die ich jedermann ertheilte, sich dennoch nicht selbst anzuklagen. Ganz anders verhielt sich der Connetable. Er war mit dem Herzog von Biron, ich weiß nicht, in was für Verbindungen gestanden, welche die Klugheit ihm gewiß nicht eingegeben hatte. Da ich versichert war, daß diese sich nicht weiter, als auf ihre Personen erstreckt hatten; so hielt ich es für meine Pflicht, den Connetable wegen seiner Gesinnungen bey dem König zu rechtfertigen, weil derselbe ihn, ungeachtet der Versicherungen von Treue, die er Sr. Majestät gegeben hatte, scheel anzusehen sich nicht enthalten konnte. Ich kann wohl sagen, daß ich nicht wenig dazu beytrug, ihn wieder bey dem König in Gnade zu bringen. Die Sache mochte nun wahr oder falsch seyn, so hatte doch dieser Prinz keine Ursache, die Nachsicht, die er jedem erwies, zu bereuen (23). Den Grafen von Auvergne ausgenommen, auf welchen ich nun wieder kommen will.

Die Art des Verbrechens, das er mit dem Herzog von Biron gemein hatte, und die Gleichheit der Beweise gegen beyde, drohten dem Schein nach beyden eine ähnliche Strafe; und doch war ihr Schicksal sehr verschieden. Der König schenkte nicht nur dem Grafen das Leben, und ließ ihm dieses durch den Connetable ankündigen; er versüßte ihm auch seinen Aufenthalt in dem Gefängniß sehr. Er erlaubte ihm, mit dem Lieutenant der Bastille einen Akkord wegen der Tafel zu schließen, nahm ihm die Bezahlung der Unkosten für die ihm zur Bewachung zugegebnen Offiziere und Soldaten ab, und setzte die Zahl derselben endlich, den Gefreyten mit eingeschlossen, auf fünfe herab. Dieß that Er auf meine Vorstellung, daß eine größre Anzahl in der That unnütz sey. Nur die Erlaubniß, auf den Terrassen herum zu spatzieren, konnte er anfänglich nicht erhalten. Ich sage anfänglich; denn in der Folge erlaubte man ihm alles, und er wurde sogar nach Verfluß einiger Monate ganz frey (24). Man hatte ihn so wenig daran gewöhnt, als ein Verbrecher behandelt zu werden, daß er, als man ihm die Nachricht brachte: „der König schenke ihm das Leben," zur Antwort gab: damit sey ihm nicht gedient, wenn man ihn nicht zugleich freylasse.

Die, welche überhaupt alle Handlungen der Könige, sie mögen nun gut oder böse seyn, mit ihrem Beyfall beehren, werden wohl auch einige Gründe vorräthig haben, um dieses so verschiedne Betragen Heinrichs gegen zwey gleich strafbare Männer zu rechtfertigen. Sie werden sagen, was man bey Hofe damals auch sagte: die Dienste, welche der Graf von Auvergne Sr Majestät in der Folge dadurch würde leisten können, daß er ihm von allem Nachricht ertheilte, was die Spanische Faktion etwa zu Frankreichs Schaden

anspinnen möchte, haben den König vollkommen berechtigt, denselben um seiner selbst willen zu schonen. Ich hingegen bin allzu aufrichtig, als daß ich hier nicht frey heraus gestehn sollte, der König verdiene wegen dieser Handlung keine Lobsprüche seiner gnädigen Gesinnungen; seine Leidenschaft für die Marquisin von Verneuil, des Grafen von Auvergne Schwester, sey vielmehr der einzige Grund gewesen, welchem dieser jene Nachsicht zu danken hatte. Ich begnügte mich damals dieses zu denken, und verlor zwey Jahre lang kein Wort hierüber gegen den König, in der Ueberzeugung, daß meine Worte gegen die Bitten und die Thränen einer Geliebten allzu unmächtig seyn würden, und daß es, wenn einmal eine Sache geschehn ist, nichts helfe, immer an begangne Fehler zu erinnern. Erst da der Graf von Auvergne seinen Wohlthäter durch neuen Undank nöthigte, zu den nehmlichen Maaßregeln wieder zu schreiten, berührte ich diesen Punkt ein wenig gegen den König. Er selbst nöthigte mich durch seine Fragen dazu.

Eines Tags nehmlich, da die Unterredung zwischen uns auf diesen Gegenstand gefallen war, sagte Heinrich, nachdem er mich eine Zeit lang, ohne ein Wort zu reden, angesehn hatte, endlich zu mir: er habe sich immer sehr darüber gewundert, daß ich ihn nie über die Gründe befragt habe, die ihn, dem Grafen von Auvergne das Leben zu schenken, bewogen hätten. Ich antwortete, daß ich geglaubt hätte, mich in Ansehung dieser Gründe auf meine eigne Vermuthungen einschränken zu müssen. Ich habe hauptsächlich zwey gefunden, mich aber gescheuet, sie ihm zu entdecken, weil ich dieses vielleicht nicht ohne Gefahr, Sr Majestät zu mißfallen, hätte thun können. Mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit versetzte Heinrich sogleich: er merke wohl, daß

daß der eine von diesen Gründen die Marquisin von Verneuil betreffe. Allein er versichre mich, daß dieser Grund allein nicht im Stande gewesen wäre, dem Grafen eine andre Gnade zu verschaffen, als höchstens etwa ewige Gefangenschaft, statt des Todes. Den zweyten Grund hingegen, welchem ich seine Loslassung zuschreibe, könne er schlechterdings nicht errathen. Und nun nöthigte er mich, ihm denselben zu sagen, und befahl mir dieses sogar einige male sehr nachdrücklich. Ich gestand ihm: ich hätte gedacht, der König würde einen Mann nicht zu einem schimpflichen Tode verurtheilen, welcher immer doch der Oheim seiner Kinder, im Fall, daß er von der Marquisin welche bekäme, gewesen seyn würde. Heinrich schwur mir, daran nicht gedacht zu haben. Doch würde dieser Grund, wenn er ihm beygefallen wäre, sehr viel Gewalt über ihn gehabt haben. Nun wollte er, daß ich ebenfalls den wahren Grund zu errathen suchen sollte, der ihn, den Grafen aus dem Gefängnisse zu entlassen, bestimmt habe. Er wiederholte es noch einmal, daß weder die Bitten seiner Maitresse, noch des Connetable und der drey Töchter desselben, noch Ventadours, die sich ihm zu Füßen geworfen hatten, so vielen Antheil hieran gehabt haben, als ich mir einbilde. Denn alle diese Personen hätten um nichts anders, als um das Leben des Verbrechers gebeten. Endlich sagte er mir, nach langem Umschweif: er habe sich vorzüglich durch die großen Versprechungen des Grafen von Auvergne und durch den Anschein von Aufrichtigkeit, mit welchem er diese vorgebracht hätte, dazu bewegen lassen. Hierauf erzählte er mir alles, was zwischen ihm und Auvergne damalen vorgegangen sey, als dieser die Gnade, mit Sr Majestät zu sprechen, erlangt hatte. Der Graf habe nach einer Menge von Versicherungen, wie sehr er seine Verbrechen bereue, und von Betheurun-

 gen

gen seiner zukünftigen Treue, mit den stärksten Eydschwüren versprochen: wenn Se Majestät ihm die Freyheit zu schenken geruhten, so wolle er immer die geheimsten Entwürfe des Spanisches Hofes entdecken. Er dürfe zu diesem Ende nur gegen diesen Hof die Miene annehmen, wieder in seine alten Verirrungen verfallen zu seyn, und demselben also das für wahr zu halten bewegen, was er nur aus Verstellung zu seyn scheinen werde. Damit aber diese List ihm nicht in Spanien die Strafe eines Verräthers zuziehen könnte, so müsse der König keinem einzigen von seinen Ministern das geringste von dem, was er jetzt sage, entdecken, und eben so wenig selbst aus seinen Reisen nach Spanien, oder aus den Briefschaften, die er von dorther empfangen werde, Verdacht schöpfen.

Nach dieser Erzählung setzte der König hinzu: anfangs habe Er den Worten des Grafen nicht glauben können, und sogar einen Widerwillen gegen den Gedanken gehabt, daß er sich so weit erniedrigen sollte, das Werk eines Spions und Verräthers zu treiben. Nachdem aber der Graf ihm seine Bedenklichkeiten hierüber benommen; so habe er sich doch, ungeachtet ihm derselbe dadurch noch verhaßter geworden, endlich entschlossen, den Erfolg seiner Versprechungen zu erwarten, und sich derselben zur Aufklärung der geheimen Schritte des Spanischen Hofes zu bedienen, weil er dieses durch kein andres Mittel erhalten konnte. In dieser Absicht habe er dem Grafen die Verschwiegenheit und die Erfüllung aller übrigen Punkte, um die er ihm gebeten hätte, zugesagt.

Aus allem, was ich bisher von dem König gehört hatte, konnte ich so viel schließen, daß der Graf von Auvergne ihn in allen Absichten betrogen, oder vielmehr, ich wiederhole dieß noch einmal, daß ihn selbst seine

seine Schwachheit gegen seine Maitresse hinter das Licht geführt habe. Blos diese bezauberte seine Augen gegen Auvergne so sehr, daß er, nachdem diese Schwachheit ihn bereits bewogen hatte, dem Verbrecher das Leben zu schenken, sich durch eben dieselbe die Loslassung des Grafen, und zwar durch einen so schwachen Bewegggrund entreissen ließ. Den Einsichten Heinrichs würde es schlechte Ehre machen, wenn man sich blos an das halten wollte, was er mir hierüber sagte. Freylich kann man hierbey auch die Frage aufwerfen, ob der Graf von Auvergne nicht damals wirklich im Sinne gehabt, sein Wort zu halten? und ob er nicht deswegen zum Verräther an seinem König worden sey, weil er sich zum zweytenmal verführen ließ?

Uebrigens kann man es nicht läugnen, daß er ein verschmitzter, listiger, tiefblickender, erfindungsreicher und von Natur beredter Mann war. Alles Eigenschaften, die zu der Rolle sehr taugten, welche er spielen zu müssen glaubte. Allein, ohne seines Ehrgeizes, seines Hangs zu Wollust und seiner übrigen Leidenschaften zu gedenken, hatte er auch eine so natürliche Neigung zur Bosheit und Treulosigkeit, daß man ohne Mühe auf seine Rückkehr zu seiner alten Denkart rathen konnte. Und diese nahm er mit so vieler Kunst, daß der König nicht einmal bemerkte, zu welcher Zeit er wieder an ihm treulos ward, vorausgesetzt, daß er nicht von dem ersten Augenblick an dies schon gewesen sey. Er unterredete sich öfters mit Sr. Majestät von dem König in Spanien und sagte allemal, um seine Rolle desto besser zu spielen, recht viel Böses von demselben. Allein alles was er sagte, war im Grunde unbedeutend, da er hingegen dem Spanischen Hofe weit beßre Nachrichten von allem gab, was an dem Französischen vorgieng. Wir werden in der Folge genöthigt werden, seiner noch einmal zu erwähnen.

 Der

Der Prinz von Joinville, (25) welchen Heinrich ebenfalls begnadigte, war ein Jüngling von einem andern Charakter. Einen leichtsinnigern, unbedachtsamern Menschen habe ich nie gesehen. Er ward in jene schlechte Gesellschaft verwickelt, in welcher er sich, um nach der Mode zu seyn, und die Miene eines wichtigen Mannes zu haben, den Schein geben mußte, ausserhalb des Königsreichs Briefe zu wechseln. Dieses war hinreichend, ihn zu verführen. Auf die Nachrichten hin, welche Se. Majestät erhielten, daß er durch den Spanischen Gouverneur von Franche Comte, und den Minister, Grafen von Chamite, ein Verständniß mit dem spanischen Hof unterhalte, ließ ihn der König fest setzen. Da er sich gefangen sah, sagte er, wie die andern alle, er sey bereit, alles zu entdecken, allein gegen niemand, als den König selbst und gegen mich. Ich war einen Tag vorher nach Sülly gereißt, um diese neulich angekaufte Herrschaft zu besichtigen und den Entwurf zu neuen Gebäuden zu machen, welche mehr Bequemlichkeit als die damals stehenden haben sollten. Ich war kaum angelangt, und hatte mich zum Abendessen niedergesetzt, als ich das Horn des Königlichen Postillions hörte. Sogleich fiel es mir ein, mein Aufenthalt zu Sülly würde nicht lange dauern. Das Briefchen, das mir der Bote überreichte, enthielt nichts, als einen kurzen Befehl, mich sogleich zu Sr. Majestät zu verfügen, ohne weitere Erklärung. Ich schloß hieraus, daß es eine wichtige und dringende Sache seyn müsse und reiste deswegen des Morgens so frühe ab, daß ich Sülly nur beym Schein der Fackeln sah. Sobald ich wußte, wovon die Rede war, glaubte ich für einen unerfahrnen jungen Menschen bitten zu müssen, der aus bloßem jugendlichem Leichtsinn gesündigt hatte. Als man den Prinzen vor uns führte, gestand er, was man nur wollte. Der

König erkannte ihn gleich für das, was er war, und behandelte ihn nach Verdienst. Er ließ die Mutter desselben, die verwittwete Herzogin von Guise, und seinen Bruder, den Herzog von Guise kommen und sagte ihnen in seinem Cabinet: „Hier sehen Sie den verlohr„nen Sohn in Lebensgröße. Er hat sich Narrens„possen in den Kopf kommen lassen; ich behandle ihn „als ein Kind und verzeih ihm aus Achtung für Sie, „und den Herrn von Rosny, der mich mit aufgehob„nen Händen gebeten hat. Aber mit der Bedingung, „daß Sie ihm alle drey einen derben Verweis geben, „und daß Sie, mein Neffe, fügte er hinzu, indem „er sich gegen den Herzog von Guise wandte, mir in „Zukunft für ihn gut stehn. Ich gebe Ihnen die Auf„sicht über ihn, damit Sie ihn, wo möglich, klüger „machen.“

Diese Veränderung bey einem lebhaften, ungelehrigen Kopfe, der bereits eine falsche Richtung bekommen hatte, war eben nicht leicht hervorzubringen. Man ließ ihn einige Monate im Gefängniß, wo er fluchte, wetterte, und aus Langerweile versprach, sich zu bessern, wenn man ihn frey ließe. Der König bewilligte dieses und ließ ihm befehlen seinen Aufenthalt auf dem Schloß Dampierre zu nehmen. Allein Joinville fand den Aufenthalt in diesem Schlosse nicht angenehmer, als sein Gefängniß. Er ließ also dem König vorstellen, er könne nicht in einem Hause wohnen, welches nicht mit Meubeln versehen sey. Zum Unglück für ihn wußte der König das Gegentheil, weil er sich der Jagd wegen öfters in dieser Gegend, und der Schloßvogt ihm Zimmer und Betten in beyden Schlössern angeboten hatte. Er erinnerte sich sogar, daß er einmal zu Chevreuse übernachtet hatte, und daß sich daselbst neun oder zehn herrschaftliche Betten

befanden. Auch die Frau von Guise hatte ihm gesagt, Dampierre sey eben so meubliert als Chevreuse. Dieses brachte ihn gegen Joinville so auf, daß er mir darüber Vorwürfe machte, weil ich mich dieser ganzen Familie so sehr annehme, und mir befahl, in Zukunft mich nicht mehr darein zu mischen. Anstatt seinen Ausspruch zu ändern, fügten Se Majestät noch den Befehl hinzu, den Gefangnen aufs neue zu verhören, eh man ihn aus dem Gefängniß ließe. Der Jüngling, welcher dadurch wieder in den vorigen Schrecken verfiel, versprach eine neue, noch umständlichere Beichte als das erste mal; allein, da er den Zorn des Königs fürchtete, so bat er überdies, man sollte ihn doch durch mich verhören lassen.

Der Herzog von Bouillon hütete sich sehr, von seinen Gütern wieder an den Hof zu kommen, wie er doch dem König versprochen hatte. Dieser fand daher für gut, nach der Gefangennehmung des Marschalls von Biron an den Herzog zu schreiben, um zu sehen, ob Bouillon bey dieser Gelegenheit nicht einige Beweise von seinen Verbindungen mit dem Gefangenen geben würde. Er meldete ihm, der Marschall sey überwiesen, daß er sich wider den Staat in eine Verschwörung eingelassen. Er wolle ihm das erstemal, da er bey Hof erscheinen würde die Beweise davon zeigen, und die nähern Umstände erzählen. Wirklich begnügte sich der König dieses blos auf diese Weise zu verstehen zu geben, ohne einen Befehl beyzufügen. Der Herzog von Bouillon sah sogleich die Absicht des Schreibens ein, und beantwortete dasselbe so, daß er auf der Stelle einen Edelmann mit dem Auftrage, ihm Glück zu wünschen, weil er, wie er sich ausdrückte, der Gefahr entgangen wäre, nebst einem Brief an mich abschickte. Er hütete sich in diesem sorgfältig, sich irgend bloß zu

geben,

geben, entweder weil er bereits von der Gefangennehmung seines Verbündeten Wind bekommen hatte, oder weil er überhaupt als ein listiger Kopf im Augenblicke sich zu entschließen wußte. Er schrieb mir: nie sey eine Bestürzung der seinigen gleich gewesen, da er vernommen habe, daß der Staat und die Person des Königs sich in Gefahr befinde. Seine Treue und sein bereitwilliger Gehorsam, überall hin zu kommen, wohin ihn seine Pflicht rufe, würden den König je länger, je stärker überzeugen, daß er nie etwas von dieser Art von ihm zu besorgen haben werde. Er erwarte die Befehle des Königs, und meinen freundschaftlichen Rath, um beyde zu befolgen. In diesem Ton war der ganze Brief. Gleichwohl konnte er sich nicht enthalten, ein Wort zum Vortheil des Gefangnen einfließen zu lassen, allein in so allgemeinen Ausdrücken, daß ihm dieses unmöglich zum Nachtheil gereichen konnte. Er fügte nehmlich, dem Wunsche, daß dieser Vorfall die Ruhe Sr Majestät nicht stöhren möchte, die Worte bey: „und daß derselbe seine gütige Denkart nicht verändre."

Als ich den Brief dem König zeigte, so glaubte dieser, man würde sich desselben bedienen können, um den Herzog an den Hof zu bringen. Er durfte sein Ansehn nicht gebrauchen, ihm dieses zu befehlen, weil er, bey einer Weigerung, gleichsam gezwungen gewesen wäre, ihn mit bewafneter Hand über seinen Ungehorsam zu bestrafen, welches er weder thun durfte, noch wollte. Er sagte also mir, weil doch Bouillon einen Rath von mir begehre, wie er sich bey dieser Gelegenheit zu verhalten hätte, so sollte ich ihm folgendes antworten: freylich sey dem König zu verstehn gegeben worden, daß auch er von den Schritten des Herzogs von Biron Kenntniß gehabt habe. Allein dieses sollte ihn nur desto mehr bewegen, zu dem König zu kommen,

men, entweder um ihn von seiner Unschuld zu überzeugen, oder sich dadurch Verzeihung für einen Fehler zu verschaffen, daß er Ihm denselben gestünde. Ich versichre ihn, gebe ihm sogar mein Ehrenwort darauf, und, wenn es nöthig wäre, wollte ich ihm Bürge dafür seyn, daß er von Sr Majestät nicht nur nichts zu befürchten habe, sondern auch mit ofnen Armen empfangen werden würde. Da der König, als er mir dieses auftrug, sich erinnerte, wie zart meine Denkart über dergleichen Versprechungen sey, die er mich hier geben lassen wollte, so kam er meinen Einwendungen zuvor, und gab mir sein königliches Wort, daß der Herzog von Bouillon gerade so behandelt werden sollte, wie ich ihm schreiben würde. Nicht zufrieden mit diesem mündlichen Versprechen, gab er mir noch ein schriftliches in folgenden Ausdrücken: „Ich verspreche „dem Herrn von Rosny, daß ich dem Herzog von Bouil„lon, wenn er auf den Brief, den ihm jener schrei„ben, auf die Versicherungen, die er ihm geben, und „die Versprechungen, die er ihm machen wird, zu mir „kömmt, diese alle treulich halten, oder ihm erlauben „werde, sich in völliger Freyheit wegzubegeben, wohin „es ihm gut dünkt, so daß ihm weder beym Kommen „noch beym Weggehn irgend etwas Widriges begegnen, „oder ein Hinderniß in den Weg gelegt werden soll. „Worüber ich besagtem Herrn von Rosny mein Eh„renwort und königliche Versicherung ertheile. Geschehn „zu Paris. Den 24. Junius 1602.

Ich schrieb an den Herzog, und ohne ihm von dem Vertrage, welchen Heinrich seinetwegen mit mir eingegangen hatte, Nachricht zu geben, drang ich in den stärksten Ausdrücken und mit den mächtigsten Bewegungsgründen in ihn, seinen Aufenthalt bey dem König zu nehmen. Er erhielt diesen Brief ungefehr zu glei-

gleicher Zeit mit der mündlichen Antwort, die Heinrich ihm durch seinen Abgeordneten zurückschickte. Weil dieser jetzt nicht mehr selbst auf seiner Ankunft bestand, so nahm er daher einen Vorwand mir zu antworten: er habe, so sehr er es auch gewünscht hätte, meinen Rath nicht befolgen können, weil er mit den Befehlen des Königs nicht übereinstimmte, er begnüge sich daher, wie Se Majestät es wünschte, einen Mann, auf dessen Aussage man sich so gut verlassen könnte, als ob er es selbst wäre, an den Hof zu schicken. — Dieses war ein Edelmann mit Namen Rignac, welcher mit Bouillons Briefe an mich zu gleicher Zeit anlangte, und den man noch dazu frey halten mußte, als ob seine Reise, wer weiß wie wichtig, gewesen wäre, weil es den Anschein hatte, als sey er auf Befehl des Königs gekommen. Bouillon selbst, anstatt zu kommen, entfernte sich noch weiter, und ging nach Castres.

Es war kein Wunder, daß meine Gründe keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten; denn er betrachtete mich als seinen Todfeind. So hatte er mich öffentlich genannt, und Heinrich selbst wußte es, denn Er hat mir es in einem Briefe vom 28. December dieses Jahrs geschrieben. Ich habe mich eben so wenig über Bouillons Betragen gegen den König bey allen diesen Gelegenheiten gewundert. So bald er merkte, daß Heinrich sich stellen wollte, als wüßte er um seine Schuld nichts — und dies konnte er leicht entdecken — so sah er auch ein, daß er sehr leicht und ohne alle Gefahr den König und seinen ganzen Staatsrath täuschen könnte. Er durfte nur (26) immer äußerlich mit vieler Unterwerfung antworten, und brauchte doch nie etwas zu thun, was man nicht ausdrücklich von ihm zu fordern wagte. Er befand sich sehr gut bey diesem Betragen, und behielt es lange bey. Man kann nichts be-

bescheideners, nichts unterwürfigers seyn, als den Brief, welchen er über diese Sache an Du Maurier schrieb, und den ich aus den Händen des Königs erhielt, um ihn dem Kanzler und dem Herzog von Epernon mitzutheilen, mit welchen ich auf Heinrichs Befehl diese Sache sehr methodisch abhandelte. Er selbst nahm in Person großen Antheil daran, und gab sich die Mühe, — welche aber ganz unnütz blieb — sich mit Constant und Saint Aubin einen ganzen Nachmittag über den Herzog von Bouillon zu unterhalten.

Ein noch sonderbareres Spiel spielten bey dieser Gelegenheit der König von Spanien und der Herzog von Savoyen. Da alle Mächte, welche mit Frankreich in Freundschaft lebten, besonders England und Schottland, deren Gesandten noch zu Paris waren, dem König ihre Glückwünsche abstatten ließen, daß er eine gefährliche Verschwörung so glücklich unterdrückt hätte, zeigten sich Philipp und Carl Emmanuel als die eifrigsten. Ich weiß nicht ob Furcht oder eine andre Ursach sie bewog, zu einer so plumpen Verstellung ihre Zuflucht zu nehmen. Heinrich war aufrichtiger gegen sie. Er sagte ihnen grade heraus, er wäre von dem Antheil, den sie an diesem ganzen Komplot genommen hätten, und welchen sie so dreist auf die Rechnung des Grafen von Fuentes schrieben, als ob es möglich gewesen wäre, uns glauben zu machen, daß dieser aus eigner Bewegung mit den Verschwornen gemeinschaftlich gehandelt habe, sehr gut unterrichtet.

Er kam einige Tage nach Birons Hinrichtung zu mir in das Arsenal, und bey dieser Gelegenheit hatte ich eine Unterredung mit ihm, welche aufbewahrt zu werden verdient. Er begann mit verschiednen Betrachtungen, die er gewöhnlich über die Undankbarkeit Birons, Bouillons, des Grafen von Auvergne und noch

dreyer

dreyer andern von den vornehmsten Männern seines Hofes, denen er verziehen hatte, zu machen pflegte, und fuhr denn fort: „Sie sehen, daß gerade diejenigen, denen ich die meiste Gunst erzeigt habe, durch ihre Habsucht, ihren Eigensinn und ihren Ehrgeiz mir den größten Verdruß gemacht haben.“ Er zeigte mir nun, daß diese sechs Männer von ihm zu verschiednen Malen beträchtlichere Summen erhalten hätten, als seine fünf Vorgänger in der Regierung, welche man für so große Verschwender ausgäbe, den einzigen Heinrich III ausgenommen, ihren Günstlingen gegeben hätten. Um diejenigen, sezte er hinzu, welche bey jeder Gelegenheit die Dienste dieser sechs Personen so hoch erhöben, zum Stillschweigen zu bringen, sollte ich einen genauen Aufsatz von den Geschenken und Gnadenbezeigungen, die er ihnen, so lange sie ihm dienten, zugestanden hätte, verfertigen. Dieser Aufsatz solle blos enthalten, was er ihnen aus Freigebigkeit geschenkt hätte; alles, was seine Hülfe und sein Schutz ihnen bey mehr als einer Gelegenheit eingebracht hätten, sollte nicht darunter begriffen seyn. Dahin gehörte zum Beyspiel das Fürstenthum Sedan, für welches Bouillon dem König doppelt verbunden war, weil er es ihm erst verschaft, und dann ihn, wie ich oben schon erwähnt habe, in einem sehr gefährlichen Verhältniß wieder in dem Besitz desselben erhalten hatte.

Heinrich hatte diese Unterredung blos angefangen, um sie auf mich selbst zurück zu bringen. Er sagte mir, er habe nicht etwa die Absicht, mir dadurch, weil sie doch einige Beziehung auf den jetzigen Zustand meines Glücks haben könnten, eine Lehre zu geben, denn er kenne meine Treue hinlänglich um zu wissen, daß ich dergleichen nicht bedürfte; aber nach reifen Ueberlegungen über die Art, wie er sich gegen mich betragen

müsse,

müsse, damit das Vertrauen, welches er in mich setzte, nie geschwächt werden könne, glaube er in Ansehung der Belohnungen, welche meine Dienste und mein Haus (dies waren seine eignen Worte) verdienten, eine zwiefache Vorsicht gebrauchen zu müssen, die eine in Ansehung des Publikums und die andre wegen meiner selbst. Die erste bestünde darin, daß seine Wohlthaten weder so häufig noch so groß seyn dürften, daß sie mich dem öffentlichen Haß, der ohnedem stets gegen die ersten Minister auszubrechen bereit wäre, aussetzen könnten; die andre aber wäre, daß diese Güter und Würden so beschaffen seyn müßten, daß, wenn ich jemals aus Gründen der Religion oder andern Ursachen fähig seyn sollte, von meiner Pflicht abzuweichen, ich dadurch nicht in den Stand gesetzt würde, ihm selbst oder seinem Nachfolger zu schaden, oder den Staat in Gefahr zu bringen. „Mit Einem Worte," sagte er — nachdem er im Voraus mich versichert hatte, er wolle, ich sollte ihm eben so frey meine Gedanken sagen, als er ohne Umschweif mit mir reden würde — „ich will mir selbst „auch die Gelegenheit zum fernsten Verdacht gegen Sie „benehmen, damit nie etwas meine Freundschaft gegen „Sie untergraben könne. Täglich muß ich so viele ganz „unerwartete Treulosigkeiten erfahren, daß ich fühle, „ich werde dadurch wieder meinen Willen mißtrauisch. „Erwarten Sie daher nicht, daß ich Ihnen große „Städte oder feste Plätze schenke, welche Sie bey Ihrem Credit und Ihren Fähigkeiten in den Stand „setzen würden, mich entbehren, und den Frieden des „Königreichs stöhren zu können, so bald es Ihnen einfiele. Ich will für Sie nicht mehr thun, als ein König, dem seine Ehre, sein Ruf und das Wohl seiner „Völker lieb ist, für einen Diener, so treu er auch „seyn möge, thun muß.

Ehe ich noch Zeit hatte zu antworten, setzte Heinrich hinzu, er wolle von diesem Augenblick an, und bis sich Gelegenheit fände, das, was noch an meinem Vermögen fehlte, zu ergänzen, zu meinem Gehalt, welches kaum zu den Ausgaben meines Hauswesens hinreiche, eine außerordentliche Einnahme von 50 bis 60000 Livres jährlich hinzufügen, damit ich, wenn ich meine eignen Einkünfte dazu nähme, mir noch einige Güter kaufen, sie ausbauen, einrichten und verschönern, vorzüglich aber meine Kinder vortheilhaft versorgen könnte. Für diese aber, setzte er mit vieler Güte hinzu, behalte er sich vor, mir noch mehrere Zeichen seiner Güte und seines Wohlwollens zu geben. „Dies „thue ich um so lieber," fuhr er fort; „da ich weiß, daß Sie dieses Geld nicht thörichter Weise mit Maitressen, Pferden, Hunden und Spielen verschwenden werden."

Eine Menge verschiedner Gedanken, die mich während dieser ziemlich langen Rede beunruhigten, machten, daß ich stillschweigend zuhörte. Seine Freymüthigkeit und sein Zutrauen rührten mich zu sehr, um durch eine Aengstlichkeit, die tausend Andre an meiner Stelle übertrieben genannt haben würden, beleidigt zu werden. Da er durchaus meine Antwort hören wollte, sagte ich ihm endlich mit aller meiner Aufrichtigkeit: ich wäre zwar sehr überzeugt, daß weder er, noch seine Nachfolger, noch der Staat jemals das von mir zu befürchten haben würden, was seine Weisheit ihm als möglich verstellte, aber dennoch fände ich selbst, daß er auch hierin nicht zu weit gienge. Denn nach meiner Meinung wäre es einer von den vornehmsten Grundsätzen der Regierungskunst, daß ein Fürst sich nie einem einzelnen Mann, so große Dienste er auch von ihm erhalten haben möchte, blindlings in die Hän-

de liefern müsse, weil es unmöglich sey, daß irgend Jemand für seine künftigen Gesinnungen haften könne. Weit entfernt also, mich zu beklagen, fände ich in allem, was er mir gesagt hätte, bloß eine Ursache, seine Klugheit zu bewundern, und ihm zu danken, weil seine Belohnungen, so sehr er sie auch einschränken möchte, dennoch immer bey weitem meine Erwartungen und mein Verdienst überträfen.

Da ich aber nicht zweifeln konnte, daß boshaftes Einblasen der über mein Glück eifersüchtigen Hofleute an der Furcht, welche mir der König gezeigt hatte, Antheil haben könnte, so ergriff ich diesen Augenblick, um ihn zu einer Erklärung zu bringen, zu welcher, wie ich damals gleich voraussah, ich mehr als einmal würde zurückkommen müssen. Ich bat ihn daher um Erlaubniß ihm vorzustellen, daß er nicht ohne Ungerechtigkeit den giftigen Nachrichten der Angeber Glauben beymessen könnte, wenn er sich nicht vorher genau von meinem Unrecht überzeugt und mich selbst gehört hätte. Meine Aufrichtigkeit, ihm meine Fehltritte zu gestehen, die er stets unverändert finden würde, verdiente, daß er so mit mir verfahre. Er würde gewiß sehen, daß die strafbaren Absichten, welche meine Feinde mir beylegten, höchstens in dem einen Fehler bestünden, den ich auch jetzt gleich ohne Schwierigkeit einräumen wollte, und für welchen ich ihn freylich um Nachsicht bitten müßte, daß nehmlich zuweilen, wenn Hindernisse oder Aufschub bey Einrichtungen, die ich für nöthig hielte, mich ungeduldig machten, mir ein Wort von Verdruß oder Klage über seine eigne zu große Nachgiebigkeit entwischen könnte, aus welchem dann gleich meine Feinde mir ein Verbrechen machten, da man doch im Grunde in dieser Handlung selbst, auf welche

sie ihre Verläumdungen gründeten, die Reinigkeit meiner Absichten am besten müßte sehen können.

Was ich damals den König sagte, sage ich auch jetzt meinen Lesern, nicht etwa um mich durch eine angenommne Bescheidenheit zu rechtfertigen — denn ich glaube zu fühlen, daß ich dieser Entschuldigung nicht bedarf — sondern weil, so tadellos meine Aufführung auch gewesen ist, ich doch oft genöthigt worden bin, mich gegen den Fürsten, dem ich diente, zu rechtfertigen. Wenn man ungeachtet dieses Geständnisses mir die Gerechtigkeit, die mir gebührt, wiederfahren läßt, so wird man deshalb auch nicht weniger günstig von dem König urtheilen, wenn man auf die Verhältnisse und die herrschenden Grundsätze der Zeit, in welcher wir mit einander lebten, nur einige Rücksicht nehmen will. Zu allen Zeiten ist nichts schwerer, als sich gegen fein gesponnene Verläumdungen eines Hofmanns zu vertheidigen. Welchen Eindruck mußten diese nicht oft auf den Geist eines Fürsten machen, dem sich tausend Beyspiele von Ungehorsam, Verrath und Treulosigkeit, und kaum Eines von wahrer Anhänglichkeit darstellte? Um Heinrichs Gesinnungen gegen mich von Grund aus zu kennen, muß man ihn, das darf ich mit Recht sagen, nicht in solchen Augenblicken beobachten, wo die Erinnerung an so häufigen Undank, durch schlaue Lügen erweckt, sein Herz gegen seinen eignen Willen dem Verdacht und Mißtrauen öffnete; sondern dann, wenn der Eindruck, den jene Verschwörungen und heimlichen Bündnisse, in welche man mich so gern verflechten wollte, auf ihn gemacht hatten, in seiner Seele verloschen war, und er mir die unzweydeutigsten Proben seiner Zärtlichkeit gab. Uebrigens mag man von diesen kleinen Augenblicken der Ungnade, welche ich in der Zeit, die man die Epoche meines Ruhms und meines

Glücks nennen wird, ausstehen mußte, und welche jeder andre vielleicht verschweigen würde, um sich rühmen zu können, er habe alle Neigungen seines Herrn nach seiner Willkühr zu drehen gewußt, urtheilen, wie man will; ich habe bloß Wahrheit und Unterricht vor Augen, jene ist meine Führerin, und dieser mein Zweck.

Der Herzog von Luxemburg hatte dieß Jahr einen Prozeß vor dem Parlamente geführt, und seine Advokaten waren so dreist, 1500 Thaler für ihre Bemühung zu fodern. Er beschwerte sich darüber bey dem König, und dieser befahl nun dem Parlament, ein Arret zu geben, nach welchem die Bezahlung der Advokaten herab und auf einen gewissen Fuß festgesetzt, auch sie selbst angehalten würden, über die Gelder, die sie erhielten, Quittungen und Empfangscheine über alle Aktenstücke, welche man ihnen gegeben hätte, auszustellen, damit man sie zwingen könnte, die Dokumente zurück zu geben, die sie sonst immer zu behalten pflegten, bis ihre ausschweifenden Foderungen befriedigt waren. Es hatte jederzeit so nothwendig geschienen, der Habsucht dieser Herren Schranken zu setzen, daß die Stände schon dieselbe Verordnung gemacht hatten; nur war sie nicht befolgt worden. Das Parlament gab das verlangte Arret, aber statt sich ihm zu unterwerfen, gingen die Advokaten, drey bis vierhundert an der Zahl, in die Kanzley, legten dort ihre Sammtmützen, die Zeichen ihres Amtes, nieder, und nun hörten sogleich alle Sitzungen der Richter auf. Es entstand ein allgemeines Murren in ganz Paris, vorzüglich von jenen Pedanten und unnützen Müssiggängern, welche man überall antrifft, und die sich für klüger hielten, als den König, das Parlament und die Versammlung der Pairs und der General-Staaten.

Sie

Sie nahmen die Partey der Sachwalter, und diese fanden überhaupt so viele Vertheidiger, selbst am Hofe, die ein an sich selbst so geringes und leicht zu hebendes Uebel dergestalt zu vergrößern wußten, daß der König, durch ihr Geschrey betäubt, anfieng wegen der Folgen sehr besorgt zu werden.

Während der Zeit, da diese Sache in Bewegung war, unterhielt sich der König darüber eines Tages in seinem Cabinet mit den Hofleuten. Er erzählte ihnen, wie sehr man sich bemüht habe, ihn für die Sachwalter zu gewinnen, als auf einmal Sigogne ihn unterbrach, und mit der Miene eines Mannes, der sich beleidigt fühlt, und mit erhabner Stimme ausrief: „Das „wundert mich nicht, Sire, so wahr ich lebe, nicht. „Die Leute zeigen, daß sie die Zeit mit nichts hinzu„bringen wissen, weil sie sich mit einer solchen Kleinig„keit beschäfftigen. Wenn man sie schreyen hört, sollte „man glauben, es wäre um den Staat geschehn, wenn „man diese Schwätzer daraus verbannte, als ob das „Königreich unter Carl dem Großen und so vielen „mächtigen Königen, wo man weder von Advokaten „noch von Prokuratoren etwas wußte, nicht eben so „blühend gewesen wäre, als jetzt, da dieß Geschmeiß „uns beynahe auffrißt." Er führte nun das Protokoll der königlichen Kanzley, dessen erster Brief den Titel führt: **Erlaubniß - Brief, um durch einen Bevollmächtigten den Prozeß zu führen**, als einen Beweis an, daß die Sachwalter in Frankreich nicht alt wären. Da er merkte, daß man ihm mit Vergnügen zuhörte, setzte er hinzu, diese Kunst sey nur zum Untergang des Adels und des Volks, und zum Verderb des Ackerbaus und Handels eingeführt worden. „Es giebt," sagte er, „keinen Handwerker, kei„nen Hirten und keinen Bauer, ja nicht einmal einen

„bloßen Handlanger, der nicht nützlicher wäre, als je„ner Schwarm von Menschen, die durch unsre Thor„heiten und die feinen Kunstgriffe, die sie erfunden „haben, um Wahrheit, Recht und gesunde Vernunft „über den Haufen zu stürzen, reich werden. Wenn „wir so blind sind,“ fuhr er mit ächt komischer Lebhaftigkeit fort, „daß wir sie nicht ganz entbehren wollen, „oder so unglücklich, daß wir es nicht können; so darf „man ihnen nur befehlen, entweder binnen acht Tagen „nach den vorgeschriebnen Bedingungen, ihre Geschäff„te fortzusetzen, bey Strafe wieder zu dem Pfluge „oder dem Handwerksladen, welche sie verlassen haben, „zurückgeschickt zu werden, oder aber mit der Musquete „auf der Schulter dem Staat in Flandern zu dienen. „Ich bin gut dafür, wir werden sie bald wieder zu „ihren prächtigen Sammtmützgen laufen sehn, wie das „Ungeziefer nach dem Waizen.“

Es war Niemand in der Gesellschaft, der nicht über Sigogne's Einfall hätte lachen müssen. Der König belustigte sich am meisten darüber, und räumte ein, daß diese Gründe gut wären; aber, es sey nun, daß er sich durch Fürbitten hinreißen ließ, oder daß er befürchtete, die Unruhen, welche im Innern des Königreichs ausgebrochen waren, zu vermehren, oder daß er, wie er selbst sagte, sich vorbehielt, eines Tages darüber eine allgemeine Anordnung zu machen, welche sich nicht nur auf die Advokaten, sondern auch auf die Prokuratoren und den ganzen Stand der Rechtsgelehrten beziehen sollte; genug, er ließ für dießmal das Arret ohne Wirkung bleiben, und diese lächerliche Streitsache war damit beendigt, über welche ich keine weitere Anmerkungen mache, sondern den Leser auf Sigogne's Reden verweise. Im Publikum glaubte man ohnehin, er habe auf meine Veranlassung gesprochen (16).

Diese

Diese Geschichte führt mich auf den Prozeß, welchen der dritte Stand in Dauphiné dieß Jahr gegen den Adel und die Geistlichkeit über die Art der Erhebung und Vertheilung der Abgaben anfieng. Ich wurde nebst dreyzehn andern Commissarien, welche aus den ersten Männern des Königreichs erwählt waren, ernannt, um diese Sache zu untersuchen, aber es giengen sechs Jahre hin, ehe sie beendigt werden konnte, denn die Erbitterung der Parteyen war so groß, daß man zum zweytenmale hinschicken mußte, um Untersuchungen in der Provinz selbst anzustellen. Ich übte eine schnellere Gerechtigkeit gegen den General-Einnehmer Jousseaume, der bankrott gemacht und die königlichen Gelder entwendet hatte, aus. Er war nach Mailand entwichen. Ich ließ ihn dort gefangen nehmen und aufhängen. Man kann nicht mit zu viel Strenge eine Handlung ahnden, welche den Untergang vieler Familien nach sich ziehen kann. — In dem Streit mit den General-Einnehmern und Schatzmeistern von Bourgogne nahm der König sich seiner Finanzen an. Diese Leute hatten Anweisungen erhalten, um die Besatzungen und die Arbeiter an den neuen Vestungswerken zu bezahlen; aber entweder aus Bosheit oder aus Nachlässigkeit hatten sie's nicht gethan. Heinrich schickte auf meinen Rath einen rechtschaffnen Mann als Commissar dahin, welcher sogleich diese Finanzbeamten suspendirte, das Schatzmeister-Amt selbst übernahm, und einem andern die General-Einnahme übertrug. Alle dabey nothwendigen Unkosten wurden von dem Gehalt der Einnehmer und Schatzmeister genommen, „damit ich nicht selbst," sagte der König, „die Schuld „des Verbrechens bezahlen muß, welches sie gegen meinen „Dienst und ihre Schuldigkeit begangen haben."

Gegen die Ausfuhr der Gold- und Silber-Münzen aus dem Königreiche fand ich ein kürzeres und weniger gewaltsames Mittel, als Strafe und Confiscation; ich erhöhte den Preis der Münzsorten. Der Mißbrauch der Ausfuhr konnte aus keiner andern Ursach, als aus dem zu ungleichen Verhältniß unserer Münzen zu dem Gelde unsrer Nachbarn, entstehen. Zu gleicher Zeit führte ich anstatt der bisher gewöhnlichen Rechnung nach Thalern im ganzen Königreich die Rechnung nach Livres ein. Vielleicht wird man diese Einrichtung zu gesucht finden, da im Grunde beyde Arten zu rechnen auf eins hinauslaufen. Aber Erfahrungen, die ich gemacht zu haben glaube, bewogen mich, anders darüber zu urtheilen. Die Gewohnheit, einen Thaler zu nennen, weil man keinen bequemen Ausdruck zu geringern Sorten hat, treibt unvermerkt im Einkauf und Verkauf alle Theile des Handels über ihren wahren Werth hinaus.

Die Nachricht, welche der König von verschiednen Orten erhielt, daß die dazu angestellten Leute beträchtliche Gold- und Silberminen entdeckt hätten, wirkte auch auf den Handel. Das Gerücht davon hatte sich mit so vielem Anschein der Wahrheit bey Hofe verbreitet, daß Jedermann sich die Aufsicht über diese neue Arbeit als eine Quelle unendlicher Reichthümer vorstellte, und fast keiner übrig blieb, der nicht allen seinen Einfluß angewendet hätte sie zu erhalten. Der Obristhofmeister bekam die Oberaufsicht darüber, und Beringhen wurde General-Kontrolleur. Dieß gab Anlaß zu einem witzigen Einfall des la Regnardiere, der ein eben so beißender als glücklicher Witzling war, „man „hätte Niemanden besser zum Aufseher über die Gruben machen können, als einen Mann, der zeitlebens „andern Gruben gegraben hat." — Der Seidenbau, von

von welchem ich in der Folge reden werde, nahm auch in diesem Jahre seinen Anfang. Es wurde sogar schon ein Edict über die Anpflanzung der Maulbeerbäume gegeben.

Von allen diesen Verordnungen machte keine so viel Aufsehen, als die über den Zweykampf. Der König ging so weit, daß er den Schuldigen mit der Todesstrafe drohete (17), und darin handelte er gegen meinen Rath. Ich habe oft genug meine Meynung über diesen grausamen und barbarischen Mißbrauch gesagt, um gegen den Vorwurf gesichert zu seyn, als hätte ich gesucht, den Zweykämpfen Duldung zu verschaffen. Im Gegentheil; ich sah voraus, daß die zu große Strenge des Gesetzes gerade das vornehmste Hinderniß bey der Ausübung werden würde. Wenn ein Souverain den Unterthanen seinen Willen bekannt macht, so scheint es mir äußerst wichtig, vorher wohl zu untersuchen, ob das, was er verbietet, auch von der Art ist, daß die Todesgefahr dem Ungehorsam vorbeugen könne. Denn sonst, dünkt mich, werden die schärfsten Ahndungen immer weit weniger wirksam bleiben, als Entehrung oder nur hohe Geldstrafen. Wenn man die Natur des Zweykampfs genau untersucht, so wird man finden, daß er von dieser Art ist. Er betrifft gewöhnlich nur Personen von Stande, oft selbst vom höchsten Range. Ihre Bitten werden daher um so lebhafter und wirksamer seyn, als die angedrohte Strafe groß und entehrend ist; unausbleiblich wird daher mancher Schuldige Verzeihung erhalten. Solche Beyspiele, und die Hoffnung ungestraft zu bleiben, sind hinlänglich um die Uebrigen aufzumuntern, dem Gesetze ungehorsam zu werden. Oft thun solche Strafen die größte Wirkung, wegen welcher man weder um Gnade bitten kann noch darf.

Außer den Gesandtschaften, von welchen ich beym Anfang dieses Jahrs geredet habe, bekam der König noch eine sehr feyerliche von den 13 Schweizer Cantons. Zwey und vierzig Deputirte von dieser Nation kamen nach Paris, um die Erneuerung des Bündnisses zu vollenden, welches der Zweck von Birons Reise in die Schweiz gewesen war. Ich wurde nebst Sillery, de Vie und Caumartin ernannt, diese Unterhandlung zu führen. Meine Beschäfftigungen erlaubten mir aber nicht den Zusammenkünften täglich beyzuwohnen; ich ließ mir bloß von Sillery einen genauen Bericht von allem, was dabey vorging, abstatten. Die einzige Schwierigkeit, die ich machte, war über die 3 Millionen, die ihnen noch außer dem gewöhnlichen Jahrgeld von 40,000 Thalern zugestanden wurden. Ich hätte gewünscht, davon wenigstens einige während des Savoyischen Kriegs und bey andern Gelegenheiten bezahlte Summen abzuziehn. Uebrigens ist es immer ein wesentliches Stück bey der Aufnahme dieser Herren gewesen, ihnen eine gute Tafel zu halten und tüchtig mit ihnen zu zechen. Der König schenkte ihnen goldne Ketten und Medaillen. Eben so schickte er auch den Kämmerling, der ihn im Namen des Pabstes besucht hatte, mit reichen Geschenken wieder zurück, und gab seine Einwilligung zu dem Bündniß der Venetianer mit dem Graubündtnern gegen Spanien.

Die Ausrüstungen und andre große Vorbereitungen, welche diese Macht auf das künftige Jahr machte, erhielten immer das französische Cabinet in großer Aufmerksamkeit. Sie waren schuld, daß Heinrich, der stets dafür gehalten hat, daß die Kriegsmacht allein einen Staat blühend erhält, meinen Vorschlag einen Theil der Truppen abzudanken, und vorzüglich die

Com-

Compagnien seiner Leibwache um 12 bis 1500 Mann zu vermindern, nicht nur verwarf, sondern sogar beschloß, von neuem 6000 Schweizer anzuwerben. Nur mit Mühe erhielt ich, daß dieses bis zum September verschoben wurde. Er sorgte noch genauer, als vorher für die Bezahlung seiner Truppen, und der Connetable war so freundschaftlich sich für meine Compagnie Gensd'armen zu verwenden. Heinrich beschloß endlich eine Reise nach Calais zu machen, welche nach der in die Provinzen die beträchtlichste war, welche er in diesem Jahre unternahm.

Er ging gegen das Ende des Augusts über Verneuil (18) und hinterließ die Königin in demselben Zustande, als das vorige Jahr, da er eben die Reise machte. Sie war schwanger und gebahr im folgenden November ihre älteste Tochter (19). Er hatte mir dringend befohlen, fleißig zu ihr zu gehn, damit sie mit der Reise zufrieden wäre, und ihr alle mögliche Vergnügungen zu verschaffen, um ihr während der ersten Tage seiner Abwesenheit die Langeweile zu vertreiben. Während der ganzen Reise erkundigte er sich in jedem Briefe an mich nach ihrer Gesundheit und der Art, wie sie ihre Zeit hinbrächte. Von der Seite der Achtung und kleiner Aufmerksamkeiten versäumte er gewiß nichts, welches ihren Verdruß über seine andern Liebesgeschichten vermindern konnte. Ich glaube, daß die Legitimation des Sohns (20), den er von der Marquise von Verneuil hatte, ihr gerade um diese Zeit den empfindlichsten Kummer machte — Heinrich zog sich durch eine Erkältung bey einem nächtlichen Spaziergang, und da er den Arbeiten seiner Maurer zusah, ein Fieber zu, welches ihn zwang zu Monçeaux zu verweilen. Er brauchte aber kein andres Mittel um sich zu heilen, als die Jagd. So bald ich ihm geschrieben hatte, daß die

Königin sich in der Fassung befände, die er wünschte, befahl er mir mit dem Präsidenten Jeannin zu ihm nach Boulogne zu kommen.

In dieser Stadt war er Zeuge von einem Theil der Begebenheiten des Kriegs zwischen Spanien und den Niederländern; aber er blieb immer selbst gerüstet, was auch Philipp ihm für Versicherungen geben mochte, bis er gesehn hatte, welche Wendung die Angelegenheiten der Flamänder nehmen würden. Alles blieb hier ungefehr wie im vorigen Jahre. Die Belagerung von Ostende dauerte fort, aber die Belagerten waren thätiger dabey als die Belagerer. Moriz von Nassau war einige Zeit zu Berg geblieben; ungewiß, was er unternehmen sollte, rückte er den 19. September vor Grave und verschanzte sich, weil er während der Belagerung gestört zu werden vermuthete. In der That versuchte auch der Admirant von Arragonien in Abwesenheit des Erzherzogs Albert, der zu Brüssel krank geblieben war, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, und der Stadt zu Hülfe zu kommen; aber der Anschlag gelang nicht. Er hatte im Gegentheil den Verdruß, zu sehen, daß verschiedne von seinen Spanischen Compagnien aufrührisch wurden, die Hauptarmee verließen, und Hochstraaten und Deel besetzten. Durch falsches Benehmen zwang er sie, sich an den Prinzen von Oranien zu wenden, welcher ihnen die eben eroberte Stadt Grave zur Zuflucht gab.

Das Spanische Kabinet entschloß sich, noch größere Anstrengungen zu machen, um endlich diesen Krieg zu endigen. Es war zu dem Ende in Sicilien eine Flotte von zwölf großen Galeeren und andern Fahrzeugen mit vieler Sorgfalt ausgerüstet, stark bemannt, und mit allen nöthigen Vorräthen versehen worden. Diese lief

jetzt aus den Spanischen Häfen aus, um im Kanal zu kreuzen, und Friedrich Spinola, ein Verwandter des Marquis Spinola, welcher die Belagerung von Ostende kommandirte, bekam den Befehl über die Flotte. Er hoffte, sich zum Herrn der See zu machen, und dadurch den Flamändern den letzten Stoß zu geben. Vergebliche Hoffnung! Von seinen zwölf Schiffen gingen zwey verloren, ehe er noch die Küsten von Spanien verlassen hatte. Die zehn andern begegneten nachher einem holländischen Geschwader, welches sie beynahe alle wegnahm oder in den Grund bohrte. Das letzte, auf welchem Spinola selber entkam, scheiterte im Angesicht von Calais. Es war von den Kanonen dergestalt zu Grunde gerichtet, und die Mannschaft in so elenden Umständen, daß die Galeeren-Sklaven sich empörten und die Flucht nahmen, und Spinola selbst mit großer Mühe zu Calais ans Land kommen mußte. Er ging von da nach Brüssel, um sich bey dem Erzherzog über das Meer und die Stürme zu beklagen.

Spanien suchte sich für diese Unglücksfälle schadlos zu halten, indem es durch den Grafen von Fuentes das Marquisat Final in Besitz nehmen ließ. Es war unmöglich durch irgend einen Vorwand diese Usurpation zu entschuldigen, da dieser kleine Staat, der an der Küste von Genua liegt unstreitig ein Reichslehn ist (21). Dem ungeachtet wurde die Anerbietung des Kaisers, der, um wenigstens zum Schein die Rechte des Reichs zu behaupten, den Vorschlag that, Bevollmächtigte an Ort und Stelle zu schicken, um über die Sache Unterhandlungen anzustellen, von dem König von Spanien mit Verachtung abgewiesen. Eben so gewaltthätig verfuhr dieser mit Piombino, einem andern Reichslehn, welches ihm einen bequemen Hafen verschaffte. Er

hatte

hatte ohne Zweifel gleiche Absichten auf Emden, da er es unternahm, den Grafen von Ost-Frießland, ungeachtet er ein Protestant war, gegen die Bürger dieser Stadt zu unterstützen, aber es gelang ihm nicht. Die Emdner behaupteten sich gegen den Grafen und seinen Beschützer in Freyheit, und vereinigten sich mit den Niederländern.

Der Herzog von Savoyen hatte eben so wenig Glück bey einer Unternehmung auf Genf, die er durch d'Albigny ausführen lassen wollte. Sie lief sehr unglücklich für die Angreifenden ab. Sie hatten die Mauern erstiegen, und es waren ihrer schon über zwey hundert in die Stadt gedrungen; eine Schildwacht, die sie nachher ermordeten, mußte ihnen das Feldgeschrey geben, wodurch sie glücklich die Ronde hintergingen, sie hieben die erste Wache nieder, und alles schien ihnen den Besitz der Stadt zu versichern; aber die äußerste Gefahr gab den Bürgern neue Kräfte, sie griffen die Eindringenden mit solcher Wuth an, daß sie gezwungen wurden, die Flucht zu nehmen und die Stadt zu verlassen. Ein Theil von ihnen stürzte sich von den Mauern herab, um den Genfern zu entfliehen, die übrigen wurden gefangen, und ohne Barmherzigkeit aufgeknüpft. Spanien hatte großen Antheil an diesem schwarzen Anschlag; im folgenden Jahre machte der Herzog Frieden mit der Republik Genf.

Die Empörung Battoni's gegen den Kaiser verlängerte den Krieg in Ungarn. Der Herzog von Nevers (22) ging dorthin, und hoffte die Stelle und den Ruhm des Herzogs von Mercoeur zu erlangen. Er belagerte Buda, nachdem die Kaiserlichen Pest erobert hatten, aber die Türken, welche sich endlich zu Herren von Weissenburg gemacht hatten, eilten mit

einer so großen Macht hinzu, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Nevers kam verwundet zurück. Man hat bey dieser Gelegenheit einen Zug des Kaiserlichen Generals Georg Basta sehr gelobt. Die Empörer von Battoni's Partey hatten eine Stadt in Siebenbürgen erobert, welche Basta durch Capitulation wieder einnahm. Einige teutsche Soldaten brachen den Vertrag während seiner Abwesenheit. So bald er es erfuhr, kam er zurück, ließ die Soldaten aufhängen, und bezahlte den Einwohnern den Schaden von seinem eignen Vermögen. Diese Handlung machte so großen Eindruck auf die Rebellen, daß sie sich alle dem Kaiser unterwarfen, ohne eine andre Bürgschaft als Basta's Wort zu verlangen.

Vierzehntes Buch.

Innerliche Gährungen welche die Stadt Metz seit einiger Zeit beunruhigt hatten, kamen zu Anfang dieses Jahrs zum völligen Ausbruch. Der Herzog von Epernon, Befehlshaber dieser Stadt und ihres ganzen Gebiets, hatte darinn Sobole (1) und dessen Bruder als seine Lieutenants angestellt. Diese machten so schlimmen Gebrauch von der verliehenen Gewalt, daß sie sich bald den Haß der ganzen Bürgerschaft zuzogen. Da noch dazu die Religionsverschiedenheit diese Abneigung verstärkte, so entstand sowohl von Seiten der Bürger als der Landleute ein allgemeines Geschrei über die Brüder. Dies nöthigte den Herzog sich selbst an den Ort zu begeben, um sich die Beschwerden beyder Theile vortragen zu lassen, und ihre Aussöhnung zu versuchen. Sobole beklagte sich, daß ihm die Stadt die für die Soldaten nöthigen Lieferungen an Mundvorrath verweigerte, und die Stadt schob die Schuld davon auf ihn selbst zurück. Noch war auch die Rede von einem gewissen Mann aus der Provinz, der in Vitry gefangen saß; Rachsucht und Erbitterung hatten noch eine Menge anderer minder beträchtlicher Gegenstände herbeygebracht, wodurch die Sache so weit verschlimmert wurde, daß man eine Empörung zu befürchten anfieng. 1603.

Der Herzog von Epernon begrif leicht, daß die Gerechtigkeit nicht auf Seiten der Brüder (2) war, we-

wenigstens nicht in Ansehung des ersten und Hauptpunkts, und daß sie diese Klage nur in der Absicht vorbrachten um dadurch einen Vorwand zu Eröffnung der Magazine in der Citadelle zu bekommen und sich ihrer zu bemächtigen, da sie sonst nur im Fall eines Kriegs oder einer Belagerung angegriffen werden dürfen. Er hätte gern alles beygelegt, ohne in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, seine zwo Creaturen abzusetzen, besonders da er wohl einsah, daß dieser Gewaltsstreich seine Kräfte übersteigen würde, indem sich die beyden Brüder an der Spitze einer Parthey befanden, welche fähig war dem Statthalter sowohl als der Stadt sich entgegenzusetzen.

So war die Lage der Sache, als der König Nachricht davon erhielt. Er ließ mich wissen, daß er sich mit mir darüber im Zeughaus besprechen wolle, wo ich daher für ihn und sechs Personen, die er mitbringen wollte, ein Abendessen fertig halten sollte. Er führte mich allein in die großen Gänge, wo die Kanonen und andere Waffen, nahe bey der Bastille stehen, und besprach sich mit mir von den Nachrichten, die er kürzlich von Metz erhalten hätte, nachdem er wie gewöhnlich von der Lage der Sachen in Ansehung der Aufwiegler im Königreich angefangen hatte. Heinrich faßte ohne Mühe den Entschluß, sich selbst dahin zu begeben, weil er bedachte, daß wenn man Metz, eine noch nicht lange vom Reich abgerissene Stadt, unglücklicherweise so weit kommen ließe, sich unter den jetzigen Umständen wieder von Frankreich zu trennen, man sehr in Verlegenheit seyn würde, sie wieder zu bekommen. Ausser dem Interesse, das er hatte, dem Herzog von Epernon eine Citadelle abzunehmen, die er mißbrauchen konnte, und eine beträcht-

liche Landschaft, in welcher er unter Heinrich III. mehr den unumschränkten Herrn als den Statthalter gemacht hatte, rieth dem König die Staatsklugheit diese Reise auch noch aus andern Gründen. Wenn einst seine großen Entwürfen zur Reife kommen sollten, so hatte er in dieser durch ihre Lage wichtigen Landschaft einen Statthalter nöthig, von dem er alle mögliche Unterstützung erwarten konnte, was mit Epernon der Fall nicht war. Es konnte sich überdieß eine günstige Gelegenheit zeigen, Lothringen mit Frankreich zu vereinigen, auf welchen Fall sich der König selbst genauere Bekanntschaft mit diesem Staat erwerben, und einen vertrauten Mann in einer der nächst angrenzenden Provinzen haben mußte. Endlich würde ihm diese Reise auch dazu dienen, einen Theil der teutschen Fürsten kennen zu lernen, und ihre Gesinnungen gegen das Haus Oestreich zu erforschen, um zu sehen, wessen er sich vielleicht in einem günstigen Zeitpunkt von ihnen zu versehen hätte, und sie sich vorläufig durch die Beylegung verschiedener ihm wohlbekannter Streitigkeiten unter ihnen, verbindlich zu machen.

Wir verabredeten, daß der König sich ohne Zeitverlust auf den Weg machen sollte, damit, wenn er sich mit seinem ganzen Hof — die Königinn sollte auch mit reisen — zu einer Zeit in Metz zeigte, da die beyden Parteyen noch nicht so weit gekommen wären, sich selbst gegen den König zu erklären, man dort nur auf Rechtfertigung des bisherigen Betragens und auf Unterwerfung denken möchte. Er wollte nicht einmal so lange warten, bis die neuen Waffenröcke seiner Wachen fertig wären. Ich blieb in Paris um den Briefwechsel zu führen. Von den Staatssekretairen nahm

nahm der König Villeroy mit, und ohne längern Verzug reißte er, ungeachtet der unbequemen Jahrszeit, welche die Wege für eine Reise mit Damen sehr beschwerlich machten, zu Anfang des Februars ab, und nahm seinen Weg über Ferté an der Jouarre, Dorecans an der Marne, Epernai, Chalons an der Marne, und Clermont. Der Hof langte zu Verdun, und von da nach fünf Tagen durch das Verdünsche in Metz an.

Heinrichs Ankunft brachte alles zum Stillschweigen, und es war nur von Unterwerfung die Rede. Nicht als ob Sobole, der voraussah, daß diese Sache nur mit seiner Absetzung sich endigen würde, nicht Ehrgeitz und Entschlossenheit genug besessen hätte, um zu versuchen, ob er sich in der Festung gegen den König halten könnte. Er entdeckte sich hierüber seinen vertrauten Freunden. Allein die klügsten darunter stellten ihm alle vor, daß dieß sein gänzlicher Untergang seyn würde. Er unterwarf sich also dem Urtheil seiner Verbannung, übergab die Festung ohne Akkord und zog aus Metz und der ganzen Landschaft ab. Der König ernannte an seine Stelle Montigny 3) zu seinem Statthalter in dieser Provinz und dessen Bruder Arquien zum Lieutenant des Statthalters in Metz und dem Schloß. Montigny legte deswegen seine Statthalterschaft von Paris nieder, wovon er jedoch den Gehalt für das laufende Jahr noch bezog. Die alte Besatzung ward von einer andern abgelöst, die selbst aus der Leibwache gezogen wurde. Die Sage ging, daß Epernon diese Veränderung nicht allzugern gesehen habe; was leicht zu glauben ist, da ihm die beyden Lieutenants nichts von ihrer Erhebung zu danken hatten. Allein er konnte nichts dagegen einwenden. Denn da er selbst nothgedrungen die Verjagung der Sobole verlangt hatte, so schienen alle darauf folgen-

 de

de Veränderungen mit seiner Einwilligung geschehen zu seyn.

Diese näheren Umstände sind mir alle aus den eigenen Briefen des Königs bekannt, womit Se Majestät mich beehrte. Er verbreitete sich darinn noch mehr über seinen Empfang zu Metz, über diese Stadt selbst, die er schön, gut gelegen und dreymal größer als Orleans, das Schloß aber untauglich fand. Er schrieb mir auch, daß er mich in diesem Lande wünschte, um durch mich die ganze Grenze untersuchen zu lassen, und daß er in weniger als sechs Tagen alles wieder so in Ordnung zu bringen gedächte, um Metz wieder verlassen zu können. Wircklich brauchte er auch nicht mehr Zeit dazu, und nur eine Unpäßlichkeit hielt ihn noch hin, welche ihn nöthigte, eine Arznei zu nehmen, worauf er sich besser befand, wiewohl ein Anfall von Fieber darauf folgte, den er dem Schnupfen zuschrieb. Am 16. März besuchte ihn seine Frau Schwester, die Herzogin von Bar, und drey Tage hernach, kam auch der Herzog von Zweibrücken mit seiner Gemahlin und seinen Kindern dahin. Die übrige Zeit des Aufenthalts Sr. Majestät wurde darauf verwendet, die Verbindung der Prinzessin von Rohan mit dem jungen Herzog von Zweibrücken (4) festzusetzen; die Zwistigkeit zwischen dem Cardinal von Lothringen und dem Prinzen von Brandenburg über das Bißthum Strasburg (5) auszugleichen, was durch eine gleiche Theilung der Einkünfte dieses Bißthums unter sie, ohne Rücksicht auf ihre Titel und Ansprüche geschah; diese Stadt und einige andere zu beruhigen, und allen Fürsten, die ihn darum ersuchten, Gefälligkeiten zu erzeigen. Der Name Heinrichs kam dadurch so sehr in Achtung in dieser Gegend, daß mehrere Fürsten Teutschlands sich entschlossen, ihn zu besuchen, ihm ihre

ihre Dienste anzubieten, und ihn um seinen Schutz zu bitten, was sie freylich erst nachher und durch Gesandschaften thun konnten, da die Zeit, die zu den Zurüstungen zur Reise erfordert wurde, länger war, als die, welche der König für seinen Aufenthalt zu Metz bestimmt hatte. Nur der Cardinal von Lothringen, der Herzog von Zweibrücken, der Markgraf von Brandenburg und Pommern, der Landgrav von Hessen und drey oder vier andere, die zunächst an den Rhein grenzen, kamen persönlich. —

Die Jesuiten, welche seit ihrer Vertreibung unaufhörlich alles in Bewegung gesetzt hatten, um in Frankreich wieder hergestellt zu werden, waren nicht die letzten und lässigsten, dem König ihre Aufwartung zu machen. Sie ließen ihre Angelegenheiten sehr eifrig durch ihre Väter von Verdun (6) betreiben, welche von la Varenne unterstützt wurden, der sich zu ihrem Beschützer erklärte, damit sie einst die seinigen werden, und seinen Eifer durch Erhebung seiner Kinder vergelten möchten, denen er bereits die glänzendsten und höchsten Würden in der Kirche zudachte. — Von Ossat arbeitete, seiner Entfernung von Frankreich ohnerachtet, darum mit nicht geringerer Thätigkeit noch mindern Erfolg zu ihrem Vortheil. Die Ehrsucht, den Schiedsrichter der Angelegenheiten Europens zu machen, verleitete diesen Menschen oft, sich in Dinge zu mischen, die ganz ausser dem Umfang seiner Aufträge lagen. Die angezeigten Schwierigkeiten, die man von Rom aus der Verbindung von Madame, der Schwester des Königs entgegensetzte, sind ein Beweis davon; die Sollicitationen zu Gunsten der Jesuiten geben einen zweyten, vermuthlich, weil die Wiederherstellung dieser Gesellschaft von ihm so wohl als von Jeannin, Villeroy und andern Creaturen des Römischen Hofs

 in

in Frankreich, als der wesentlichste Theil des neuen politischen Systems betrachtet wurde, dem sie sich bestrebten, die Oberhand über dasjenige zu verschaffen, das sie in dem Staatsrath befolgt sahen.

Da Ossat seine Briefe drucken ließ, (7) welche beweisen, daß ich ihm hierinn nichts ohne Grund zuschreibe, so scheint es, daß er also dem Publikum kein Geheimniß aus seinen eigentlichen Gesinnungen habe machen wollen. Wenn er schon darüber nicht zu entschuldigen ist, daß er beynahe durchgängig Wege einschlug, welche denen zuwider waren, die ihm Dankbarkeit gegen den König, seinen Herrn und Wohlthäter vorzeichnen mußte, so verdient er gewiß noch stärkere Vorwürfe über sein Bestreben das aus allen seinen Worten und Schriften hervorleuchtet, einen nachtheiligen Schatten auf den König und seine Minister zu werfen, zu einer Zeit, da er, entfernt aus dem Mittelpunkt der Geschäfte, seine Kenntniß davon nur aus Quellen schöpfen konnte, die einem Mann von Einsicht nicht anders als verdächtig seyn mußten. Man wird wohl sehen, daß diese Digression meine eigene Apologie zur Absicht hat. Dieser Kardinal schrieb um diese Zeit einen Brief an Villeroi; worinn er kein Bedenken trägt, die Schuld von der Empörung des Marschalls von Biron und die Unzufriedenheit der andern französischen Herrn der wenigen Befriedigung zuzuschreiben, welche der Adel von Heinrich erhielt, und dem Druck des Staatsraths, unter dem das arme Volk seufzte Um nichts halb zu thun, gibt dieser Mensch, der sich schmeichelt, eine feine Beurtheilungskraft in Geschäften zu besitzen, in dem Briefe, den er dem König vorzuzeigen bittet, den Rath, sein Vertrauen und sein Ansehen würdigern Personen anzuvertrauen als bisher. Vielleicht fände sich, wenn man

man der Sache mehr auf den Grund nachspüren wollte, daß hier etwas mehr als bloß Irrthum und Uebereilung auf Seiten Ossats war. Konnte einem durchaus so gut berichteten Mann als er es durch Villeroi war, wohl unbekannt seyn, daß das, was er als eine allgemeine Verschwörung aller Theile des Staats vorgibt, nur wenige durch Ehrsucht und durch die Zügellosigkeit der letztverflossenen Jahre verderbte Köpfe betraf? daß der ganze übrige französische Adel seinen Ruhm und sein Glück offenkündig in seiner Ergebenheit gegen seinen Fürsten suchte? daß ihrerseits die Geistlichkeit sich eben dessen rühmte, und auch in der That nicht wenig Ursache dazu hatte, weil sie erst kürzlich eine beträchtliche Schenkung erhalten hatte, und daß dem Volk, ausser dem Sous vom Livre, den der Kö. aufhob, noch um zwo Millionen Erleichterung an den Steuern verschafft worden war? —

Keins dieser Gewerbe d'Ossats blieb mir unbekannt, so wenig als die Klagen, die er namentlich über mich in seinen Briefen führte, weil seine Gelder nicht immer richtig genug ausbezahlt würden. Villeroi übernahm es, mir diese Zahlungen zu empfehlen, und that dies wie gewöhnlich mit einer Lobrede auf die Fähigkeiten und Dienste dieser Eminenz. Einige Tage nach dieser Empfehlung wurde ich von einem Wechsler angegangen, der von mir die Berichtigung verschiedener von dem König nach Rom bestimmter Pensionen, unter denen auch die für d'Ossat war, verlangte, und dies in dem unhöflichen selbst trotzigen Ton, den sich die Cabale meiner Gegner gegen mich heraus zu nehmen anfangen wollte. Man braucht nur auf gewissen Stellen zu seyn, um schon bloß deswegen die Blicke auf sich zu ziehen. Ich wollte es den Banquier empfinden lassen; er wurde ziemlich kalt abgewiesen. D'Ossat

 sah

sah sich vier Monate darauf genöthigt, selbst an mich zu schreiben. Ich erhielt seinen Brief mit einem von meinem Bruder, dem Gesandten an diesem Hof; und sicher verdiente er keine bessere Behandlung, als die der Banquier erfahren hatte, in Ansehung der Art, womit sich Ossat darin auszudrücken beliebte. Indessen glaubte ich über den Stil wegsehen zu müssen, und arbeitete an der Ausfertigung der Anweisung, als ich auf einem Wege, der mir keine Zweifel übrig ließ, erfuhr, welche äußerst beleidigende Reden sich Ossat öffentlich über mich erlaubte. Hier, gestehe ich, hielt ich sogleich die sehr gute Anweisung zurück, und gab dafür eine andere, deren Zahlung ungleich zweifelhafter war; nachher aber beschloß ich, ihm gar keine mehr anders als auf ausdrücklichen Befehl des Königs auszufertigen. Dieß schrieb ich auch Villeroi nach Metz, indem ich ihm eine Beylage von Briefen und Ausdrücken Ossats, die mich betrafen, beyfügte. In meinem gerechten Unwillen gab ich dem Kardinal gegen seinen Freund die Benennung eines Undankbaren und Unverschämten, die er auf den Fall verdiene, wenn alles das wirklich so von ihm wäre. Wäre es aber eine falsche Beschuldigung, so schrieb ich Villeroi, daß ich Rücksicht auf die Bitten nehmen würde, die er bey mir in den Angelegenheiten seines Freundes einlegte. Mehr wirkte auf ihn die beygefügte Drohung, daß ich Sr Majestät den Uebermuth ihres Agenten bekannt machen wolle. Er beschwor mich, dieß nicht zu thun; ich unterließ es, und begnügte mich mit der Rache, Ossats Bemühungen in Rom zu vereiteln; in Ansehung dessen, was die Jesuiten betraf, gelang es mir jedoch nur für dieses Jahr, denn in dem folgenden wurden sie wieder zurückberufen.

Davon zu seiner Zeit. Von Ossat wird auch noch einmal, bey Gelegenheit einer Schrift gegen ihn, die mir

mir von Rom aus zugeschickt wurde, zu reden seyn. Was ich hier noch davon zu sagen habe, betrifft die Coadjutorie von Bayeux und die Abtei Coulon, wenn anders die Sache verdient, daß man sich darüber verbreitet. Es kann genug seyn, hier zu melden, daß, nachdem Ossat sich zum Coadjutor von Bayeux machen lassen, und wegen seiner Abtei zu Coulon mit den Maintenons einen Akkord geschlossen hatte, der meiner Meynung nach eben nicht sehr vortheilhaft für diese war, der König mir diese Abtei schenkte, nachdem er das den Maintenons gegebene Wort zurückgenommen hatte. Sie haben nichts dabey verloren, weil ihnen eine Schadloshaltung dafür auf das Bißthum Evreux angewiesen wurde. Villeroi lag dem König für Ossat sehr an, wollte auch mich für seinen Freund stimmen: Maintenon hingegen sah ihn nur sehr ungern diese Gnade erhalten.

Der päbstliche Nuntius führte in Abwesenheit des Königs eine andere Klage bey mir, über dessen eben angetretene Reise. Se Heiligkeit bekümmerte sich nur auf Veranlassung der Höfe von Spanien und Savoyen und ihrer Anhänger darum, welche durch ihre Muthmaßung über den Zweck dieser Reise, verbunden mit ihren Begriffen von den Zurüstungen und den, durch das Gerücht sehr vergrößerten Schätzen Sr. Majestät beunruhigt, ihre Besorgnisse dem heiligen Vater mitgetheilt hatten. Heinrich, dem ich von der Unruhe des Nuntius geschrieben hatte, trug mir auf, ihn zu beruhigen, übrigens aber Spanien und Savoyen bey ihrer Meynung zu lassen.

Eben so verhandelten wir, der König und ich, verschiedene andere Angelegenheiten schriftlich, unter andern auch die Flandrische. Man berechnete, daß die Spanier bis zum letzten Februar dieses Jahrs 18000

Mann verloren, und über 250,000 Kanonenschüsse vor Ostende gethan, und doch damit bey dieser Belagerung so wenig ausgerichtet hatten, daß ein Generalsturm, den sie im April darauf unternommen hatten, mit großem Verlust abgeschlagen worden war. Dieß brachte den Erzherzog zur Einsicht, daß alle seine Anstrengung, den Platz zu erobern, vergebens seyn würde, bis ihn Länge der Zeit und Abgang an allen Kriegs- und Mundbedürfnissen in seine Gewalt liefern müßte. Nach Grave belagerte Nassau Rheinsberg. Von da wollte er Bolduc einschließen, ohne gehörig überlegt zu haben, daß diese Unternehmung seine Kräfte übersteige, da diese Stadt, wie ich schon bemerkt habe, mit so wenigen Truppen nicht weggenommen werden kann; beynahe hätte er daher auch vor derselben seinen ganzen Ruhm und seine Armee eingebüßt. Dafür hatte er aber das Vergnügen, die Spanier aus dem Schloß Wachtendonk zu verjagen. Sie waren schon so zu sagen Meister davon. Die Besatzung des Platzes zu schwach, um ihnen zu widerstehen, war nur auf ihren Abzug bedacht, und hatte ihnen bereits Stadt und Schloß überlassen müssen, als einige Holländische Trupps welche dort vorbey zu der Armee des Prinzen Moritz marschiren wollten, zu ihnen stießen, mit deren Hülfe sie die Spanier angriffen und aus dem Schlosse warfen.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser ganze Krieg, auch von Seiten der vereinigten Provinzen, nicht ohne großen Aufwand von Mannschaft und Baarschaft geführt werden konnte, wozu auch Frankreich das Seinige ferner beyzutragen hatte. Nur allein die Belagerung von Ostende hatte ihnen 100,000 Kanonenschüsse und 7000 Mann gekostet. Zum Dienst beyder Mächte hielt der König in diesen Provinzen Buzenval,

der

der damals im Begriff war nach Frankreich zurückzukehren; die Staaten hatten beym König einen Aersens (8) zum Agenten. Aersens kam zu mir und stellte mir vor, daß seine Landsleute sich außer Stand sehen würden, wieder im Feld zu erscheinen, wenn Se. Majestät ihnen nicht erlaubte, die französischen Truppen in ihren Diensten mit Franzosen zu rekrutiren. Der König antwortete mir hierauf von Chalons an der Marne, daß er dieß bewilligen wollte, jedoch mit der Bedingung, daß, um den Schein eines öffentlichen Bruchs mit Spanien zu vermeiden, nur Aersens selbst das Werbgeschäfft übernehmen, und so heimlich als möglich betreiben wollte, nicht aber die Officiers, die es mit zu vielem Geräusch gethan haben würden, was dem König schon einmal von Seiten Spaniens Vorwürfe zugezogen hatte; daß ferner die Sache schnell gienge, daß die geworbene Mannschaft, deren Anzahl er zu wissen verlangte, ohne Aufsehen zu erregen, höchstens zu sechs Mann an den Ort, wo sie zu Schiff gehen würden, ohne Waffen, außer dem Seitengewehr, und ohne Geld, außer dem nöthigen Reisegeld, abgehen sollte; daß die Einschiffung in Dieppe und nicht zu Calais geschehen sollte, weil dieses zu voll von Fremden sey: und daß man dem Commandeur von Chastes dem dasigen Gouverneur und dem Viceadmiral von Vic Nachricht davon gäbe, welcher dazu mitwirken sollte. Für diese legte mir der König ein offengesiegelten Brief bey.

Diese Sache litt jedoch in der Ausführung einige Abänderungen. Aersens war diesem Geschäfft allein nicht gewachsen; und da ich dafür hielt, daß ich mich nicht damit befassen dürfte, so wurde es den Officiers übertragen, die es so geheim als möglich ausführten. Se. Maj. überlegte, daß es nicht übel wäre, die aus

Metz

Metz gezogene Besatzung nach Flandern übergehen zu lassen, und warf die Augen auf meinen Vetter Bethüne, um sie zu führen, aus Furcht, daß sie zu den Erzherzogen übergehen möchte. Die Resolution in Betreff der Pension, wegen welcher mich Aersens sehr überlief, verschob Heinrich bis zu seiner Rückkunft.

Der Herzog von Bouillon brachte ebenfalls seine Angelegenheiten während des Aufenthalts Sr. Majestät zu Metz in Bewegung. Er lebte damals in Deutschland bey dem Churfürsten von der Pfalz, mit dem er durch die Churfürstin verwandt war. Er brachte diesen Churfürsten dahin, seine Rechtfertigung zu übernehmen, oder vielmehr Heinrichen von neuem durch einen Brief zu betrügen, den Se. Maj. mir sogleich zuschickte, und mich um meine Meynung darüber befragte. Der Inhalt des Briefs, worin sich der Churfürst von der Pfalz, sehr am unrechten Ort, herausnahm, mit dem König von Frankreich wie mit seinesgleichen zu verhandeln, war: daß der Herzog von Bouillon untröstlich darüber wäre, seine Treue bey Sr Majestät in Verdacht zu sehn, und daß er ihn, den Churfürsten, durch Beweise, die ihm unverwerflich schienen, von seiner Unschuld überzeugt habe. Um den Herzog wegen seines Ungehorsams gegen die königlichen Befehle — daß er zu Heinrich, um sich zu erklären, kommen, und nachher gegen die Ordre, welche er ihm durch la Tremouille hatte sagen lassen, daß er wenigstens in Sedan warten sollte — zu entschuldigen, führte der Pfalzgraf in Ansehung des ersten Punkts die Rücksicht auf seine Ankläger an, denen sich der Herzog der Klugheit gemäß, nicht in die Hände liefern durfte. Auf den andern sagte er: daß der Edelmann mit dem Brief von Sr. Majestät Bouillon in Genf getroffen hätte, von wo er ganz aufrichtig Willens gewesen

wesen wäre, nach Sedan zu gehen, um ihn dort zu erwarten. Da er aber, um die Spanische und Lothringische Staaten zu vermeiden, seinen Weg über Deutschland nehmen zu müssen geglaubt habe, so hätte ihn dieser Umweg, auf dem er zugleich den Churfürsten, seinen Anverwandten und die Churfürstin, die er noch gar nicht gesehen habe, besucht hätte, so lange aufgehalten, daß er darüber die Gelegenheit, Se Majestät in Sedan zu empfangen, habe versäumen müssen. Der Brief schloß mit neuen Versicherungen von der Treue des Herzogs, zu deren Beweis der Churfürst die Verwandtschaft, in welcher sie miteinander stünden, anführte.

Heinrich antwortete auf diesen Brief höflicher, als der Churfürst erwarten durfte, und versprach, wie er immer gethan hatte, den Herzog von Bouillon wieder zu begnadigen, allein unter Bedingungen, zu deren Annahme sich Bouillon zu strafbar fühlte. Wirklich erhielt auch der König zu eben der Zeit, als ihm Bouillon diese neue Versicherungen thun ließ, zu Metz eine Nachricht von Heidelberg, welche er mir mittheilte, daß nehmlich ein gewisser du Plessis - Bellay, Bruder von dem Hofmeister des jungen Chatillon — von la Trimouille an den Herzog von Bouillon mit Schriften abgeschickt worden sey, welche für Se Majestät höchst wichtig seyn müßten; daß dieser Eilbote, der von Longjumeau abgegangen wäre, Befehl hätte, durch Sedan zu gehen, ohne sich bey jemand zu erkennen zu geben, selbst nicht bey du Maurier; daß er den Rückweg wieder über Sedan und dann über Paris nehmen, und die Antwort auf seine Aufträge nach Comblat bringen sollte, wo er den la Trimouille finden würde. Se Majestät schrieb mir dieß alles so umständlich, in der Absicht, daß ich, was jedoch nicht mehr möglich war, mit Rapin diesen Eilboten aufheben lassen sollte, nicht

vor

vor seinem Durchgang durch Paris, sondern auf dem Wege vor Paris nach Thouars, wenn er in dieser Stadt erst noch andere Briefschaften aufbekommen hätte, welche völliges Licht über die Beschaffenheit seines Auftrags geben müßten.

Nicht als ob der König erst noch neue Beweise gegen den Herzog von Bouillon nöthig gehabt hätte. Man kann, ohne Furcht sich in seinen Urtheil zu übereilen, versichern daß all die anscheinende Unterwürfigkeit in dem Schritt, den er durch den Kurfürsten thun ließ, nur zweyerlei zum Zweck haben konnte: den König in Ansehung seiner sicher zu machen, und ferner das Geld von ihm zu ziehen, das er seit geraumer Zeit zu Unterhaltung seiner Plätze von ihm erhalten hatte. Er erneuerte diese Bitte durch Saint Germain, welchem Heinrich schlechten Dank dafür wußte. Se Majestät befahl mir ausdrücklich, taub zu allen den Ansuchungen des Herzogs von Bouillon hierüber zu seyn, ohne ihn übrigens merken zu lassen, daß mir etwas von dem eben Erzählten bekannt sey. Ich bedurfte hiezu keines Befehls. Mir genügte an den Entdeckungen die ich erst von den neuen Unruhen gemacht hatte, welche Bouillon und la Trimouille in den Provinzen unter den Protestanten erregt hatten, und an dem Schluß meiner Unterredung mit Heinrich im Zeughaus, vor seiner Reise nach Metz, wovon ich oben nur das was diese Reise angeht, erzählt habe.

Was ich hier noch dazuzusetzen habe, ist, daß ich nach manchen Betrachtungen über den Geist der Cabale, welche einen tödlichen Streich auf das Herz Heinrichs führten, es endlich doch noch dahin brachte ihn zu beruhigen, indem ich ihm zeigte, daß sie, so fürchterlich auch itzt die Zurüstungen wären, mit denen sie erschienen, dennoch nach einigen vergeblichen Versuchen wieder verschwin-

schwinden mußte. Denn so leichtsinnig und unbedachtsam man uns auch das Volk vorzustellen pflegt, habe ich doch erfahren daß es oft in der That ein gewisses Augenmerk faßt, auf welches es mit Wärme oder vielmehr mit Wuth hinstürzt; daß aber diese gefaßten Gesichtspunkte immer ein gewisses Gemeinbestes für das Ganze, nie blos einen Privatnutzen zum Gegenstand haben, wie z. B. die Rachgier und andre Leidenschaften eines Einzelnen oder einer geringen Anzahl von Menschen. Ich wage sogar, zu behaupten, daß hierinn der am meisten untrügliche Richter eben die Stimme des Volks ist. Zufolge dieses Grundsatzes war die aufrührerische Partey eigentlich nur durch die nachtheiligen Eindrücke furchtbar, die sie in den Provinzen gegen den König und die Regierung zu verbreiten suchten, und durch ihre Bemühungen Furcht vor Unterdrückung und Sklaverey zu erregen. Da nun diese Eindrücke und Besorgnisse durch die offenbare Erfahrung des Gegentheils täglich geschwächt wurden, und selbst nicht einmal in die bedeutendsten Statthalterschaften und großen Städte gedrungen waren, so hatte mans höchstens mit einer unbedeutenden schlechten Rotte von Janhagel und mit unbeträchtlichen Plätzen zu thun, die sich gegen eine königliche Armee nicht 14 Tage würden halten können.

Die erste Nachricht von der Krankheit der Königin von Engelland traf den König noch zu Metz. Er erhielt sie durch den Grafen von Beaumont unsern Gesandten am Londner Hof, und beschleunigte deswegen seine Abreise. Auf wiederholte Bitten seiner Frau Schwester kam er von Metz nach Nancy, wo sie ein prächtiges Ballet für ihn veranstaltet hatte. Er verweilte daselbst einige Tage und erwartete in großer Unruhe Nachrichten von dem Befinden der Elisabeth, und

erhielt endlich die von dem Tod dieser großen Königin. Ein unersetzlicher Verlust für Europa, und besonders für Heinrich, der nicht hoffen durfte in Elisabeths Nachfolger eben so günstige Gesinnungen für alle seine Entwürfe zu finden, als in dieser Fürstin, „der unversöhnlichen Feindin seiner unversöhnlichen Feinde, und seinem andern Ich.“ Dies sind Heinrichs eigene Worte in seinem Brief hierüber an mich, voll von Beweisen seines Schmerzens und von Lobeserhebungen dieser königlichen Frau.

Der König sah sogleich ein, welchen mächtigen Einfluß dieser wichtige Todesfall auf das politische System von Europa haben mußte, und beschloß daher, mich als ausserordentlichen Gesandten nach London zu schicken. Er schrieb mir schon in dem erstgedachten Brief vorläufig von dieser Reise; und weil er vielleicht dieselben Einwürfe befürchtete, die ich sonst schon dagegen vorgebracht hatte, bediente er sich der dringendsten Beweggründe, von denen er sich die sicherste Wirkung auf mich versprach. Ich war der einzige, den Heinrich hiezu gebrauchen konnte. Ich sage dies aus seinem Mund, und weil es in der That bey diesem Geschäft auf Dinge ankam, welche in ganz Frankreich mir allein bekannt seyn konnten. Meine Religion hatte den neuen König bereits zu meinem Vortheil eingenommen, und bahnte mir freyen Zutritt zu ihm. Ich wage nicht auch noch das herzusetzen, was Se Majestät von dem Credit hinzufügte, in welchen ich mich auswärts als einen Mann von Wort und Ehre gesetzt hätte. Heinrich folgte bald auf seinen Brief, und kam, nach einer Abwesenheit von einigen Tagen weniger als zween Monaten, von Nancy über Touly Vitry, Rheims, Villers-Cotterets und Saint-Germain-en-Laye zurück nach Fontainebleau.

Ich

Ich hatte in einem zweyten Brief, welcher schnell auf den ersten folgte, Befehl bekommen, dem König 15 — 20 Meilen vor Paris entgegen zu kommen. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß Elisabeth kaum die Augen geschlossen gehabt habe, als die Spanier schon alles in Bewegung gesetzt hätten, um den neuen König auf ihre Seite zu ziehen. Man wird in der Folge sehen, daß dies Gerücht nur zu wohl gegründet war. Heinrich hatte mir hierüber tausenderley zu sagen, weswegen er wünschte sich frey mit mir unterhalten zu können. Ich traf ihn in dem Schloß zu Montglat, wo er beynahe keine einzige Person um sich hatte, mit welcher er zufrieden geschienen hätte. Innig umarmte er mich dreymal, sagte mir öffentlich einige Worte über den Erfolg seiner Reise, und erkundigte sich sorgfältig nach dem Bauwesen in Saint-Germain und Paris 11). Man war damals damit beschäftigt für den Bau der großen Gallerie im Louvre, des Zeughauses und der andern Arbeiten, die ich dort fortsetzen ließ, Erde zuzuführen; alles Dinge, von denen zum Theil in seinen Briefen an mich die Rede gewesen war. Er hatte mir auch noch aufgetragen, an dem Saal im Louvre, den man den Antikensaal nennt, arbeiten zu lassen.

Nachdem ich ihm über alle diese Dinge kurz befriedigende Auskunft gegeben hatte, nahm er mich bey der Hand und führte mich in den Garten, dessen Eingang er durch Trabanten von seiner Wache besetzen ließ. Die Gesandschaft nach England war der einzige Gegenstand unsrer Unterhaltung. Se Majestät hatte sich schon in Gegenwart der Höflinge über dieß Vorhaben erklärt, ohne noch die Person zu nennen, welcher sie aufgetragen werden sollte. Dieß Vorhaben hatte das Murren der Anhänger des Papsts und Spaniens erregt,

regt, und den Vorwurf veranlaßt, daß Heinrich nur mit Prinzen andrer Religion Bündnisse zu suchen scheine. Noch ärger aber wurde es, als der König ungeachtet dieser Bewegungen erklärte, daß ich es wäre, dessen er sich zu diesem Geschäft bedienen wollte. Diese ganze Cabale, die mir nie Ursache gegeben hatte, sie anders als meine erklärte Feindin zu betrachten, wagte es, dem König laut vorzustellen, daß dies das allgemeine Beste aufs Spiel setzen heisse, wenn man einen Hugenotten absende, und noch dazu mit voller Gewalt, um über wichtige Staatsangelegenheiten mit einem fremden König von seiner Religion, zu verhandeln. Da diese Leutchen sahen, daß sie meine Ernennung nicht mehr rückgängig machen konnten, so thaten sie wenigstens alles, um zu machen, daß mein Auftrag auf Condolenzen wegen dem Tode der verstorbenen Königin und Complimente für den neuen König beschränkt wurde, höchstens sich auf eine Erforschung des Zustands der Brittischen Angelegenheiten erstreckte, ohne alle Bevollmächtigung, in Ansehung dieses Punkts zu reden und zu handeln.

Nachdem mich der König mit diesen mir noch unbekannten Hofränken bekannt gemacht hatte, versicherte er mich, daß sie ihn dennoch nicht andern Sinnes gemacht haben, weder in Ansehung der Gesandtschaft, noch meiner Wahl, noch überhaupt in Ansehung des besondern Gegenstandes, den er von Anfang an dabey beabsichtet hätte; welches er durch die treffende Bemerkung rechtfertigte, daß eine Gesandschaft, die man auf bloße Ceremonielaufträge beschränke, ein beynahe ganz unnützer Schritt wäre, und daß, wenn ja zu hoffen sey, den neuen König von England in Ansehung der politischen Verbindungen in den Fußstapfen der Elisabeth zu sehen, dieß ganz ungezweifelt davon abhängen

müsse,

müsse, wie man ihn sogleich Anfangs gegen das Haus Oestreich und für das Bündniß mit Frankreich und seinen alten Bundsgenossen einzunehmen wüßte. Dann verbarg er mir aber auch nicht, daß ihm dieß Geschäft so voll Schwierigkeiten von allen Seiten scheine, daß es vielleicht besser wäre, gar nicht daran gedacht zu haben, wenn es nicht, sowohl von Seiten des französischen Staatsraths als am Englischen Hof mit der äussersten Geschicklichkeit geführt würde. Es komme dabey hauptsächlich darauf an, meine Feinde am Hof und im Staatsrath so gut hinter das Licht zu führen, daß sie keinen Auftrag weiter bey mir vermutheten, als was mir in ihrer Gegenwart und selbst mit ihrer Bewilligung erklärt worden wäre. Der König führte dabey den witzigen Einfall von la Riviere an, den er oft im Mund zu führen pflegte: daß Frankreich einer Materialistenbude gleiche, wo man die vortreflichsten Heilmittel und die feinsten Gifte beysammen antrift, und wo es darauf ankommt daß der König von beyden Nutzen, wie ein Kunstverständiger durch zweckdienliche Mischung, zu ziehen wüßte. Ferner komme es darauf an, bey den Eröfnungen die ich allenfalls dem Brittischen Ministerium machen möchte, alle mögliche Behutsamkeit anzuwenden, um den Beherrscher des ersten Reichs von Europa nicht der Beschimpfung, verschmähte Anträge gemacht zu haben, und der Nothwendigkeit, dieß zu rächen, auszusetzen. Dies war noch unendlich schwieriger, in Ansehung der noch geheimern Vorschläge, worüber ich mich in der Folge gegen Se Brittische Majestät selbst zu eröfnen haben würde, um nicht unvorsichtiger weise eine bis dahin noch ungewisse oder wenigstens noch sehr entfernte Verbindung mit Spanien zu befördern. Der König glaubte, so viel möglich alles gehörig gethan zu haben, indem er den Plan entwarf, daß ich im vollen Staatsrath

und schriftlich eine blos allgemeine, nur Ceremoniel-sachen betreffende Instruktion für meine Gesandschaft erhalten sollte, die ich in England sowohl, als in Frankreich vorweisen könnte, daß ich aber darum nicht weniger bey schicklichen Gelegenheiten jedesmal darauf bedacht seyn sollte, die besondern Absichten Sr Majestät bey dem König von Engelland zu unterstützen, jedoch so, als wenn ich es ganz für mich thäte, und ohne ihn merken zu lassen, daß ich dazu von dem König, meinem Herrn, bevollmächtigt sey.

Diese Eröffnungen des Königs schienen mir von so großer Wichtigkeit, daß ich mir vier Tage Bedenkzeit zu meiner Antwort darauf ausbat. Ich kehrte mit der Post nach Paris zurück, um dort die Sache zu überlegen, während der König seinen Weg über Juilly nahm. Ich erhielt es leicht über mich, mich in allem, was er mir gesagt hatte, nach seinem Willen zu bequemen, nur glaubte ich die Vorsicht gebrauchen zu müssen, den König sich zu allem dem schriftlich bekennen zu lassen, was ich dem König von England, wie für mich selbst, vorschlagen sollte; denn ohne diese Vorsicht lief ich augenscheinlich allzugroße Gefahr. Um mir günstiges Gehör bey Sr Brittischen Majestät zu verschaffen, mußte ich damit anfangen, mir erst Ihr Zutrauen zu erwerben; meine Religion war der beste Grund, aus dem ich mir Hoffnung auf dessen Erwerbung machen konnte. Allein ich sah wohl ein, daß ich mich zu dem Ende würde entschließen müssen, die Grenzen der Vorsicht zu überschreiten, die ich in Frankreich hiebey aus Achtung für die Religion des Königs beobachtete. Ich konnte mit Zuverläßigkeit voraussetzen, daß jedes nur etwas freye Wort hierüber eben so sorgfältig, als in Frankreich selbst, von den Feinden, die ich an diesem Hof hätte, aufgefangen werden würde.

Ich

Ich mußte befürchten, solche Reden möchten hernach verdreht und mir bey dem König zu einem Verbrechen gemacht werden, der, wie die besten Fürsten, seine Augenblicke von Argwohn und übler Laune hatte. Es bedarf bisweilen nur einen dieser Augenblicke, um den noch so fest stehenden Minister zu stürzen; eine Erfahrung die ich beynahe auf meine eigene Kosten gemacht hätte. —

Alle diese Betrachtungen befestigten mich in den Entschluß, nicht abzureisen, ohne einen nur uns beyden bekannten schriftlichen und unterzeichneten Aufsatz, wodurch ich im äussersten Nothfall mich rechtfertigen könnte, nichts als zum Behuf meines Auftrags und auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan zu haben, wie ich auch mein Betragen am londner Hof und meine Reden gegen den König von England einzurichten für gut finden würde. Dieß erklärte ich gegen Heinrich, als er nach vier Tagen selbst kam, meine Antwort im Zeughaus abzuholen. Ich sagte es ihm geradezu, ohne es erst in ein anderes Gewand zu verhüllen. Nur versicherte ich ihn, daß in allem, was mich mit dem Unglück seine Gnade zu verlieren, bedrohen könnte, meine Aengstlichkeit aufs höchste steige.

Wir waren in diesem Augenblick allein. Nachdem Heinrich unter den Arbeitern, die er lobte, in der großen Allee einige Schritte spazieren gegangen war, hatte er mich gerufen, und, wie gewöhnlich bis ans Ende dieser Allee geführt, die in Form eines Balcons ausläuft, von wo man die Aussicht auf Paris hat. Mein Vortrag machte ihn einige Augenblicke nachdenkend; doch gab er zu, daß er ganz billig wäre, und einige Tage darauf brachte er mir selbst die Schrift, um die ich ihn gebeten hatte, und stellte sie mir zu, nachdem er mir sie vorgelesen hatte. Sie war stark genug

 um

um ihn zu vermögen, mich eben nicht zu deren Bekanntmachung zu verbinden. Es wurde mir darin erlaubt, mich gegen den König von England und seine Minister als einen so eifrigen Reformirten zu zeigen, daß ich sie sogar versichern dürfte: ich schätze meine Religion über mein Vaterland und meinen König und sey eben deswegen nicht weniger dem König von England als meinem eigenen ergeben. Hierauf waren die Vorschläge, die ich diesem König machen konnte, auseinandergesetzt. Es sind dieselben, die ich, wie man oben gesehen hat, der Königin Elisabeth zu Dover machte, und die ich hier nicht anführe, weil sie ihre Stelle besser unten finden, wo ich auf die großen Entwürfe Heinrichs kommen werde. Es wurde mir darin angegeben, Se Brittische Maiestät zu bitten, in Frankreich nichts von dem zu entdecken, was ich eröffnet hatte, wenn Sie es nicht annehmlich fänden; denn ich hätte es ohne ausdrücklichen Auftrag gethan; und ferner, mich bey dem König von England zu stellen, als ob ich das zwischen uns verabredete Projekt, vorausgesetzt, daß er sich darauf einließe, erst dem König meinem Herrn vorlegen müßte, so lange, bis ich mich erst versichert hätte, ob es die Nordischen Mächte und die Generalstaaten der vereinigten Provinzen eben so günstig als Se Brittische Majestät aufnehmen würden.

Dies war mein Beglaubigungsschreiben. Ich fand, für den ersten Augenblick, daß dies sehr viel erhalten, und der König ohne Zweifel eben so, daß dieß viel anvertrauen heisse; und doch ist gewiß, daß wir damit beyde noch nicht genug thaten. Auch der Fall einer gänzlichen Einwilligung des Königs von England in die Absichten Sr Majestät hätte mit in Rechnung gebracht werden sollen; und auf diesen Fall müßte man sich gefaßt halten, einen Augenblick zu nützen,

der

der vielleicht nie wieder kommen konnte; kurz, ich mußte ein königliches Blanket zu einem Vertrag mitbekommen. Die Furcht vor der Parthei, die wir im Staatsrath zu bekämpfen hatten, ließ uns dieß ganz übersehen.

Die Ausfertigung der General-Instruktion, von welcher ich gesprochen habe, verschob der König bis nach seiner Ankunft zu Fontainebleau, wohin er mit seinem ganzen Hof abgieng und wohin ihm drey Tage hernach sein ganzer Staatsrath folgen sollte; welches aber wieder abgesagt wurde, weil den König, sogleich nach seiner Ankunft in Fontainebleau, ungefehr den 20. May, eine heftige Krankheit befiel 12). Es war eine Harnverstopfung, mit solchen Schmerzen verknüpft, daß die Aerzte anfangs an seinem Aufkommen zweifelten. Der König selbst fest überzeugt, daß seine letzte Stunde nicht mehr fern sey, und entschlossen, die wenigen Augenblicke, die er noch übrig zu haben glaubte, unter die Sorge für seine Seele und für sein Reich zu theilen, wendete sich mit Inbrunst zu Gott, und diktirte alsdann folgenden Brief, der mir eilig nach Paris zugeschickt wurde, wo ich geblieben war, um die Zurüstungen zu meiner Reise zu machen, und nichts weniger als eine so traurige Botschaft erwartete:

„Mein Freund, ich befinde mich so schlimm, daß „es das Anscheinen hat, Gott wolle über mich gebieten. Da es nun meine Pflicht ist, nach der Sorge für mein Seelenheil, auf die nöthigen Vorkehrungen zu denken, meinen Kindern die Thronfolge und eine glückliche Regierung zu versichern, „und auf den Nutzen meiner Gemahlin, meines „Staats, meiner getreuen Diener, und meiner armen Unterthanen, die ich wie meine lieben Kinder „liebe; so kommt eilig hieher zu mir, ohne jemand

„etwas davon zu sagen; thut nur als wenn Ihr in „die Predigt nach Ablon wolltet, nehmt dort ganz „geheim Postpferde, und begebt Euch heute noch „hieher."

Ich reiste plötzlich ab; voll tiefen Kummers. Beym Eintritt in das Zimmer des Königs fand ich ihn im Bette; die Königin saß oben neben seinem Bett, und hielt eine seiner Hände in den ihrigen. Er reichte mir die andere und sagte: „Kommt umarmt mich, mein „Freund; Eure Ankunft erfreut mich ganz ausseror„dentlich. Es ist ganz besonders, daß ich zwo Stun„den nachdem ich an Euch geschrieben hatte, schon „einige Linderung meiner großen Schmerzen zu fühlen „anfieng; sie verlieren sich vollends nach und nach. Denn „ich habe schon dreymal geharnt, und das leztemal „beynahe ganz vollströmend, und ohne sonderlichen „Schmerz. Sehen Sie hier, sagte er hierauf, indem er sich gegen die Königin wendete, „den Mann, der „unter allen meinen Dienern die meiste Sorgfalt für „die innern Angelegenheiten meines Reichs beweißt, „und auch die beste Kenntniß derselben besitzt; „der auch Ihnen und meinen Kindern am besten ge„dient haben würde, wenn ich von Euch genommen „worden wäre. Ich weiß wohl, daß er etwas finstrer „Laune, und bisweilen für einen Geist, wie der Ihrige, „etwas zu frey ist, und daß ihn deßwegen eine Menge „Leute bey Ihnen und meinen Kindern anzuschwärzen „gesucht haben würden, um ihn zu entfernen. Allein, „wenn je dieser Fall eintritt, und Sie sich der — (er „raunte ihr die Namen ins Ohr) bedienen, und ih„ren Rathschlägen durchaus glauben, statt die von die„sem Mann hier zu befolgen; so werden Sie das all„gemeine Beste, und vielleicht selbst das Königreich, „meine Kinder und Sich zu Grund richten. Ich habe

„ihn

„ihn ausdrücklich herberufen, um mit Ihnen und ihm „auf die Mittel zu sinnen, diesem Elend vorzubeugen. „Ich sehe aber itzt, Gottlob, daß meine Vorsorge dies„mal noch nicht nöthig seyn wird.

Man fertigte am folgenden Tag sogleich Eilboten auf Eilboten ab, um die unangenehmen Gerüchte zu zerstreuen, die sich bereits überall verbreitet hatten. Ich selbst kehrte nicht nach Paris zurück, bis ich den König hatte harnen gesehen. Er selbst wollte es so, und that es zweymal so ungehindert, daß ich wohl einsah, die ganze Gefahr sey vorüber. Drey Tage hernach am 24 May, erhielt ich einen andern Brief von ihm, worin er mir schreibt, daß er sich auf die Oeffnung einer Ader am linken Arm, die ihm la Rivier gestern habe machen lassen, ganz wohl befunden habe, und, nach einer ganz ruhigen Nacht, itzt jeden Augenblick Besserung empfinde. Er dankte mir für den Antheil, den ich an seinem Zustand zu nehmen geschienen, und für den Rath, den ich ihm bey dieser Gelegenheit zu ertheilen mir die Freiheit genommen hatte, seine Leidenschaft für die Jagd zu mäßigen; er versprach mir, ihn zu befolgen. Er war bereits wieder im Stand, sich über verschiedene Gegenstände wie sonst, in seinen Briefen zu verbreiten. Er trug mir in diesen auf, zweyhundert Thaler für jeden von den Kropfigen zu senden, die er wegen seiner eigenen Krankheit nicht hatte berühren können, und doch nicht zurückschicken lassen wollte. Er dankte mir auch für die Abbildungen des Königs und der Königin von England, die ich ihm überschickt hatte. Die königl. Leibärzte vereinten sich alle bey dieser Gelegenheit, um ihm eben die Vorstellungen wie ich, über den Schaden zu thun, den die allzustarke Uebung der Jagd seiner Gesundheit zufügte. Er nahm sie an, und befand sich dadurch gebessert.

Auch das Wasser von Pougues that ihm gute Dienste, welches ihm dieß Jahr verordnet wurde. In eben diesem Jahr war auch seine kleine Prinzeßin Tochter so krank, daß man glaubte, sie würde sterben. Der König besuchte sie und seinen Sohn den Dauphin oft.

Mit dem ebengedachten Brief des Königs erhielt ich noch einen andern ungleich grössern, den Villeroi mir auf seinen Befehl in den Englischen Angelegenheiten schrieb. Er that mir zu wissen, daß Se Majestät so eben dem Grafen von Beaumont Nachricht von Ihrer Wiederherstellung gegeben hätten, um sie dem König von England mitzutheilen; daß ich von Er Brittischen Majestät erwartet würde, welche mein Aussenbleiben der Unpäßlichkeit des Königs, und dem Umstand zugeschrieben hätte, daß der Baron Du Tour dem König den Tod der Königin Elisabeth und die Thronbesteigung Jakobs 13) (so heißt der neue König,) noch nicht officiel notificirt hätte. Dieser Baron Du Tour war derjenige, den Jakob in dieser Absicht an Se allerchristlichste Majestät hatte abgehen lassen. Er hatte von London am Tag nach dem Einzug Jakobs in diese Stadt, also am 18. May, abgehen sollen. Wenige Tage hernach kam er in Fontainebleau an, wo er sich seines Auftrags entledigte. Villeroi schrieb mir ferner, daß, da meine Abreise nach England nun deßwegen nicht länger aufgeschoben werden dürfte, der König mich zu sich berufe, um aus seinem Munde den Tag derselben zu vernehmen; er änderte aber seinen Entschluß hierin, und kam selbst nach Paris, weil er die Sandwüste um Fontainebleau zu unerträglich für einen erst Wiedergenesenden fand. Die Hitze war sehr drückend, und dieß Jahr frühe eingefallen.

Zween Tage nach seiner Ankunft ließ der König, wegen meiner Abreise, den Kanzler Bellievre, Villeroy,

ron, Maisse und Sillery zusammen berufen, damit ich meine öffentliche Instruktion in ihrer Gegenwart empfangen möchte. Als ich in das Cabinet des Königs kam, wo sich dieser Staatsrath befand, sagte ich Sr Majestät, daß ich so eben den Herrn Grafen von Soissons im Zimmer erblickt habe, und daß es mir schicklich schiene, daß auch er hereingelassen würde, um Zeuge meiner Absendung zu seyn. Heinrich antwortete, daß er nichts von der Anwesenheit des Grafen wisse, und daß er sich meiner jetzigen Aeußerung bedienen wolle, um uns mit einander zu versöhnen; denn noch dauerte seine Empfindlichkeit immer fort In der That sagte mir der Herr Graf auch zween Tage darauf, als er mir begegnete, da ich zu dem König ging: daß er von sichrer Hand wisse, ich habe ihm einen Dienst gethan, den er von mir nicht erwartet hätte; daß er mir danke, das Vergangene vergessen und in Zukunft mein Freund seyn wolle. Er blieb aber nicht lange bey diesen Gesinnungen.

Der Gegenstand der öffentlichen Instruktion war immer ein enges Bündniß zwischen Frankreich und England gegen Spanien, ungeachtet der Gegenbemühungen von Seiten der Anhänger dieser Krone in Frankreich. Ihr ganzer Unterschied von der geheimen Instruktion, die ich von dem König erhielt, bestand darin, daß Se Majestät in jener den wahren Beweggrund dieses Bündnisses geheim hielt. Ich will sie hier nicht anführen; es war darin alles zu umständlich auseinander gesetzt. Hier nur das Hauptsächlichste daraus: den König von England von allen ungerechten und gewaltsamen Schritten Spaniens zu unterhalten, um ihm einen Widerwillen gegen diese Krone einzuflößen; vorzustellen, was sie alles schon gethan habe, um Europa in Aufruhr zu bringen; ihre neuen

unge-

ungerechten Anmaßungen in Italien; ihre Verständnisse in England durch die Jesuiten; ihre Meutereyen in Irrland und Schottland, unterstützt durch die vorgeblichen Rechte des Pabsts auf diese Königreiche; ihre Absichten auf Straßburg, indem sie den Cardinal von Lothringen einzuwilligen nöthigte, daß der Pabst dem Schwager des Catholischen Königs die Coadjutorie daselbst übertrug; kurz alle ihre nur allzu erweislichen Schritte, für den Zweck, zur Universalmonarchie zu gelangen.

Auf diese Vorstellungen konnte der König von England nur einen der folgenden Entschlüsse fassen: Frieden oder erklärten oder versteckten Krieg mit Spanien. Im ersten Fall müßte man Jakob begreiflich machen, daß der Friede Spanien in Stand setzen würde, sich der Niederlande zu versichern, worauf es nicht unterlassen würde, die Waffen gegen einen oder den andern von ihnen beeden zu kehren, hauptsächlich aber zuerst gegen den König von England, den der Pabst seit langer Zeit hasse. Man müsse diesem Herrn die Augen öffnen über den Ungrund des Gerüchts, das Spanien in Umlauf gebracht hatte, als ob es die Niederlande nicht für sich zu behaupten, sondern ein besonderes Reich, wie ehemals das Burgundische, daraus zu stiften vorhabe, welches der Erzherzog dann bekommen sollte. Im äußersten Nothfall müßte man wenigstens zu erhalten suchen, daß Spanien diesen Frieden so theuer als möglich erkaufen, oder beyden Kronen dafür verbindlich seyn müsse; besonders aber daß es Ostende fahren lasse.

Im Fall eines offenbaren Kriegs sollte ich zu entdecken suchen, in welcher Absicht der König von England hiezu schreite, ihn abwenden, und immer vor allen

allen Dingen auf eine kräftige Unterstützung der Staaten antragen.

Endlich im Fall eines geheimen Kriegs, worin ich den König bestärken, oder wozu ich ihn zu vermögen suchen sollte, ihn bedenken lassen, daß die Klugheit fodre, fürs erste sich auf dem Thron zu befestigen, ihn seinen Nachkommen zu sichern, auch Europa in sein Interesse zu verflechten, um einst Spanien so angreifen zu können, daß es nicht widerstehen könnte; daß man sich bis dahin begnügen müsse, diese Macht immer im Schach zu halten, und sie ihre Kräfte fruchtlos gegen Flandern aufzehren zu lassen; daß man sich indessen schon jetzt über die Bedingungen der Union bereden, sie durch eine Doppelheirath zwischen beyden Häusern, die aber erst dann bekannt gemacht werden dürfte, wenn beyde Monarchen Hand an die Ausführung ihrer Entwürfe legten, noch enger schließen könnte; vor allem die Art der vorläufig den Staaten zu reichenden Hülfsleistung festzusetzen; den Staatsrath von England abzuhalten, daß er die dreymal hunderttausend Pfund nicht fodre, welche diese Krone den vereinigten Provinzen dargeliehen hatte, damit sich diese nicht Spanien in die Arme werfen möchten; vielmehr Se Britische Majestät zu vermögen, zu Gunsten dieses Volks neue Auslagen zur Hälfte mit Sr allerchristlichsten Majestät zu machen, und ihnen mit eben den Schiffen, wie die Königin Elisabeth, beyzustehen; zu erhalten, daß die viermal hundert und funfzigtausend Pfund, welche diese Königin Frankreich geliehen hatte, auf die Bedürfnisse Flanderns verwendet würden; daß man von Seiten Englands noch andre dreymal hunderttausend dazu schösse, um zusammen mit den siebenmalhundert und funfzig tausend Pfunden, zu denen sich Heinrich verbindlich machte, einen Fond von anderthalb Millionen Pfund, für die gegenwärtigen Bedürfnisse

der Generalstaaten zu errichten; im Fall diese Artikel abgeschlagen würden, den Staaten ihre Schuldenlast von 300,000 Pfund an England abzunehmen, wofür Frankreich die Verbindlichkeit übernehmen wollte; zu verhüten, daß sich der König von England von den Holländern nicht ihre Seeplätze zur Sicherheit für diese Hülfsleistungen ausliefern ließe; seine Absichten in Ansehung derer, die er bereits in Seeland besäße, auszuforschen; hierüber mit Barnevelt und den Abgeordneten der Staaten in London zu kommuniciren und zu agiren; sie an sich zu ziehen, mit guten Hoffnungen hin zu halten, ihnen zu zeigen, daß man im Brittischen Staatsrath ihre Parten halte, ohne jedoch diesen Verdacht schöpfen zu lassen; sich zu Nutzen zu machen, was sie etwa in Ansehung des Königs und des neuen Hofs bemerkt haben möchten.

Dieß waren die hauptsächlichsten Punkte der Instruktion. Sie enthielt auch noch einige andere, die sich nicht, oder doch nur entfernt, auf dieß Geschäft bezogen. Z. B. der Punkt, die Seeräuberenen der Engländer betreffend. Ich sollte mich darüber beschweren, daß sie, seit dem Frieden von Vervins Frankreich mehr als eine Million weggenommen hätten, und versuchen die Aufhebung des Commerztraktats Karls IX, vom Jahr 1572 zwischen beyden Kronen, wegen seines Nachtheils für Frankreich, zu bewirken, indem die Franzosen dadurch nicht eben die Vorrechte und Freyheiten in England genießen, als die Engländer in Frankreich. Bey der engen Verbindung zwischen Elisabeth und Heinrich war unter der Regierung dieser Königin von beyden Seiten alles gleich gehalten, und dieser Vertrag als nicht vorhanden angesehen worden, ob er gleich nicht förmlich vernichtet worden war. Ich müßte aber mit großer Vorsicht hierin zu Werk gehen, und

und lieber die Sache ganz unberührt lassen, wenn ich sähe, daß ich dabey Gefahr liefe in dem neuen König Verdacht, wovon selbst Elisabeth nicht ganz frey gewesen war, zu erwecken, als ob der König von Frankreich nur England in einen Krieg mit Spanien zu verwickeln suche, aus dem er selbst sich alsdann geschickt zurückziehen würde. Wäre der Bericht des Baron du Tour gegründet, daß Se Brittannische Majestät entschlossen wäre, Ostende zu Hülfe zu kommen, so könnte ich mir einen Theil dieser Vorsicht ersparen. Die Art, wie ich mit den Gesandten des Königs von Spanien und der Erzherzoge verhandeln, die Aufmerksamkeit, die ich auf die Angelegenheiten von Schottland und Irrland verwenden sollte, und die Rechtfertigung Beaumonts, gegen welchen man den König Jakob eingenommen hatte, und dem ich bey diesem zu eben den Rechten behülflich seyn sollte, die sein Agent in Frankreich genoß, waren die übrigen Artikel der Instruktion. Noch einer betraf den Herzog von Bouillon, in Ansehung dessen mir Stillschweigen anbefohlen wurde, wenn der König von England nicht, auf Verwendung des Churfürsten von der Pfalz, selbst davon anfangen sollte; In diesem Fall hätte ich Bouillon in seiner ganzen Unwürdigkeit darzustellen, und den König von Frankreich in Ansehung seiner zu nichts verbindlich zu machen.

Man sieht aus dem bisherigen, daß mein Geschäfft sehr vielumfassend war, indem es darauf ankam, die Gesinnungen nicht nur des Englischen Königs und Volks in Ansehung Spaniens und Flanderns, sondern auch die der nordischen Mächte zu kennen. Eigentlich war die politische Lage von ganz Europa bey dem Schritt interessirt, den ich zu thun im Begriff war. Sie hing von den Folgen desselben ab.

Diese

Diese Instruktion (14), worin Se Majestät zu allen meinen übrigen Titeln auch den eines Marquis hinzufügte, wurde mir laut vorgelesen, und dann, gesiegelt von Sr Majestät und von Villeroi, in Gegenwart des Grafen von Soissons und der Herren Sillery und Jeannin zugestellt. Heinrich gab mir dazu noch sechs Briefe; einen von Sr Majestät an den König von England, neben dem andern des Ceremoniels wegen mit der Canzleyunterschrift versehenen Schreiben an eben denselben; zween ähnliche von dem König an die Königin von England, und zween von der Königin von Frankreich an den König und die Königin von England. Se Majestät gab mir eine Chiffreschrift, die auch der Staatsrath entziffern konnte; außer dieser aber insgeheim noch ein Alphabet, wozu nur wir beyde den Schlüssel hatten. Als ich mich bey ihm beurlaubte, gab er mir seine Hand zu küssen, umarmte mich, wünschte mir eine glückliche Reise, und wiederholte mir, daß er sich ganz auf mich verlasse, und eines glücklichen Erfolgs von mir sich versehe.

Zu Anfang des Junius machte ich mich auf den Weg nach Calais, wo ich eingeschifft werden sollte. Ich hatte in meinem Gefolg mehr als zweyhundert Edelleute, oder solche, die sich wenigstens dafür ausgaben, worunter wirklich zum Theil Leute vom ersten Rang waren. Der alte Servin brachte mir seinen Sohn, und bat mich, zu versuchen, ob nicht noch ein rechtschaffner Mann aus ihm zu machen wäre, wiewohl er selbst wenig zu hoffen wage, nicht als ob es dem jungen Menschen an Geist und Stoff fehlte, sondern wegen seines natürlichen Hangs zu Lastern aller Art. Er hatte recht. Da mich dieß, was mir sein eigner Vater von ihm gesagt hatte, begierig machte, den jungen Servin gründlich kennen zu lernen, so entdeckte ich bald

bald in ihm beydes, ein Wunder und ein Ungeheuer. Ich weiß keinen andern Ausdruck, um eine solche Sammlung der vortrefflichsten und der schändlichsten Eigenschaften zu bezeichnen. Man denke sich einen lebhaften Geist, dem beynahe nichts von allem menschlichen Wissen unbekannt war; eine schnelle Fassungskraft, die sich alles sogleich aufs erstemal zu eigen macht, und ein erstaunliches Gedächtniß, das nichts wieder vergißt. Er hatte alle Theile der Philosophie innen, die mathematischen Wissenschaften, besonders Kriegsbaukunst und Zeichenkunst, bis auf die Theologie, in welcher er so bewandert war, daß er, so oft es ihm einfiel, einen vortrefflichen Prediger und geschickten Polemiker nach Belieben für oder gegen die reformirte Religion machte. Er hatte nicht nur Griechisch, Hebräisch und alle gelehrte Sprachen gelernt, sondern auch alle verschiedene Dialekte derselben. Er traf so genau die Aussprache und den Accent, daß, dieß verbunden mit der täuschendsten Nachahmung der Gebehrden und übrigen Manieren der Europäischen Nationen sowohl als der Bewohner der einzelnen französischen Provinzen ihn überall fähig gemacht hatte, sich für einen Einheimischen ansehen zu lassen. Diese Fähigkeiten wendete er dazu an, alle Arten von Menschen mit außerordentlicher Geschicklichkeit nachzuäffen. Er war der vollkommenste Possenspieler und Comödiant, den man nur sehen kann. Er machte gut Verse; verstand die Musik aus dem Grund, spielte beynahe jedes Instrument, und sang eben so angenehm, als kunstmäßig. Er konnte sogar Messe halten; denn er wollte alles thun und alles wissen. Sein Körper paßte vollkommen zu einem solchen Geist. Er war fertig, geschmeidig, leicht und zu allen Uebungen geschickt. Er war ein ziemlich guter Reiter; im Tanzen, Ringen und Springen mußte man ihn bewundern. Es

giebt kein Erholungsspiel, das er nicht so wie auch beynahe alle mechanischen Künste verstanden hätte. Und nun, diese schöne Schaumünze umgewendet: Er war Lügner, falsch, verrätherisch, grausam, niederträchtig, ein Betrüger, Säufer, Fresser, Falschspieler; jeder Art von Ausschweifungen ergeben; ein Gotteslästerer und ein Atheist, wie er wollte. Kurz er vereinigte in sich alle der Natur, der Ehre, der Religion und der Gesellschaft zuwider laufende Laster. So betrug er sich bis er endlich im öffentlichen Hurenhaus in der Blüthe seines Lebens, von Ausschweifungen zu Grund gerichtet, das Glas in der Hand, unter Fluchen und Gotteslеugnen verschied.

Von meiner Abreise an bis zu meiner Rückkehr schrieb ich regelmäßig an Se Majestät, und erstattete genauen Bericht von allem, was mir begegnete. Meine Briefe waren von dreyerley Art. Ich bediente mich der gewöhnlichen Schrift bey gleichgültigen Dingen; meiner geheimen bey Sachen, die nur der Staatsrath wissen durfte, und der geheimsten bey dem was ich an den König selbst schrieb, und was nur er allein sehen sollte. Er hätte freylich gern gesehen, wenn ich den größten Theil meiner Briefe so geschrieben hätte, obschon ihm das Deschiffriren so beschwerlich fiel, daß er endlich Lomenia den Schlüssel mittheilte, und ihn von Zeit zu Zeit antrieb, sich eine Fertigkeit darin zu erwerben. Allein ich selbst fühlte die Beschwerlichkeit davon noch viel mehr, wenn ich oft Dinge umständlich zu berichten hatte, die mich weit über die gewöhnliche Brieflänge hinaus führten. Indessen bequemte ich mich doch, besonders von dem Unfall an, da eine Depesche verloren gegangen war, so viel immer möglich nach dem Willen Sr Majestät. Um das Publikum ganz genau von meiner Reise nach London und meinem

nem Gewerbe bey dem König Jakob zu unterrichten, darf ich nur alle diese Briefe, die ich aufbewahrt habe, in eine zusammenhängende Erzählung verwandeln.

Den ganzen 14. Jun. lag ich in Calais still, und erwartete Saint Luc und einige andere, die mich mit ihrer Begleitung beehrten. Ich fand die Schiffe des Vice-Admirals (15) von Frankreich zu meinem Empfang bereit; zu gleicher Zeit kamen aber auch die Englischen und Holländischen Vice Admirale, und baten mich, bey ihnen an Bord zu gehen. Das Gerücht von dem guten Einverständniß der Engländer mit den Spaniern, das sich in Calais verbreitet hatte, und seinen Grund wahrscheinlich in dem Vorgang bey der Einschiffung des Erzherzoglichen Gesandten, Grafen von Aremberg, haben mochte, auch die Beschwerden über die Frechheiten der Englischen Seeräuber an der Französischen Küste, von denen ich Zeuge war, machten mich zuerst schlüssig ihr Anerbieten auszuschlagen. Allein da ich in den Briefen, die ich in Calais von Beaumont erhielt, nichts von allen dem fand, was man nur gegen den neuen Londner Hof hatte beybringen wollen; so änderte ich meinen Entschluß, und nahm die zwey großen Eilschiffe an, welche der Englische Vice-Admiral für mich mitgebracht hatte, indem ich diesen nicht gleich zum Anfang Anlaß zur Unzufriedenheit geben wollte.

Ich schiffte mich also am 15. Jun. früh um sechs Uhr ein, und fand bey den Engländern, die mich bedienten, eine Ehrerbietung, die mir in Niederträchtigkeit auszuarten schien. Sie ließen mich aber nicht lange bey dieser Meynung. In dem nehmlichen Augenblick, da sie mich baten, ihnen so wie wenn sie Franzosen wären, zu befehlen, näherte sich de Vic, der

eine Gelegenheit suchte, den Engländern seine Empfindlichkeit über alle Gewaltthätigkeiten ihrer Seeräuber zu zeigen, mit der großen französischen Flagge an seinem großen Mast. Plötzlich geriethen alle diese so höflichen Engländer in Wuth über eine Beleidigung, die ihrer Meynung nach den König von England und den von Frankreich, an dessen Stelle ich hier wäre, gleich stark betreffe. Noch toller war es, daß in einem Augenblick, ohne mich darum zu befragen, funfzig Kanonen auf das Schiff des de Vic gerichtet waren (16). Ich hatte viele Mühe, mir Gehör zu verschaffen, und erhielt dieß nur durch meine Vorstellung, daß de Vic einzig in der Absicht so handle, um mir mehr Ehre zu bezeugen, und zugleich um mir einen größern Beweis von Ergebenheit zu geben, wenn er auf meinen Wink sogleich die Flagge streichen werde. Diese Wendung glaubte ich der Sache geben zu müssen. Ich erhielt dadurch, daß sie ihre Ladung in die Luft schossen, und gab nun de Vic ein Signal, das er vollkommen verstand, und seine Flagge abnahm, den Engländern aber dafür bey einer andern Gelegenheit, wie er mir hernach erzählte, Rache schwur. Ich zweifle sehr, ob er sich bey dieser Gelegenheit mit Vortheil herausgezogen haben würde. Doch dem sey wie ihm wolle; der Zwist wurde auf diese Art beygelegt, und unsre Ueberfahrt ging ruhig vorbey.

Ich langte im Dover um 3 Uhr nach Mittag an. Beaumont erwartete mich mit dem Herrn von Lucnau, der in England eben das Amt bekleidet, welches Gondy in Frankreich hat. Es ist der Theil des Empfangs der Gesandten, welcher im Quartiermachen und in der Herbeyschaffung der Lebensmittel, Pferde und Wagen und d. gl. besteht. Der Maire von Dover machte mir auch sein Bewillkommnungskompliment, und der

Zuruf des Volks war so stark, als, wie man sagte, bey weitem noch bey keinem Gesandten. Ich ließ mich nach dem Pröbchen, das ich so eben erst von der Englischen Höflichkeit erhalten hatte, nicht mehr täuschen. Noch ehe ich Dover verließ, erhielt ich noch ein zweytes.

Der Gouverneur der Stadt schickte mir seinen Neffen, um mich zu bitten, daß ich zu ihm kommen und das Schloß in Augenschein nehmen möchte, da er selbst nicht zu mir kommen könne, weil ihn das Podagra im Bett gefangen halte. Auf diese Einladung folgte eine zwote, die mir einen vortheilhaften Begriff von der Lebensart dessen erweckte, von dem sie kam. Ich hätte geglaubt einen unverzeihlichen Verstoß gegen die Höflichkeit zu machen, wenn ich hierauf von Dover ohne diesen Gouverneur besucht zu haben, abgereist wäre. Ich nahm am folgenden Tag alle meine Leute mit dahin, sah aber bald, daß man uns in keiner andern Absicht so höflich dahin genöthigt hatte, als um das Geld von uns zu ziehen, das man denen abfodert, welche die Neugierde haben, das Schloß von Dover sehen zu wollen. Man foderte es von allen meinen Leuten auf eine sehr unhöfliche Art, und ließ dann alle, mich ausgenommen, den Degen abgeben. Da wir dem Gouverneur, Thomas Wimes, vorgestellt wurden, der uns sitzend in seinem Armstuhl empfieng, schnitt er so häßliche Gesichter, so bald nur einer seine Thürme und Mauern ansehen wollte, daß ich mich sogleich ohne mehr sehen zu wollen, unter den Vorwand ihn nicht belästigen zu wollen, zurückbegab. Ich hatte meine Begleiter ermahnt, die Regeln der französischen Höflichkeit wohl zu beobachten, was sie auch immer hören oder sehen möchten, und es schien mir, daß diese Ermahnung nicht zur Unzeit angebracht war.

Als es dazu kam, mich auf den Weg nach London zu begeben, war Lucnau nicht mehr der höfliche und dienstfertige Mann, der einen Augenblick zuvor mich um die Liste meines Gefolgs gebeten hatte, um, wie er sagte, ihnen Pferde und Wagen geben zu können. Ich mußte nun glauben, daß er dadurch nur diese Liste von mir herauszulocken gesucht habe, um sie nach London zu schicken, weil er alle meine Leute mit Pferden, so gut sie konnten, sich selbst und auf ihre Kosten versehen ließ. Das sanfte Volk vermiethete sie so theuer, und war dabey so trotzig, daß es schien, als erzeigte man uns noch eine Gnade dadurch. Unsre Franzosen thaten alle, als bemerkten sie das Unhöfliche dieses Verfahrens gar nicht. Ich selbst bediente mich des Wagens des Grafen von Beaumont.

Mit dem Adel in der Gegend von Canterbury hatte ich mehr Ursache zufrieden zu seyn. Er eilte herbey, als ich durchpassirte, und um mir alle mögliche Ehre zu bezeugen, that er, als geschehe es auf Befehl des Königs von England. Canterbury ist eine kleine außerordentlich volkreiche Stadt, und so höflich, daß ich nirgends so ausgezeichnet behandelt wurde. Einige umarmten meine Knie, andere küßten mir die Hände, noch andre brachten mir Blumen. Dieß ist aber nicht auf Rechnung der Engländer in dieser Gegend zu setzen. Diese behalten überall ihre angeborne Abneigung vor den Franzosen. Es kam von Walsnen und Flammändern, die sich zu allen Zeiten in diese Stadt der Religion wegen geflüchtet, und sie nach und nach aber endlich doch ganz umgeändert haben, da sie jetzt zwey Drittheil der Einwohner ausmachen. Ich besuchte die Kirche zu Canterbury und blieb bey dem Gottesdienst Die Kirche ist sehr schön. Ich hörte in derselben eine vortreffliche Musik. Die Stiftsherren waren

noch viel freundlicher gegen mich, als sie hörten, daß ich von ihrer Religion wäre. Einer von ihnen zeigte sich so eingenommen für Frankreich, daß er mir eine Eröffnung machte, die hernach dem König selbst durch durch Aersens bestätigt wurde. Dieser Kanonikus hatte Arnaud genau gekannt, den Vater dessen, welchen ich bey mir unter meinen Sekretären hatte. Er besuchte diesen, als er hörte, daß er ein Sohn seines Freundes sey, und sagte ihn, daß er von dem Sekretär des Grafen von Arenberg, des Erzherzoglichen Gesandten, welcher erst vor einigen Tagen durch Canterbury gekommen sey, erfahren habe; sein Herr solle dem König von England, um ihn in ein Bündniß mit Spanien zu ziehen, vorstellen, daß Heinrich große Entwürfe wider England habe, die in den nächsten zwey Jahren zur Ausführung kommen sollten. Er sollte daher Sr Britannischen Majestät mächtige Hülfe von Spanien anbieten, um diesen Absichten durch Wegnehmung gewisser französischer Provinzen, auf die er gerechte Ansprüche hätte, zuvor zu kommen.

Mylord Sidney bekomplimentirte mich hier im Namen des Königs von England, und machte mir tausend angenehme Anerbietungen. Da ich wußte, daß derjenige, welcher eben diesen Auftrag bey dem Grafen von Arenberg gehabt hatte, Mylord Howard, nemlich ein Neffe des Herzogs von Nordfolk, Onkel des Obristkämmerers, Mitglied des Geheimen Conseils, also von weit höhern Range war, so befürchtete ich Anfangs deswegen eine Geringschätzung von Seiten des Königs von England. Da ich aber hernach überlegte, daß der, welcher den Gesandten von Spanien selbst empfangen hatte, noch geringern Standes als Sidney war, so schloß ich daraus, daß dies alles wohl nur von ungefehr so gekommen seyn könnte; besonders

da wirklich die Ehrenbezeugungen, welche Sidney mir erwies und durch den Adel erweisen ließ, so groß waren, daß ich selbst nicht mehr hätte wünschen können. Ich eröffnete mich hierüber gegen Beaumont, und empfahl ihm diese Erklärung so geschickt anzubringen, daß es keine Veranlassung geben könnte, Mißverständnisse zu sehen, wo niemand welche sonst erblickt haben möchte. Beaumont wendete sich an Sidny selbst, und wußte der Sache eine so gute Wendung zu geben, daß er selbst zuerst an den Hof nach London schrieb, man müsse mir einen Grafen, aus dem geheimen Rath, entgegenschicken; was auch geschah. Der Graf von Southampton, einer der Minister und Vertrauten Jakobs, kam zu mir nach Gravesand, im Nahmen des Königs mit einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten. Wir waren dahin durch Rochester gekommen, wo wir in Ansehung der Aufnahme einen großen Unterschied von Canterbury bemerkten. Die Bürger dieser Stadt löschten die Zeichen wieder aus, welche die königlich Englischen Fouriers an ihre Häuser geschrieben hatten, wo wir einquartiert werden sollten. Ich fuhr in Gravesand auf den Barken des Königs ein. Dies sind bedeckte, sehr prächtig verzierte Fahrzeuge. So fuhr ich die Themse hinauf bis London, wo uns bey unsrer Ankunft der Tower allein mit mehr als dreitausend Kanonenschüssen begrüßte, ohne die Abfeurungen verschiedener kleiner Schiffstücke, und ohne das Musketenfeuer auf dem Damm und den Platz vor dem Tower. Ich habe noch nie ein schöneres Feuer gesehen. Ich stieg unter dem Tower ans Land, wo eine Menge Wagen, bey denen Southampton und Sidney die Honneurs machten, mich erwarteten, um mich mit meinem ganzen Gefolge zum Hotel des Graven von Beaumont zu führen, das ich für diesen Tag angenommen hatte.

Das Zuströmen des Volks war so groß, daß wir kaum mit Mühe durchkommen konnten.

Ich hatte sogleich diesen Abend Gelegenheit, die zween Engländer, die man mir zugegeben hatte, kennen zu lernen. Als wir bey Beaumont abgetreten waren, nahm mich Mylord Southampton bey Seite. Er sagte mir, daß der König welcher sich in Windsor, einem Schloß zwanzig Meilen von da, befände, ihm befohlen habe, heute noch, so spat es auch seyn möge, dahin zu ihm zu kommen, um ihm von meiner Ankunft und den nähern Umständen derselben Nachricht zu geben. Hierauf bat er mich dringendst und mit vieler Anrühmung seines Eifers, ihm doch etwas besonders an Se. Majestät auf zu tragen; ohne Zweifel in der Absicht, sich eine Ehre daraus zu machen. Nach ihm kam Mylord Sidney mit dem nemlichen Gesuch zu mir, indem er mir sehr freundlich zu erkennen gab, die Ehre, welche er gehabt habe, mir zuerst entgegengeschickt zu werden, und seine Ergebenheit gegen Se allerchristlichste Majestät würde wohl verdienen, daß ich für ihn wenigstens einige der verbindlichen Aufträge aufbehielte, die ich hätte, und — setzte er hinzu, — mich gegen Southampton nicht ganz entdeckte. Ich sah wohl, daß sie untereinander eifersüchtig darauf waren, dem König die erste Eröffnung von mir zu bringen, dankte beyden höflich und gab Sidney den Vorzug; das heißt, der erste bekam nur falsche, dieser nur allgemeine Eröffnungen, an deren Geheimhaltung mir nichts gelegen, oder deren Bekanntwerdung mir vielmehr lieb war.

Sie machten beyde nach ihrem Gutdünken Gebrauch davon. — Ich speiste diesen Abend und übernachtete bey Beaumont, aß auch den folgenden Mittag da, weil die kurze Zeit nicht hinreichte, mir eine Wohnung

indeß zurecht zu machen, bis die in dem Arondelschen Palast einem der schönsten in London fertig war, welcher die Bequemlichkeit vieler in einander gehender Zimmer hat. Diesen bereitete man wirklich für mich. — Inzwischen war mein ganzes Gefolge in großer Verlegenheit, da sie nicht bey Beaumont einquartiert werden konnten. Man suchte Häuser in dem ganzen Viertel. Es hielt aber schwer, welche zu bekommen. Alle Bürger weigerten sich Franzosen einzunehmen, weil ihnen die Behandlung, die sie von den Leuten des Marschalls von Biron erlitten hatten, noch in frischem Andenken war. Der größte Theil mußte beynahe auf der Straße übernachten.

Man muß gestehen, daß wenn alles, was ich in diesem ganzen Viertel hievon gehört habe, wahr ist, Biron nicht übel daran gearbeitet hatte, die Erbitterung der Englischen Nation gegen die unsrige durch die Ausschweifungen zu rechtfertigen, die er seiner ganzen Dienerschaft zugelassen hatte. Ich will nichts halb sagen, besonders, da, was ich sage, vielleicht für die Verbesserung unsrer Sitten nützlich werden kann. Unsre jungen Franzosen haben das unbesonnene leichtsinnige Wesen, dieß freye und selbst unverschämte Betragen noch nicht abgelegt, das man uns zu allen Zeiten vorgeworfen hat. Unglücklicherweise sind sie unter Fremden eben so wenig einer Ueberlegung fähig, als zu Hause, wo sie gewohnt sind, ganz zügellos in Spielhäusern und andern schändlichen Oertern herum zu rennen.

Ich für mich konnte nur dafür stehen, daß, wenn mein Betragen Frankreich nicht ganz von diesem Vorwurf befreyen sollte, ich ihn doch wenigstens nicht in Ansehung derer verdienen würde, über die ich zu befehlen hätte. Ich beschloß, mein Ansehen so zu gebrau-

brauchen, daß ich mein ganzes Haus in einer strengen Ordnung hielt. Ich erklärte dies öffentlich, und da Ermahnungen allein, hier beynahe immer unfruchtbar sind, ergriff ich eine Gelegenheit — die sich beynahe in eben dem Augenblick ereignete, und die ich erzählen will, — um ein Exempel zu statuiren.

Da ich am folgenden Tag in ein schönes Haus einquartiert worden war, das auf einen großen Platz stieß, um welchen die Quartiere meines ganzen Gefolgs umher lagen, gingen einige von diesen zu schlechten Weibsbildern. Sie fanden einige Engländer dort, mit denen sie Händel bekamen, sich schlugen, und einen todt niederstreckten. Das Volk war schon zum voraus nicht gut auf uns zu sprechen. Durch die Familie des Erstochenen, der ein guter Bürger war, wurde es noch mehr aufgehetzt, rottirte sich zusammen und fieng an, laut zu drohen, daß man alle Franzosen selbst in ihren Wohnungen niedermachen wolle. Die Sache bekam bald ein äusserst ernsthaftes Ansehen, da der Haufen bis über Dreytausend Köpfe anwuchs. Unsre Franzosen suchten deswegen eine Freystadt in dem Hause des Gesandten. Ich bemerkte es anfangs nicht. Es fieng an Nacht zu werden, und ich spielte mit dem Marquis D'Oraison, mit Saint-Luc, und Bierancourt eine Partie Prime. Da ich sie aber truppweise, zu drey und vieren in großer Bewegung herein kommen sah, so schloß ich endlich, daß etwas besonderes vorgefallen seyn müsse; und erfuhr zulezt von Du Terrail und Gadancour die Ursache dieser Unruhe.

Die Ehre der Nation, meine eigene Würde und der Erfolg meiner Unterhandlung stellten sich sogleich meinem Geiste dar. Ich empfand einen lebhaften Unwillen darüber, daß meine Anwesenheit in London sich sogleich

sogleich durch einen so verdrüßlichen Vorfall auszeichnen sollte. Mein ganzes Aeusserliche muß in diesem Augenblick ein getreuer Ausdruck dessen gewesen seyn, was in mir vorging. Ich stand in der ersten Bewegung auf, ergrif ein Licht von Tisch, und befahl allen, welche im Zimmer waren — es waren wohl hundert — sich längs der Wände in eine Reihe zu stellen, indem ich hoffte, daß so der Mörder meiner Nachsuchung nicht entgehen würde. Wirklich erkannte ich ihn auch sehr leicht an seiner Bewegung und Furcht. Erst wollte er läugnen; ich brachte ihn aber bald zum Geständniß. Es war ein junger Mensch, der einzige Sohn des Großauditors bey der Canzley, Herrn von Combaut, sehr reich und noch dazu mit Beaumont verwandt. Dieser kam in diesem Augenblick herein und bat mich ihn ihm zu überlassen, damit er ihn zu retten versuchen könnte.

„Ich wundre mich nicht, antwortete ich Beaumont „ernst und unwillig, daß es Mißverständnisse zwischen „Ihnen und den Engländern giebt, da Sie fähig sind, „Ihr und Ihrer Anverwandten Interesse dem Nutzen „des Königs und des Staats vorzuziehen. Ich wer„de nicht zugeben, daß der Dienst meines Herrn und „so vieler Edelleute von gutem Hause wegen einem al„bernen hirnlosen bürgerlichen Gecken leide." So erklärte ich Beaumont rein heraus, daß Combaut sogleich den Kopf verlieren müsse. „Was, rief Beau„mont, einem meiner Verwandten, der zweymalhun„derttausend Thaler hat, einem einzigen Sohn, den „Kopf abschlagen lassen! Ist dieß der Dank für die „Mühe und Kosten, die er sich nicht dauern ließ, Sie „zu begleiten?" — Schade für solche Gesellschafter, antwortete ich ihm abermals ganz bestimmt, und — um die Sache kurz zu machen, befahl ich Beaumont mein Zimmer zu verlassen, weil ich ihn nicht bey dem

Blut-

Blutrath haben wollte, den ich itzt gleich über Combaut halten zu lassen im Sinn hatte, um das Todesurtheil gegen ihn zu fällen.

Ich berief nur die ältesten und verständigsten dazu. Da der Schluß sogleich gefaßt war, schickte ich Arnaud ab, dem Maire von London die Anzeige davon zu machen, und ihn zu bitten, daß er morgen sechs Gerichtsschergen bereit halten möchte, um den Delinquenten auf den Richtplatz zu führen, und den Diener der Gerechtigkeit dahin beordern. Der Maire ließ mir wieder sagen, daß er bereits den aufgebrachten Haufen zur Ruhe gebracht hätte, indem er sich wohl zu mir versehen habe, daß ich Genugthuung geben würde. So eben sey er im Begriff gewesen mich darum zu bitten, als er den Brief und das Urtheil empfangen habe. Er ermahnte mich, es zu mildern. Meine Strenge mochte ihn nun entwafnet haben, oder er mochte, wie es wahrscheinlich war, durch Geschenke von der Familie des Schuldigen gewonnen worden seyn. Ich ließ den Maire wieder antworten, daß ich einen Ausspruch nicht widerrufen würde, welchen zu geben mich keine höhere Macht noch irgend eine menschliche Rücksicht hätte vermögen, von welchem aber auch nichts mich hätte abhalten können, daß er mir bey dem König meinem Herrn und bey der ganzen Brittischen Nation das Zeugniß verschaffen müsse, meine Pflicht bey dieser Gelegenheit erfüllt zu haben. Ich könne hierin nichts weiter thun, als sie ganz von mir wegzuschieben, ihn damit zu beladen, und ihm den Gefangenen zur Bestrafung zu überlassen, wie er selbst nach den Englischen Gesetzen thun zu müssen glauben würde. Wirklich schickte ich ihn ihm zu. Die Sache ward dadurch eine besondere Angelegenheit zwischen dem Maire und Combaut, oder vielmehr Beaumont, welchem es leicht wurde,

wurde, jenen vollends zu gewinnen, und die Loslassung seines Vetters von ihm zu erhalten, ohne daß man mich beschuldigen konnte, ihm die Hand dazu geboten zu haben. Ich sah vielmehr, daß die Franzosen sowohl als die Engländer überzeugt blieben, die Sache würde unter meinen Händen nicht so gelind abgelaufen seyn; welches dann zwo verschiedene Wirkungen hervorbrachte, indem diese mich mehr zu lieben, jene mehr zu fürchten anfiengen.

Ich hatte dadurch schon ein Hinderniß weniger für meine Unterhandlung. Doch blieben noch eine Menge übrig, sowohl von Seiten der Nation überhaupt, als von Seiten des Königs und andrer einzelner Personen, welche alle ihr verschiedenes Interesse hatten, sie zu verhindern. Es ist sicher, daß die Engländer uns hassen, und zwar so sehr und durchgängig, daß man in Versuchung geräth diesen Haß unter die natürlichen Anlagen dieses Volks zu zählen. Eigentlich ist er die Folge ihres Stolzes und Uebermuths, indem kein Volk in Europa hochmüthiger, höhnischer und mehr von hohen Begriffen über seine eigne Vortreflichkeit berauscht ist. Wollte man ihnen glauben, so sind Geist und Verstand nirgends zu Haus als bey ihnen. Sie vergöttern alle ihre, verschmähen alle fremde Meinungen, und lassen sich nie einfallen, andre zu hören, oder ein Mißtrauen in sich selbst zu setzen. Uebrigens schaden sie durch diese Denkungsart mehr sich selbst als uns. Sie sind dabey die Sklaven aller ihrer eigensinnigen Einfälle. Rund von den Wogen des Meeres umgeben, könnte man sagen, haben sie dessen ganze Unbeständigkeit angenommen. Alles wird bey ihnen nach der Laune ihrer augenblicklichen Stimmung verändert. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Völkerschaften Europens, welche für die veränderlichsten gelten,

besteht darin, daß bey ihnen die Veränderlichkeit nicht eine Folge von Leichtsinn, sondern von einer ewig unter tausend verschiedenen Gestalten wiederkehrenden Eitelkeit ist. Da sie aus Eigenliebe Sklaven aller ihrer Launen sind, so wird oft, was sie sehr weislich angeordnet, oder fest beschlossen zu haben glauben, im nächsten Augenblick zernichtet, ohne daß sie einen Grund davon sich selbst oder andern anzugeben vermögen. Auch sind sie so wenig mit sich selbst einig, daß man sie oft nicht für dieselben Leute halten möchte, und daß sie bisweilen selbst erstaunt scheinen, sich beständig unschlüßig zu finden. Man prüfe einmal, was bey ihnen Staatsgrundsätze heißt; man wird nichts finden als die Gesetze des Stolzes, angenommen aus Uebermuth oder aus Trägheit.

Nach dieser Skizze könnte es auf den ersten Blick scheinen, daß einem Gesandten es nicht sehr schwer fallen dürfte, ihnen neue Entschlüsse beyzubringen. Dies ist auch wahr, aber nur auf den Augenblick. Nachher erinnern sie sich dessen nicht mehr, wovon ihr sie noch so fest überzeugt zu haben glaubt, so daß wohl gar der König von Frankreich bey ihnen beständig einen Mann von Geist und Ansehen halten sollte, der sich wider ihren Willen Gehör bey ihnen verschaffen und sie gleichsam zwingen könnte vernünftig zu seyn. Dennoch würde auch in diesem Fall täglich ihr Hochmuth zu bekämpfen seyn, der sie verleitet, sich für unendlich über alle Völker Europens erhaben zu halten. 18)

Frankreich darf also nicht mehr auf England als auf seine andern Nachbarn zählen. Die wahre ächte Politik, welche es zu befolgen hat, ist, hier im Vorbeigehen gesagt, diese: sich von innen selbst in eine solche Verfassung zu setzen, daß es nicht nur keines Fremden bedarf, sondern auch ganz Europa seine Wichtigkeit

tigkeit und Unentbehrlichkeit fühlen lassen kann. Eine Sache, die nur für Staatsdiener ihre Schwierigkeiten hat, welche blos Macht und Krieg für die Mittel halten, zu diesem Zweck zu gelangen. Aber weit gefehlt! Der Monarch darf sich nur als Freund der Ruhe, uneigennützig für sich selbst und voll Billigkeitsgefühl gegen andre zeigen, so kann er sicher seine Nachbarn in jener Abhängigkeit erhalten, die einzig von Bestand ist, weil sie die Herzen gewinnt, statt nur Maschinen zu unterwerfen.

Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß der Friede das große und allgemeine Interesse Europens ist. Die kleinern Fürsten müssen sich unaufhörlich bemühen, die Mächtigern durch die gelindesten Mittel dabey zu erhalten, diese aber müssen wenn es nöthig ist, jene durch Unterstützung der Schwächern und Unterdrückten zu demselben zwingen. Dies ist der einzige Gebrauch, den sie von ihrer Ueberlegenheit machen sollten. Ich wundre mich, wie in dem, doch aus so vielen gesitteten Nationen bestehenden Europa noch so wilde und kurzsichtige Grundsätze befolgt werden können. Worauf läuft die tiefe Politik, welche es zu besitzen sich schmeichelt, hinaus, als auf unaufhörliches Wühlen in seinen eigenen Eingeweiden. Immer und überall kommt sie auf den Krieg zurück, kennt kein anderes Mittel, und sinnt auf keine andere Auseinandersetzung. Dazu allein greift der kleinste Fürst wie der größte Potentat. Der einzige Unterschied zwischen beyden ist, daß jener es mit weniger Geräusch und mit fremder Hülfe thut, dieser mit großen Zurüstungen und oft allein, um mit seiner Größe zu prahlen. Warlich ein großer Unverstand! Warum müssen wir uns denn selbst die Nothwendigkeit auferlegen, immer erst durch den Krieg zum Frieden zu gelangen? Dieser ist doch wohl

der

der Zweck bey jedem Krieg; und dieses selbst ist der ganz natürliche Beweis, daß man zum Krieg nur aus Mangel eines bessern Auskunftmittels, greife. Indessen verwirren wir diese Wahrheit so sehr, daß es scheint, als machten wir nur Frieden, um Krieg zu bekommen. Doch! wir kommen wieder auf unsre Engländer!

Am londner Hof konnte man vier Arten von Leuten zählen, die eben so viel verschiedene Faktionen bildeten. Schon hieraus kann man, was auch wahr ist, schließen, daß dort alles voll Verdacht, Mißtrauen, Eifersucht und heimlicher, selbst öffentlicher Unzufriedenen seyn mußte. Ich kann übrigens versichern, daß ich nichts sagen werde, wovon ich nicht, durch eigne Entdeckungen oder durch die Reden der würklich oder vorgeblich Französischgesinnten und der Mißvergnügten oder auf irgend eine Weise ganz genaue Kenntniß erlangt zu haben glaube. Die erste dieser Faktionen war die Schottische, die hauptsächlich aus dem Grafen von Mare, Mylord Montjoye, Ritter Askins, Kenlos und andern Kammerherrn (oder wie man sie hier nennt, — Bettjunkern) bestand. Sie hielten es mit Frankreich, und konnten den König auf diese Seite ziehen, welcher dazu aufgelegt schien, sich ganz beherrschen zu lassen. Einige von ihnen waren brave Degen, aber ganz unerfahren im Cabinet. Ich habe den Grafen Lenox nicht mit darunter gezählt, weil er zwar auch auf französischer Seite war, aber doch unter den Schottländern einen von dem des Grafen von Mare verschiedenen und selbst diesem entgegengesetzten Anhang hatte. Dies geschah nicht sowohl nach der Politik als wegen des Vortheils, das Ohr des Herrn zu haben, worüber sie einander haßten. Die Schottische Partei zerfiel also wieder in zwo Unterabtheilungen.

Die zwote derselben ganz entgegengesetzte war die Spanische. Alle Howards waren unter dieser, an der Spitze stand der Admiral dieses Namens, der Obrist-kämmerer, der Oberstallmeister, die Hume, und andre minder angesehene.

Die Dritte bestand aus einer Anzahl alter Engländer denen Spanien und Frankreich gleich galten, oder die gleich eifersüchtig auf beyde Nationen, keiner von beyden anhiengen, Flandern von beyden unabhängig machen und das alte Burgundische Reich wieder aufrichten wollten. Die Häupter dieser Faktion waren der Kanzler, der Oberschatzmeister, und der Staats-Sekretär Cecil, so viel sich wenigstens von einem Mann vermuthen ließ, welcher ganz Geheimniß war. Er trat bey den Parteyen zu und ab, je nachdem es ihm seine besondern Vortheile zu fordern schienen. Er hatte bey der alten Regierung die Hauptrolle gespielt, und legte mit eben der Feinheit es darauf an, auch die neue Regierung zu lenken. Seine Erfahrung sowohl als seine Geschicklichkeit machten ihn schon in den Augen des Königs und der Königin zu einem unentbehrlichen Mann.

Endlich rechnete man zu einer vierten alle, welche sich in die Geschäfte mengten, ohne in irgend einer Verbindung mit denen zu stehen, die hier aufgezählt worden sind, selbst ohne bestimmte Uebereinkunft unter sich selbst, diese ausgenommen, sich nicht zu trennen, und sich zu keiner Partey zu schlagen. Unruhige Köpfe, ächt brittischen Charakters, und bereit alles für Neuerungen zu unternehmen, wär's auch gegen den König selbst. An ihrer Spitze hatten sie die Grafen von Northumberland, Southampton, Cumberland, Mylords Cobham, Raleigh, Greffin, und andere.

Noch

Noch war bey allen diesen Faktionen nichts hell zu sehen als Eifersucht und wechselseitiger Haß. Es war unmöglich zu errathen, welche die Oberhand behalten, und den König auf ihre Seite ziehen würde. Dem Anschein nach konnten nur Cabinetsmänner und die Günstlinge der Kammer sich seine Gunst streitig machen. Die erstere, weil sie es bey ihrer Feinheit und Einsicht meistens besser anzugreifen wissen, um ihren Herrn zu gewinnen; die andern weil sie den Vortheil, des vertrauten Umgangs und des Antheils an den Lustpartien haben. Allein die Stimmung und die Neigungen des Königs waren selbst schon an sich noch nicht bekannt genug. Eine Krone, wie die Englische, konnte noch überdieß allzustarke Veränderungen in jenen bewirkt haben. Noch konnte man richtig gerathen zu haben nicht sicher seyn.

Was ich zu befürchten hatte, war, daß von allen Gesinnungen, die man dem König Jakob beyzubringen suchte, die für Frankreich am schwersten Eingang finden möchte. Er hatte bisher wie die nordischen Mächte gedacht, welche Oestreich als drey verschiedene Häuser betrachten, und es in das Spanische, Teutsche und Burgundische theilen. Das erste war ihnen als zu übermächtig und allzu unternehmend verhaßt. Das andere verachteten sie; doch hätten sie gerne gesehen, wenn sie es von der Verbindung mit dem Papst, Spanien und den Jesuiten hätten abziehen können. Das dritte, das für sie nur in der Einbildung vorhanden war, war so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie nichts gespart haben würden, um es wiederherzustellen, wenn sie es nur auch von dem Spanischen und Teutschen Interesse hätten trennen können, oder wenn wenigstens diese Mächte Verzicht darauf gethan hätten, irgend etwas von einander zu fordern.

 Jakob

Jakob war bey weitem nicht so für Heinrich eingenommen, als Elisabeth. Man hatte ihm hinterbracht, daß er ihn spöttisch capitaine ès arts, clerc aux armes zu nennen pflege. Es hielt schwer, zu bewirken, daß nicht im Anfang die Vorstellung von den alten Ansprüchen Englands an Frankreich, von denen man ihn sehr ernstlich unterhalten hatte, einigen Eindruck auf ihn machten. Von mir hatte man ihm gesagt, daß mein Bruder und ich sehr unehrerbietige Reden von Seiner Person geführt hätten. Setzen wir noch, um diesen Fürsten genauer zu schildern, dazu, daß er rechtschaffen und gewissenhaft war, daß er Beredsamkeit und selbst Gelehrsamkeit besas, doch minder als Scharfsinn und Anlage ein Gelehrter zu werden. Er hörte es gern, wenn man von Staatsangelegenheiten sprach, und ihn von großen Unternehmungen unterhielt, die er selbst mit methodischem und systematischem Blick abwog, sich aber nicht weiter darauf einließ. Denn er haßte von Natur den Krieg, und noch mehr, selbst Krieg zu führen. Er blieb kalt in seinen Handlungen, ausgenommen auf der Jagd. Er war ohne Aufmerksamkeit in Geschäften. Alles Zeichen eines stillen, furchtsamen Geistes, welcher fremder Leitung bedarf und folgen wird. Dieß war schon aus seinem Verfahren gegen seine Gemahlin leicht zu schließen.

Diese Prinzessin (20) hatte in ihrem Charakter keinen Zug von der Gemüthsart ihres Gemahls. Sie war von Natur kühn und unternehmend. Sie liebte Prunk und Glanz, Geräusch und Intriken. Sie hatte sich sehr weit in alle bürgerliche Faktionen eingelassen, nicht nur in Schottland, wegen der Katholiken, die sie unterstützte und selbst aufgesucht hatte, sondern auch in England, wo die Mißvergnügten, deren nicht wenige waren, es nicht ungern sahen, daß sie sich an eine

Prin-

Prinzeſſin anſchließen konnten, die einſt ihre Königin werden ſollte. Man weiß, daß die Weiber, die nur allzu ſchwache Werkzeuge in ernſtlichern Angelegenheiten ſind, oft eine gefährliche Rolle in verwirrten Händeln ſpielen. Dem König konnte jenes alles nicht unbekannt ſeyn. Er hatte aber die Schwachheit, ſeiner Gemahlin ſich nie widerſetzen oder ihr ins Angeſicht widerſprechen zu können, da doch ſie ohne Scheu öffentlich bezeugte, daß ſie nicht immer mit ihm übereinſtimme. Er kam lange vor ihr nach London. Als ich hier ankam, war ſie noch in Schottland, und wenn es nach Jakobs Abſichten ging, ſo ſollte ſie ſobald nicht dahin kommen, weil er überzeugt war, daß ihre Gegenwart nur den Gang der Geſchäfte hindern würde. Er ließ ihr dieß bedeuten, und zwar mit einer Miene von Autorität, die freylich gegen Abweſende nichts koſtet, woran ſie ſich aber auch nicht ſehr kehrte.

Statt zu gehorchen, rüſtete ſie ſich vielmehr Schottland zu verlaſſen, nachdem ſie eigenmächtig und gegen den Willen des Königs, einen Oberhofmeiſter angenommen hatte. Die Grafen von Ortenay und Liscois, zween Schottländer, gaben ihr das Ehrengeleite. Sie führte die Leiche des kleinen Prinzen, den ſie in Schottland gebohren hatte, mit, weil man das Publikum hatte bereden wollen, daß ſein Tod nur vorgeblich ſey. Auch ihren erſtgebohrnen Prinzen brachte ſie mit, den ſie öffentlich ganz zu regieren ſcheinen wollte, und dem ſie, wie man ſagte, lauter Spaniſche Geſinnungen einflößte. Man zweifelte gar nicht, daß ihre Neigung ganz erklärt für dieſe Seite ſey. Uebrigens gab ihr dieſer Prinz keine Gelegenheit, ihn wegen ſeiner Gelehrigkeit hierin zu loben. Er haßte von Natur Spanien und liebte Frankreich; eine deſto glücklichere Ausſicht, da die Miſchung von Ehrgeiz, erhabner Den-

kungsart und Edelmuth, die man schon jetzt in ihm bemerkte, in ihm einen von den Prinzen zu versprechen schien, die viel von sich zu sprechen geben. Er kannte durch den Ruf den König von Frankreich, und nahm sich vor, ihn zu seinem Muster zu nehmen. Eine Plage für seine Mutter, die, wie man sagte, beschlossen hatte, ihm seinen französischen Anstrich zu verwischen, indem sie ihn nach Spanien bringen und dort erziehen lassen würde.

So fand ich den Hof in London, als ich mein Gewerbe dort begann. Der Charakter der übrigen Hauptpersonen, welche Theil daran hatten, wird sich in der Folge zeigen, soviel davon für diese Memoiren nöthig ist. Ich setze nur noch hinzu, daß man außer dem Grafen von Aremberg von Seiten der Erzherzoge und dem Prinz Heinrich von Nassau, nebst den andern Abgeordneten der Generalstaaten, noch stündlich den Ambassadeur Sr katholischen Majestät, und die Envoyes von Schweden und Dänemark erwartete. Diese letzten langten einen Tag nach mir an. Es waren zwar noch einige da, sie figurirten aber nicht genug, um hier eine Erwähnung zu verdienen. Es schien, als ob alle Häupter in der Christenheit den König von England sich zu gewinnen, für einen entscheidenden Meisterzug angesehen hätten.

Die ersten, welche ich sah, waren die Botschafter des Churfürsten von der Pfalz, welche beynahe unmittelbar nach meiner Ankunft mir einen Abschiedsbesuch machten, da sie dem neuen König bereits ihr Compliment gemacht hatten, und nun bald wieder zurückreisen wollten. Es fiel nichts besonders unter uns vor. Einige Zeit, nachdem sie weggegangen waren, schickte Cecil seinen ersten Commis, um sich bey Beaumont zu erkundigen, um welche Stunde er mich am bequemsten

besuchen

besuchen könnte. Er kam nach Mittag. So lange wir vor Zeugen sprachen, unterhielt er mich von nichts als der Zuneigung des Königs von England gegen den König von Frankreich, von dem Verlangen das er trüge, ihm Beweise davon zu geben, und von andern Dingen dieser Art, die man nur als Compliment annehmen darf. Ich that indessen doch, als nähme ich sie für Ernst auf, als er nebst Beaumont allein bey mir im Zimmer war, um eine ungezwungene Gelegenheit zu haben, ihm alle die Vortheile zu schildern, die für beyde Kronen aus einer Verbindung unsrer Könige entspringen müßten, und ihre Dienste und bereits geschlossene Verbindungen herauszustreichen.

Da mir dieser allgemeine Anfang wenigstens dazu dienen mußte, einigermaßen die Neigungen des Manns zu erforschen, mit welchem ich sprach, so sah ich aus seiner Antwort, daß sie für meine Absichten nicht günstig seyen. Er hielt mir eine lange Rede, die mir beweisen sollte, daß sein Herr sich ganz nicht in die Angelegenheiten seiner Nachbarn mischen, sondern Holland sich selbst, so gut es könnte, aus seinen Händeln mit Spanien ziehen lassen müsse. Er sprach von Ostende, als einer Stadt, die aller Mühe um ihre Erhaltung gar nicht werth sey, und von der Handlung nach beyden Indien als einem Vortheil, den man nach allen Grundsätzen der Staatsklugheit den Niederländern abnehmen müsse. Ich bestritt seine Meynung. Er schien mit meinen Grunde zufrieden, aber sehr wenig geneigt, sie bey dem König, seinem Herrn, zu unterstützen. Um von der jetzigen Materie abzuspringen, sagte er mir, Se Brittanische Majestät wären von Greenwich abgereist, um die Sollicitationen zu vermeiden, die der Graf von Aremberg ohne Zweifel versucht haben würde, um vor mir eine Audienz zu erhalten.

ten. Der König hätte ihm diese nicht abschlagen können, da er vor mir angelangt sey, und doch würde er sie ihm auch nicht gern zugestanden haben. Cecil fügte zu dieser Gunst, die er mir sehr zu erheben wußte, noch das Anerbieten hinzu, mir meine Audienz zu verschaffen, welches nicht weniger werth war, da es sonst gebräuchlich ist, daß die Gesandten den König darum bitten müssen. An ihm fehlte es nicht, wenn ich nicht auch das noch als eine besondere Gnade ansah, daß man einen Mann wie Er an mich abgeschickt hatte. Ich dankte dem Herrn Abgeordneten vielmals, und bat ihm, meine Dankbarkeit dafür dem König zu hinterbringen.

Durch alles, was dieser Staatssekretär versucht hatte, um mir zu verstehen zu geben, daß nach dem König niemand so viel vermöge als Er, und daß er selbst den stärksten Einfluß auf die Rathschlüsse des Königs habe, glaubte ich doch das Gegentheil zu erblicken. Ich muthmaßte sogar, daß er aus Furcht, einer seiner Mitwerber möchte ihm diese glänzende Verrichtung entreißen, sich bemüht, und zwar recht angelegentlich bemüht habe, von dem König den Auftrag zu erhalten, mit mir zu unterhandeln, wovon er jedoch so sprach, als wenn es Herablassung von ihm, und unter seiner Würde wäre.

La Fontaine und die Abgeordneten der Generalstaaten kamen, als Cecil wegging. Sie urtheilten eben so von seinem Benehmen, und es schien uns keine üble Vorbedeutung, eben so wenig als die Bemerkung, welche sie gemacht hatten, daß, seit Jakob meine Abreise von Frankreich nach London erfahren habe, er angefangen hätte, sie günstiger zu behandeln. Er hatte sogar öffentlich die Staaten Empörer und Aufrührer genannt. Sie wollten mich hernach bereden, daß der

König

König von Frankreich nicht dabey stehen bleiben müsse, dem König von England gemäßigte Gesinnungen für sie beyzubringen. Er müsse vielmehr sich öffentlich zu ihrem Beschützer aufwerfen. Hierüber war viel zu sagen; es war spät und die Tafeln besetzt. . . . Ich beurlaubte sie mit einer allgemeinen Versicherung, daß sie zufrieden gestellt werden sollten.

Am 21. gab ich ihnen eine bestimmtere Antwort, als Barneveld zu mir in den Arondelschen Palast kam, den ich so eben in Besitz genommen hatte. Er fieng, wie seine Collegen, damit an, daß er mir eine übertriebene Beschreibung von dem Elend der vereinigten Provinzen, von den Ausgaben, die sie seit dem Frieden von Vervies zu bestreiten gehabt hätten, von ihren Schulden und ihrer Erschöpfung, machte. Er versicherte, daß die Staaten nicht mehr weder Ostende behaupten noch den Spaniern Widerstand leisten könnten, wenn der König von Frankreich nicht ohne Verzug ein mächtiges Heer vorrücken ließe, um zu Land durch die Grenzen der Picardie oder die Länder des Erzherzogs in Flandern einzurücken. Kein Mittel wäre übrig, als die Spanier mit bewaffneter Hand vor Ostende zu verjagen, da, sagte er, die Erfahrung gezeigt habe, daß es den Spaniern leicht wäre, alle diese kleinen Hülfsleistungen, welche man ihnen zu Wasser schickte, einzeln nacheinander, so wie sie ans Land kämen, zu zernichten. Nach all diesen Klagen, schloß er, wie seine Kollegen vor ihm, damit, daß Heinrich sich zu ihrem Beschützer erklären und ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit ihnen schließen müsse.

Ich antwortete Barneweld geradezu, daß sie diese Hoffnung ganz aufgeben müßten, da Heinrich gar keine Lust hätte, sich ihnen zu Gefallen die ganze Spanische

Macht auf den Hals zu ziehen, und allein die ganze Last eines Kriegs zu tragen, von dem er ganz keinen Nutzen zu gewarten hätte. Dieß sey ganz außer Zweifel, wenn sich der König von England nicht, für nichts, in diese Händel mischen wolle. Ich sagte ihm, was auch wahr war, daß ich deswegen weder einen Entschluß fassen, noch ihnen eine bestimmte Antwort ertheilen könnte, bis ich wenigstens vorläufig die Gesinnungen des Königs in Ansehung ihrer Angelegenheiten erforscht hätte. Ich fragte ihn, was denn er davon entdeckt habe, da er bey seinem langen Aufenthalt in London den König besser kennen müsse. Er wiederholte mir, daß dieser Herr ihm lange Zeit alle Hoffnung gänzlich benommen habe, da ihn seine Räthe und seine eigene Neigung anfangs auf Friedensgedanken gebracht hätten. Da er aber wahrscheinlich nachher überlegt habe, daß dieser Frieden England theuer zu stehen kommen würde, wenn sich die Flammänder durch seine Unthätigkeit genöthigt sehen sollten, unter die Herrschaft Spaniens zurück zu kehren, oder wenn sie sich derselben nicht anders als durch eine Ergebung an Frankreich erwehren könnten, da er überdieß vielleicht gefühlt habe, was England selbst von einer Macht, die sich ohne Recht noch Grund an alles mache, was ihr anstände, zu befürchten hätte, wenn ihrer Habsucht andere Gegenstände fehlen sollten: so hätte es geschienen, daß diese Betrachtung ihn in eine Unschlüssigkeit versetzt habe. Aus dieser scheine er sich noch jetzt nicht herausgearbeitet zu haben, vermuthlich weil er ihnen bis jetzt noch nichts anders habe sagen können, als daß er sich nicht von Frankreich trennen würde; daß er vielmehr nur die Ankunft des Französischen Gesandten erwarte, um sich enger mit Heinrich zu verbinden, und das Band durch eine Doppelheurath in ihren Familien fester zu knüpfen.

Was

Was mir Barneveld hier sagte, hätte einen Theil meiner Besorgnisse zerstreuen können, wenn der König von England einer von den Herrn gewesen wäre, auf welche man sich verlassen darf. Allein ich konnte in diesem allem von seiner Seite nichts als Verstellung oder wenigstens Unschlüssigkeit sehen, indem diejenigen von seinen Ministern, denen ich die genaueste Bekanntschaft mit den innern Angelegenheiten seines Cabinets zutraute, mir bey jeder Gelegenheit bezeugten, daß man vergebens sie vor Spanien in Furcht zu setzen suche, da schon die Lage ihrer Insel allein sie gegen jede Unternehmung eines jeden auswärtigen Feindes sicher stelle. Es würde selbst die äußerste Unvorsichtigkeit von den Staaten und von Barneveld gewesen seyn, anders davon zu urtheilen, und mit Maaßregeln zu Abwendung ihres gänzlichen Verderbens, bis Jakob seinen Entschluß gefaßt haben würde, zu warten. Ich hielt die Staaten für feinere Politiker, als daß sie diesen groben Fehler hätten machen sollen. In dieser Voraussetzung, die ich Barneveld mittheilte, beschwor ich ihn bey dem Wohl seines Vaterlands, mir nichts von den allergeheimsten Entschlüssen zu verhelen, die man von Seiten der Staaten gefaßt hätte, im Fall England sie im Stich lassen, oder, was nur allzu leicht möglich war, ihre Verlegenheit unter den jetzigen Umständen noch durch Abfoderung jener der Königin Elisabeth versprochenen Einlagerungsplätze vermehren würde.

Barneveld in die Enge getrieben, und in der Ueberzeugung, daß er in mir den Vertrauten eines Königs vor sich habe, welcher der einzige wahre Freund seines Vaterlands war, nahm nicht länger Anstand, mir alles zu gestehen. Er entdeckte mir, nachdem er sich nur erst bey mir ein Verdienst aus diesem wichtigen Geheimniß gemacht hatte, daß der Rath der vereinigten

ten Provinzen beschlossen hätte, die Uebergabe dieser Plätze auf alle Art zu vereiteln. Der Termin ihres Vertrags mit Elisabeth biete ihnen, durch die Zeit, die man haben müßte, dessen Inhalt zu untersuchen, die Mittel dazu an. Würden sie von England oder Spanien zu sehr in die Enge getrieben werden, so würden sie suchen den Braunschweig=Vanderlepschen Traktat wieder aufs Tapet zu bringen und Ostende bis zu Erfüllung desselben zur Sequestration anbieten. Unterdessen würde sich vielleicht ein günstiger Umstand ereignen, und auf alle Fälle würde man wenigstens so viel dadurch gewinnen, daß für jetzt die mächtige Verstärkung zurückgehalten würde, die man in Spanien gegen Ostende rüste.

Zum Verständniß dessen, was hier von den Verträgen mit Elisabeth und Spanien vorkommt, muß man wissen, daß die verstorbene Königin von England von den Staaten gewisse Städte (Flissingen und La Brille) zum Unterpfand für die von ihr angeliehene Summen verlangt hatte, mit der für jene günstigen Clausel, daß dieselbe ihr nicht ausgeliefert werden dürften, außer wenn sie ohne die Königin sich mit Spanien vergleichen würden. Was den andern Vertrag betrifft, so war zur Zeit der stärksten Feindseligkeiten zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden in Vorschlag gebracht worden, die strittigen Länder an das Haus Oestreich, also nicht an die regierende Spanische Linie, sondern an die, welche den teutschen Kaiserthron besitzt, heraus zu geben. Dieser Traktat, angefangen von dem Herzog von Braunschweig und fortgesetzt durch den Grafen von Vanderlep blieb ohne Erfolg, es mag nun an den Staaten, oder an Spanien, oder wahrscheinlich an beyden gelegen haben. Die ersten verlangten, daß in diesem Traktat alle Provinzen und

Städte begriffen seyn sollen, in deren Besitz Spanien in Flandern gesetzt worden oder verblieben war; weil sie, wie sie sagten, zu viel wagen würden, wenn sie so nahe Nachbarn von Spanien blieben, welches unter Begünstigung eines falschen Friedens sich leicht dessen wieder bemächtigen könnte, was es aufzugeben schiene. Spanien hingegen hätte nur ungerne ein so schönes Kleinod aus seiner Krone verloren.

Nachmittags machte mir der Venetianische Resident Visite, welcher Sekretär dieser Republik war. Er sprach eben so offenherzig mit mir, wie Barneveld, weil sein Staat sich eben so sehr über Spanien zu beklagen hatte, eben so eifersüchtig auf diese Macht war, und mit Frankreich in Verbindung stand. Er bestätigte mir noch alles, was ich mir von der Unschlüssigkeit Jakobs vorgestellt hatte. Er sagte mir, daß dieser Herr, der so oft und so laut das große Wort: Europens Politik im Mund führe, im Grund sich doch um nichts weniger bekümmere. Daß die ganze Verstellung, aus welcher man ihm ein Verdienst machte, noch nie in etwas anderm als darin bestanden habe, daß er jedermann Hoffnung mache, ohne sie je zu erfüllen. Daß Er diese Maxime nicht verlassen würde, da man oft von ihm die Aeußerung gehört habe, nur durch diesen Kunstgriff die Gefahren, welche ihn als König von Schottland bedroht hätten, abgewendet zu haben. Er werde davon jetzt nur desto mehr Gebrauch machen, am Anfang einer Regierung, und an der Spitze eines großen Reichs, von dem er zur Zeit noch weder die Einwohner, noch die Geschäfte, noch die Nachbarn kennte. Alles Dinge, die ihm seinen Grundsatz noch mehr empfehlen mußten.

Diese Bemerkungen des Venetianers zeugten von Einsicht. Er entdeckte mir hierauf das Verfahren des

Herzogs von Bouillon in Ansehungs des neuen Königs; daß er ihn durch die Envoyes des Churfürsten von der Pfalz zu bewegen gesucht habe, sich für ihn zu verwenden. Jakob aber habe ihnen kurz geantwortet, daß es einem großen Fürsten unanständig sey, sich eines empörerischen Unterthanen anzunehmen. Ich weiß nicht, was hierauf Bouillon von einem Einfall sich ersonnen haben mag, den er, la Trimouille, d'Entragues und du Plessis für sehr glücklich gehalten hatten: nehmlich den König von England zum Protektor der Calvinistischen Partey in Frankreich und den Churfürsten von der Pfalz zu seinem Stellvertreter (Lieutenant) zu machen. Zum Agenten in London hatte Bouillon einen Engländer, Willem, der in seine Dienste getreten war, nachdem er den Dienst, welchen er bey Sr Majestät, als Waldhorniste gehabt, verlassen hatte, auch einen von seinen Kammerdienern, welcher unter dem Namen Franz le Blanc bekannt ist. Der Agent von d'Entragues war ein gewisser du Panni. Er kam oft zu Beaumont, und seine Hauptcorrespondenz war mit dem Herzog von Lenox und seinem Bruder. Heinrich selbst gab mir alle diese Nachrichten in seinen Briefen; und nach den Nachforschungen, die ich darüber auf seinen Befehl anstellte, fand sich alles ganz gegründet. Zuverläßig gewann d'Entragues dabey, daß er durch andere negotiiren ließ. Sonst würde er in London bald für das erkannt worden seyn, was er war, für einen Menschen von vielen Worten und wenig Geist. Das Zeugniß, das ich ihm hierüber überall gab, war seinen Angelegenheiten eben nicht förderlich.

Der Graf von Aremberg ließ mich an eben dem Tage auch besuchen, und entschuldigte sich, daß er nicht selbst käme, damit, daß es wider die Gewohnheit wäre, Visite zu machen, ehe man die erste Audienz beym König

nig gehabt habe. Der Besuch ging unter lauter Höflichkeiten, mit Versicherungen von Diensten, Friede und Freundschaft, denen nichts als die Aufrichtigkeit fehlte, vorbey.

Der König von England, der mich schon hatte wissen lassen, daß er mir am zwey und zwanzigsten, einem Sonntage, Audienz geben würde, schickte mir einen von Adel, um mir diese Versicherung zu bekräftigen, und mir zu sagen, daß ich mir die Zeit nicht lang werden lassen solle, auch um sich in seinem Namen zu erkundigen, ob ich bequem wohne, und ob mir nichts abgehe. Diese Gnade wurde durch ein Geschenk von einem halben Hirsch begleitet, dem ersten, wie mir der König sagen ließ, den er als ein großer Jäger in seinem Leben erlegt habe, da es in Schottland keine gäbe. Er nahm davon Gelegenheit, mir ein Kompliment für Heinrich zu machen, indem er sagte, daß er dieß Weidmanns-Glück der Ankunft eines Mannes zuschreibe, welcher von einem Fürsten käme, den man als den König der Jäger ansehen könne. Ich antwortete, daß diese Uebereinstimmung der Neigungen zwischen Ihren Majestäten mir Bürge für Ihre gänzliche Vereinigung sey, wenn anders die Eifersucht über die Jagd kein Hinderniß verursachte; daß ich mir aber auf diesem Fall die Freyheit nähme, mich zum Schiedsrichter zwischen Ihren Majestäten zu erbieten, indem ich hierin so uneigennützig und so kalt wäre, daß der König, mein Herr, wenn er auf die Jagd ritte, — weit entfernt zu glauben, wie der König von England, meine Gegenwart könne Glück bringen, — mir gewöhnlich andere Geschäfte in meinem Cabinet auftrüge, wo ich, wie Er sage, glücklicher sey. Obschon nichts ernstliches in diesen Worten war, so war es mir doch lieb, daß sie dazu dienen konnten, mir einigen Credit bey Sr Brittischen Majestät zu verschaffen. Ich gab noch vorsätzlich meinem

nem Compliment die Wendung, daß es der Eigenliebe Jakobs schmeicheln konnte, der sich, wie ich wohl wußte, durch jede Vergleichung mit dem König von Frankreich äußerst geschmeichelt fühlte. Ich schickte die Hälfte meines Geschenks dem Grafen von Aremberg, um seine Höflichkeit zu erwiedern.

Einer von den Befehlen, die ich zu Veranstaltung der Ceremonien meiner Audienz gegeben hatte, war Trauerkleidung für mein ganzes Gefolge, um den ersten Theil meines Auftrags, die Condolenz über das Absterben der Elisabeth, zu erfüllen, ob ich gleich in Calais schon erfahren hatte, daß niemand, weder Ambassadeur, noch Fremde, noch selbst Engländer schwarz vor dem neuen König erschienen sey, und obschon Beaumont mir hernach noch vorgestellt hatte, daß mein Vorhaben mit ungünstigen Augen an einem Hof angesehen werden würde, wo man alles so sehr darauf angelegt zu haben scheine, die große Königin in Vergessenheit zu bringen, daß man ihrer gar nie erwähne, und selbst ihren Namen zu nennen vermeide.

Gern hätte ich mir die Nothwendigkeit verborgen, in welcher ich mich befand, in einem Kleid, das dem König und ganz England einen Vorwurf zu machen schien, zu erscheinen.

Allein meine Befehle hierüber waren bestimmt, und übrigens ganz gerecht. Ich nahm daher keine Rücksicht auf Beaumonts Bitte, diese Ausgabe noch anstehen zu lassen, bis er deswegen an den Ritter Askins und einige andere, die am besten mit dem Hof-Ceremoniel bekannt wären, geschrieben hätte, was er auch that. Er erhielt Donnerstags, Freytags und selbst am Sonnabend den ganzen Tag keine Antwort, und ich beharrte auf meinem Entschluß, ungeachtet der Gründe, die er mir

mir dagegen anführte. Sonnabend am Abend vor dem Audienztage, und so spät, daß ich mich eben niederlegte, kam Beaumont, mir zu sagen, daß Askins ihm geschrieben habe, alle Hofleute würden meine Handlung als eine Beschimpfung für sie ansehen. Der König würde mir es so wenig Dank wissen, daß es nur dieses Schritts bedürfe, um sogleich mein ganzes Gewerbe zum Scheitern zu bringen. Da dieß ganz mit dem übereinstimmt, was ich von Mylord Sidney, Vicomte Sarlot, la Fontaine und den Abgeordneten der Staaten gehört hatte, so konnte ich nicht wohl daran zweifeln. Um größeres Uebel zu verhüten, ließ ich mein ganzes Haus die Kleidung ändern. Meine Leute besorgten sich, so gut sie konnten. Da Lucnau am andern Morgen mir die Nachricht brachte, daß ich dem König um drey Uhr nach Mittag vorgestellt werden sollte, sah ich aus der Freude, die er über meinen abgeänderten Befehl bezeugte, daß es unumgänglich gewesen war, auf meiner Seite nachzugeben. Da man übrigens im Publikum wußte, daß ich nur der unvermeidlichen Nothwendigkeit nachgegeben hatte, so brachte mir die Sache so viel Ehre, als wenn ich meinen Vorsatz durchgesetzt hätte.

Funfzehntes Buch.

1603.

Die Garde des Königs von England, an deren Spitze sich der Graf von Derby befand, holte mich im Arondelschen Palast ab, und deckte meinen Zug bis zur Temse, deren Ufer sie besetzte, während ich mich nach Greenwich begab. Ich fuhr dahin auf königlichen Fahrzeugen. Hundert und zwanzig Edelleute waren bey mir, die ich aus allen meinen Leuten herausgezogen hatte. Der Graf von Northumberland empfing mich am Lande und führte mich durch eine unzählbare Menge Menschen in den königlichen Palast.

Ich kam in ein Zimmer, wo man uns eine Collation vorsetzte, ganz gegen die sonstige Gewohnheit in England, wo die Gesandten nicht traktirt, ihnen nicht einmal ein Glas Wasser angeboten wird. Da Se Majestät mir sagen ließen, daß ich hineinkommen möchte, konnte ich über eine Viertelstunde nicht zum Fuß des Throns gelangen, theils wegen der Menge derer, die schon darinn waren, theils weil ich alle meine Leute vor mir her treten ließ. Kaum hatte mich dieser Herr erblickt, so trat er zwo Stuffen herunter, und wäre beynahe, aus Ungeduld mich zu umarmen, ganz heruntergekommen, wenn ihm einer der Minister, die ihm zur Seite standen, nicht ganz leise gesagt hätte, daß er nicht weiter gehen dürfe: „Wenn ich, sagte er hier„auf ganz laut, diesem Gesandten hier mehr als ge-

„wöhnliche Ehre erzeigte, so wollte ich darum nicht, „daß sich andere darauf als eine Observanz sollten be„rufen können. Ich schätze und liebe ihn ganz beson„ders, wegen seiner mir wohl bekannten Liebe zu mir, „seiner Festigkeit in unsrer Religion, und Treue gegen „seinen Herrn." Ich wage es nicht, was er sonst noch zu meinem Lobe sagte, herzusetzen. Mit aller geziemenden Ehrfurcht nahm ich eine so verbindliche Erklärung auf, und beantwortete sie, nicht mit einer zierlich gesetzten Rede, wie man sie vielleicht hier erwartet, und wie sie vielleicht die Hofpedanten mehr nach ihrem Geschmack finden würden, sondern mit einen bloßen Compliment, das eben soviel sagte, und sich besser für mein Verhältniß schickte. Heinrichs Schmerz über Elisabeths Absterben, seine Freude über die Thronbesteigung des regierenden Königs, Lobeserhebungen für beyde Könige, alles war mit zwey Worten abgethan. Ich entschuldigte mich mit meinem Unvermögen und damit, daß Se Allerchristlichste Majestät Ihre Gesinnungen selbst ausgedrückt hätten. Damit übergab ich die Schreiben von Ihren Majestäten, unter welchen ich Se Britannische Majestät auf das Handschreiben Heinrichs aufmerksam machte. Der König las sie selbst und gab sie dann an Cecil. Er bezeugte, wie gerührt er über ihren Innhalt sey, indem er sagte: daß er die Leidenschaft, mit welcher er den König von Frankreich stets geliebt und seiner Regierung allen Seegen gewünscht habe, nicht in Schottland zurück gelassen hätte.

Ich fuhr fort, diesen Herrn zu bekomplimentiren, aber in dem gewöhnlichen Konversationston; der Ton der Harangue war mir äusserst lästig. Ich sagte ihm, daß Heinrich seine Freude öffentlich bezeugt hätte, auf dem Throne Englands einen Nachfolger zu sehen, wel-

cher desselben so würdig wäre, und dies durch eine so schnelle und einstimmige Anerkennung. Wenn die Gegenwart Se. allerchristlichsten Majestät nöthig gewesen wäre, so würde er sich mit Vergnügen überall hinbegeben haben, wo er hätte nützlich werden können, um Ihm Beweise von seiner aufrichtigen Wachsamkeit für sein bestes, und von seiner Anhänglichkeit an Seine Person zu geben. Ich hatte nicht Ursache, dies Kompliment zu bereuen. Jakob antwortete, selbst wenn er England mit Frankreich in Krieg verwickelt gefunden hätte, so würde doch seine erste Sorge dahin gegangen seyn, mit einem Fürsten in Frieden zu leben, welcher auf eine mit seinem Schicksal sehr ähnliche Weise von dem Thron von Navarra auf den Französischen gerufen worden sey. Es sey, setzte er hinzu, billig, immer dem Guten den Sieg über das Schlimme zu verschaffen; er habe aber eine doppelte Freude darüber empfunden, ein gegen Frankreich freundschaftlich gesinntes Reich zu verlassen, um ein andres nicht minder gutdenkendes anzutreten. Die verewigte Königin ward hier gelegentlich aber ohne ein einziges Wort zu ihrem Lobe genannt.

Da dieser Herr hierauf länger und vertrauter mit mir sprechen wollte, ließ er mich auf die höchste Stuffe seines Throns treten. Ich ergriff diesen Augenblick um ihn mein besonderes Kompliment zu machen, worauf er mir sehr gnädig dankte. Er machte mir kein Geheimniß daraus, was ihm von Paris aus von den Reden gemeldet worden sey, die der König, ich und mein Bruder nach seiner Rückkunft aus Schottland von ihm geführt haben sollten. Er gestand mir, daß er sie erst einige Zeit für wahr gehalten, endlich aber entdeckt habe, daß dies alles weiter nichts als ein Kunstgriff unsrer gemeinschaftlichen Feinde sey,

der ihm diejenigen nur noch verhaßter mache, welche sich solche Mittel erlaubten, um sich einen Weg zur Alleinherrschaft zu bahnen. Er that hier einen heftigen Ausfall auf die Spanier, was Nassau, der nahe genug dabey stand, um manches hören zu können, großes Vergnügen machen mußte, so wie auch den flandrischen Abgeordneten, die sich in dem Haufen inkognito aufhielten, weil sie bis dahin noch nicht hatten Audienz erhalten können. Mit aller Strenge brandmarkte er ihre schlechte Art, alle Staaten in ihrer Nachbarschaft in Flammen zu setzen. Er bezeugte, daß er sich ihren ungerechten Anschlägen widersetzen würde, sprach vom König von Spanien als einem an Geist und Körper allzuschwachen Regenten, welcher nicht fähig wäre, die großen Entwürfe seiner Vorfahren zu fassen. Ich fand zu viel Vergnügen an diesen Reden, als daß ich nicht hätte suchen sollen, sie zu verlängern. Ich sagte dem König, daß er sich glücklich schätzen könne, diese treffende Schilderung von den Spaniern, nur auf Kosten anderer gelernt zu haben, daß der König von Frankreich nicht ein Gleiches rühmen könne. Ich führte zum Beweis an, was sie nach einem so feierlichen Frieden, als der von Vervins, gethan hatten, die Bironsche Empörung, den Savoyischen Krieg und einige andre Beschwerden. Ich setzte hinzu, daß es der gewöhnliche Kunstgriff des spanischen Staatsraths sey, sich jedesmal selbst zuerst zu beklagen, um Europens Aufmerksamkeit vor seinen eigenen Ungerechtigkeiten abzuziehen, dieses Benehmen sey eben so gefährlich, als der andere Kunstgriff Spaniens nur in der Absicht Verträge mit seinen Nachbarn zu schließen, um sie selbst durch die Sicherheit zu Grund zu richten, welche das Vertrauen auf die Heiligkeit eines Vertrags gibt. Jakob erwiederte, daß er dies alles wohl wisse. Kurz, ich konnte nicht weiter zweifeln, daß die Em-

pfindlichkeit gegen Spanien, die er vor so vielen Zeugen zeigte, eben so aufrichtig als heftig sey. Von diesem Augenblick an begann der erste Stral von Hoffnung für mich zu leuchten.

Von diesem Gegenstand gieng der König auf die Jagd über, für welche er mir eine ausserordentliche Leidenschaft zeigte. Er sagte mir, er wisse wohl, daß ich kein starker Jäger sey; der Antheil, den er mir von seinem Fang geschickt habe, gelte mir nicht als Herrn von Rosny, sondern als dem Gesandten eines Königs, der nicht weniger der größte Jäger, als der größte König der Welt sey. Dazu setzte er noch mit der äußersten Verbindlichkeit: Heinrich thue wohl daran, daß er mich nicht auf die Jagd nehme, da ich ihm sonstwo nützlicher sey. Wenn ich Jagdliebhaber wäre, so würde es der König nicht so leicht seyn können. Ich antwortete ihm: Heinrich liebe alle Leibesübungen, aber ohne über einer derselben je die Sorge für sein Reich zu vernachläßigen, noch sich darum weniger genaue Rechenschaft von seinen Ministern geben zu lassen. So weit entfernt sey er von der blinden Leichtgläubigkeit des Königs von Spanien gegen den Herzog von Lerma. Hierüber sagte Jakob zu mir: ich möge wohl viele Mühe gehabt haben, die Finanzen in Ordnung zu bringen, und den Zudringlichkeiten der Großen im Königreich zu widerstehen. Er führte davon Beyspiele an, die ich selbst schon wieder vergessen hatte. Er fragte mich hierauf rasch, und sich selbst unterbrechend, wie sich der König von Frankreich befinde? An der Mine, womit diese Frage an mich gethan wurde, konnte ich leicht sehen, daß man diesen Herrn hatte überreden wollen: Heinrich könne nach der letzten Krankheit nicht mehr lange leben, daß er es geglaubt habe, und daß diese vorgefaßte Meinung der stärkste Grund ihn von einem

einem Bündniß mit Frankreich abzuhalten seyn würde, da er sich nicht sehr auf einen König, der noch Kind wäre, würde verlassen können. Ich bemühte mich ihm den Ungrund dieser falschen Gerüchte zu zeigen, und es gelang mir. Er sagte mir nur noch, daß man ihm noch etwas von Heinrich erzählt habe, was ihm sehr unangenehm sey, daß nehmlich die Physiker (so nannte er seine Aerzte) dieses Herrn ihm die Jagd untersagt hätten. Ich erwiederte Sr Majestät, daß dies nur ein Rath wäre, dessen Befolgung auch ihm nützlich seyn möchte. Wirklich hatte er auch beynahe einen Arm auf der Jagd gebrochen. Er erzählte mir die nähern Umstände dieses Verfalls.

Als ich dem König von diesem Theil unsrer Unterhaltung über die Jagd und Seine Gesundheit Nachricht gab, schrieb er mir: ich sollte dem König von England sagen, daß er auf das Gutachten seiner Aerzte gemäßigter als zuvor jage; und daß er seit meiner Abreise fünf oder sechs Hirsche ohne die mindeste Unbequemlichkeit davon zu empfinden erlegt habe. „Wohlan, fuhr der König von England gegen mich immer noch im Gespräch von der Jagd, fort: — Sie haben „den Grafen von Arenberg von meinem Wildpret ge„schickt; wie denken Sie wohl, daß er diese Höflich„keit aufgenommen hat? sie war ihm ganz nicht an„genehm; er sagt, Sie haben es aus keiner andern „Absicht gethan, als um zu zeigen, daß man sich mehr „aus Ihnen als aus ihm mache; und darinn hat er „Recht. Denn ich weiß wohl einen Unterschied zwi„schen dem König meinem Bruder, und seinen Herren „zu machen, die mir einen Gesandten geschickt haben, „der weder reden noch gehen kann. Er hat mich bit„ten lassen, ihm in einen Garten Audienz zu geben, „weil er keine Treppen steigen kann. — Jakob fragte mich

mich, ob der Spanische Gesandte den man ihm schickte, durch Frankreich gegangen sey, und als ich es bejahte, sagte er: „Spanien schickt mir einen Postillon als Ge„sandten, damit er desto geschwinder reisen, und unsre „Angelegenheiten auf der Post abthun möge." So zog er bey jeder Gelegenheit auf Spanien los. Taxis, Oberpostmeister Sr katholischen Majestät, hatte in der That den Weg von Flandern über Frankreich genommen, um sich von da nach London zu begeben, und hatte diese Reise mit vieler Eile gemacht. Er hatte aber nur den Auftrag, die Absichten des Königs von England zu erforschen. Der eigentliche Gesandte war Velasco, Connetable von Castilien, welcher nach ihm ausreißte.

Jakob wollte hierauf auch noch wissen (denn er blieb nicht lange bey einer Materie) ob ich in London in die Predigt gehe. Als ich es bejahte, sagte er zu mir: „Sie sind also nicht Willens, wie Sancy, die „Religion zu verlassen, wie man mir hinterbracht hat, „dieser glaubte dadurch sein Glück recht sicher zu machen, „und sich nach einer besondern göttlichen Fügung gerade „dadurch geschadet." Ich erklärte dieses Gerüchte für eine Verläumdung, und sagte, was etwa dazu Veranlassung gegeben habe, möchte der Umstand seyn, daß man mich in Frankreich, als den Freund verschiedener Geistlichen kenne, und oft von dem päpstlichen Nuntius besucht sehe. Geben Sie, fragte er, dem Papst den Titel Heiligkeit? Ja, erwiederte ich, um mich nach dem französischen Herkommen zu richten. Er wollte mir beweisen, daß diese Gewohnheit Gott beleidige, dem allein diese Eigenschaft zukomme. Ich antwortete aber, daß ich dadurch keine größere Sünde zu begehen glaubte, als wenn man Fürsten, wie oft geschieht, Eigenschaften beylegt, von denen man weiß, daß sie sie nicht besitzen.

Er sprach mit mir von Dü Plessis und schien einigen Antheil an seinem Glück und Zustand zu nehmen. Er sagte mir, ich sollte ihn nicht ganz vergessen; er habe zwar wirklich sehr gefehlt, daß er sein letztes Buch unter seinen Namen herausgegeben habe, weil er durch die Titel, die er sich darinn beylege, den König von Frankreich sich gegen dieses Buch zu entrüsten nöthige; man müsse aber dessen ungeachtet sich doch der Dienste erinnern, die er der reformirten Kirche geleistet habe. Er sprach nichts, weder von Holland noch von dem Herzog von Bouillon. Er fand nur, daß Heinrich wohl gethan habe, den Herzog von Savoyen zu züchtigen, der, wie er sagte, ein unruhiger ehrsüchtiger Mensch sey.

Ich glaube von allem was der König von England in meiner ersten Audienz mit mir sprach, nichts Wichtiges vergessen zu haben. Als er sie endigen wollte, sagte er zu mir, daß es Zeit sey, daß ich zur Tafel und zur Ruhe gehe, und gieng in sein Cabinet. Im Herausgehen von seinem Zimmer ward ich von dem Admiral Howard, Milords Montjoye und Staffort und dem Oberstkämmerer begrüßt und angeredet. Der Ritter Astins, sprach mir, indem er mich aus dem Schloß begleitete, viel von seiner Ergebenheit gegen Se allerchristlichste Majestät, und seinem heißen Wunsche, unter meine Freunde gezählt zu werden. Der Graf von Northumberland sagte mir eben so viel, indem er mich bis an den Fluß brachte. Keiner von allen Englischen Herrn besitzt mehr Geist, Fähigkeit, Muth und selbst Ansehen. Er bezeigte mir sein großes Verlangen, sich mit mir allein über die itzige Lage der Dinge zu besprechen, und gab mir hinlänglich, obschon in versteckten Ausdrücken zu verstehen, daß er nicht mit der Regierung zufrieden sey, daß er den größten Theil der Schrit-

te des Königs table, kurz, daß er, um es ganz zu sagen, keine sonderliche Treue, nicht einmal Achtung für Jakob habe. Es ist unnöthig zu sagen, mit welcher Zurückhaltung und Behutsamkeit ich dergleichen Reden anhörte.

Die so ganz bestimmte Erklärung des Königs von England gegen Spanien hatte mir einige Hoffnung gemacht, daß man sich an diesem Hof unmerklich wider diese Krone kehren würde. Zwischen meiner ersten und andern Audienz gieng noch verschiedenes vor, was meine Hoffnung verstärkte. Ein Englischer Katholicke und Jesuite (so wurde anfangs diese Geschichte erzählt) wurde in England in einem Transportschiff angehalten. Er gestand beym Verhör, daß er sich so verkleidet habe, um die katholische Kirche von der Bedrückung des neuen Königs zu retten, wenn derselbe nicht in seinen Staaten die Römische Religion wieder entweder ausschließlich einführen oder wenigstens mit gleichen Vorrechten wie die, deren die Reformirte Kirche genösse, begaben und wenn er sich nicht gegen die Protestanten in Holland erklären würde. Acht andre Jesuiten haben sich mit ihm zu eben dem Vorhaben verschworen und sich itzt in der Nähe von London vertheilt, um auf eine Gelegenheit zu lauern, sich diesen Herrn vom Hals zu schaffen. Es ist sicher, daß dies Gerücht in Ansehung der Person dieses so verdächtigen Engländers, falsch war. Denn er war kein Jesuite, (1) sondern ein bloßer Priester aus einem Seminarium. Hätte man eben so gründlich alle andre Umstände untersucht, so würde wohl wenig an der ganzen Sache geblieben seyn. Allein dies that man nicht. Jakob der sogleich, nach der Stimmung seines Geistes, Verdacht schöpfte, bildete sich ein: da der Graf von Aremberg nicht um seine Audienz anhalte, so sey dies nicht Schuld seiner Krankheit, sondern Verstellung,

in

in der Erwartung, daß die vorgeblich Verschwornen ihren Streich ausführen, oder wenigstens durch ihre Aufwiegelungen im Königreiche eine Revolution bewirken würden, die ihn der Mühe überhöbe, dem Könige gute Worte zu geben.

Man kann sich nicht vorstellen, wie weit bey Hof dieser Verdacht getrieben wurde, so nichtig er auch war. Die Königin näherte sich zu gleicher Zeit London; in der Absicht, sagte man, um die Spanische Meuterey zu unterstützen. Der König schien darüber so beunruhigt, daß er schleunigst den Grafen Lenox abgehen ließ, mit einem ausdrücklichen Verbot an die Königin, ihre Reise weiter fort zu setzen. Der Graf mochte nichts ausrichten können oder wollen. Die Königin gehorchte nicht. Lenox wurde zurück berufen, und der König war darum in einer nur noch mehr verwickelten Lage. Nach seinem Beyspiel fiengen die Hofleute, die Minister, besonders der alte Hof, voll von den Maximen der vorhergehenden Regierung an, sich stark gegen die Königin und gegen Spanien zu rühren. Man suchte die Politik Elisabeths wieder hervor, die in einem beständigen Mißtrauen gegen den Madriter Hof gelebt hatte. Man verschwendete itzt Lobsprüche auf sie, mit denen man erst so karg gewesen war. Man murrte über die Gleichgültigkeit, die man gegen ihr Andenken bewiesen hatte; ohne zu vergessen, daß man mir beynahe hatte Gewalt anthun müssen, um mich zu nöthigen, dem allgemeinen Beyspiel zu folgen.

Ich glaube, daß die Anhänger Spaniens indeß in nicht geringer Verlegenheit gesteckt haben mögen; statt, daß man vorher von nichts als Frieden und Neutralität mit aller Welt sprach, war itzt nichts gewöhnlicher, als zu hören, daß man nicht mit der mindesten Sicherheit mit Spanien Verträge errichten, und

sich ganz nicht auf das verlassen könne, was es seine Freundschaft und Bundsgenossenschaft nenne; daß der Gesandte von diesem Hofe sich nicht getraut habe, in London zu erscheinen, und sicher nie dahin kommen würde, weil er befürchte, daselbst der Gegenstand und vielleicht das Opfer der öffentlichen allgemeinen Erbitterung zu werden. Man hielt das Betragen Sr allerchristlichsten Majestät gegen das der katholischen Majestät, und fand, bey dieser Vergleichung, von Seiten Heinrichs ein so offnes von aller Falschheit so weit entferntes Benehmen, daß es jedermann von selbst in die Augen springe. Er würde, sagte man, nicht den Mann, der ihm in seinem ganzen Königreich der nothwendigste wäre, nach England geschickt haben, um einen beyder unwürdigen Schurkenstreich durch ihn anlegen zu lassen. Ich selbst würde nicht den Hof verlassen und der Bosheit meiner Neider freyes Feld gelassen haben, um eine Rolle zu übernehmen, deren gewöhnliche Folge ist, sich entehrt und dem öffentlichen Haß aufgeopfert zu sehen. Ueberhaupt, wenn die von mir vorgeschlagene Vereinigung beyder Kronen auch nicht gerade das Beste wäre, was man thun könnte, so wäre sie wenigstens das sicherste, denn was vermochte Spanien, so lange die beyden verbündete Könige alle Gefahren mit einander theilten?

So sprach man einigemal im Staatsrathe und in Gegenwart des Königs von England, zu großem Vergnügen derjenigen von seinen Räthen, die auf unsrer Seite waren, und keine Gelegenheit ihren Herrn ebenfalls herüber zu ziehen, versäumten. Mylord Montjoye, den ich zu meinem vertrautesten Freund machte, weil er sich beynahe ganz öffentlich für einen Anhänger Frankreichs erklärte, gab sich aus allen Kräften deswegen Mühe.

Allein

Allein dieß alles zerstreute nur einen Theil meiner Besorgnisse. Ich fand noch so viele andre Hindernisse, daß ich beynahe eben so bald wieder in gänzliche Muthlosigkeit verfiel. Schon die Königin allein schien mir ein beynahe unübersteiglicher Fels auf meinem Wege. Nicht weniger fürchtete ich von dem Sekretär Cecil. Er hatte sich damals von seinen alten Freunden getrennt, und wieder zu den Schottländern geschlagen. Ich suchte in den wahren Grund dieser Veränderung einzudringen, fest überzeugt, daß man von diesem ränkevollen Menschen nichts aufrichtiges erwarten dürfe. Vielleicht hoffte er, sich in kurzer Zeit der Schottischen Parthey zu versichern, um sie dann mit der Englischen zu vereinigen, die er nur zum Schein verlassen hätte. Allein diese Schottischen Herren waren so schwer zu lenken und so sehr auf ihrer Hut gegen die Engländer, daß er nothwendig mit seiner Unternehmung scheitern mußte. Er selbst war zu scharfsichtig, um dieß nicht besser, als irgend jemand, einzusehen. Auch sagte man, und ich war gleichfalls dieser Meynung, nachdem ich besser mit den Gängen dieses Staatsmanns bekannt wurde, daß er die Schotten, als die jetzigen Vertraute und Günstlinge Sr Majestät nur gesucht habe, um sich diesem Herrn bekannt und nothwendig zu machen. Hätte er erst dies erreicht, so würde er schon alles an sich zu ziehen wissen, und sich des Namens und Ansehens des Königs bedienen, um die Königin, die Engländer und die Schottländer selbst zum Stillschweigen zu bringen, oder wenigstens denen, die er brauchen zu können glauben würde, nur einigen Schatten von Gunst zu lassen, und denn seinen wahren Charakter wieder anzunehmen. Das Sonderbarste hiebey ist, daß es nicht unwahrscheinlich war, dieser so verschlagene Mann, der die Schotten zu hintergehen gedachte, werde von diesen selbst hinter das Licht geführt,

geführt, indem sie sich stellten, ihm treuherzig zu glauben. War es möglich, daß Cecil, der in ganz England für den ehrgeitzigsten und herrschsüchtigsten Geist galt, von ihnen allein mißkannt worden wäre? Sie wußten aber auch, daß das Ohr des Fürsten zu besitzen nicht allein hinreichend ist, um einen an der Spitze der Geschäfte zu erhalten. Sie hatten noch nicht die mindeste Bekanntschaft mit dem Gang derselben und nur Cecil konnte sie ihnen mittheilen.

Gegen die Voraussetzung, daß die Schottische Partei sicher für Frankreich wäre, war noch ein starker Zweifel übrig: ob nehmlich die stolzen Britten sich in ihrem eignen Lande von Fremden würden Gesetze geben lassen wollen? noch dazu von Schottländern, die zu allen Zeiten der Gegenstand ihres Abscheues waren. Man hätte noch überdieß versichert seyn müssen, daß diese immer im Besitz der Person des Königs bleiben würden, da doch vielmehr die Freundschaft, die er dem Grafen von Essex und Southampton und dem Mylord Montjoye bezeugte, hinlänglich bewies, daß er ihnen wieder entgehen könne. Unglücklicherweise thaten auch die Könige von Schweden und Dänemark, deren Vorstellungen vielleicht von großem Gewicht bey dem König von England seyn konnten, um ihn fest zu bestimmen, sie die sonst, (man hatte sie allen seinen Entwürfen behülflich gesehen) so treu verbunden mit Heinrich gewesen waren, jetzt gar nichts für ihn, oder thaten es so schwach, daß ihr Beyspiel einen großen Entschluß zu erwecken unfähig war. In den häufigen Konferenzen, die ich mit ihren Gesandten in Gegenwart des Grafen von Mark, des Mylord Montjoye und des Ritters Askins hatte, die sich dabey dreymal, nur in der Eigenschaft gemeinschaftlicher Freunde befanden, gaben sie mir die besten Worte von der Welt. Sie giengen

so weit, eine Art von Entwurf zu machen, in welchem sie alles festsetzten, was Heinrich für sie alle thun sollte, und selbst eine Theilung der Eroberungen zu verabreden, die man, wie sie zugaben, bey einer dauerhaften festen Verbindung leicht machen könnte. Allein ausser der Konferenz erinnerten sie sich nicht mehr, was sie versprochen hatten. Sie sahen weiter nichts als Hindernisse, über welche sie in meiner Gegenwart ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Ein wunderliches Betragen, das mir zeigte, mit was für Geistern ich es zu thun hatte.

Mylord Montjoye sagte mir eines Tags im Vertrauen, daß er sich bey einer Versammlung dieser Gesandten befunden hätte, wobey nur Räthe Sr Majestät, und die Abgeordneten der Staaten zugelassen worden wären; daß dabey, statt daran zu arbeiten, sich untereinander in dem guten Entschlusse zu bestärken, jeder nur gesucht habe, sich aus dem Spiel zu ziehen. Er machte mir einen Abriß von ihren Berathschlagungen. Der Dänische Deputirte stellte vor, daß sein Herr zwar eine weite Strecke Lands besitze, es sey aber dies größtentheils unfruchtbar, und bey seiner eignen Lage mehr lästig als einträglich; die Unterwürfigkeit und Lenksamkeit der verschiedenen Völker die unter seinem Scepter stehen, seyen ein Vortheil, den er nicht benutzen könne, weil die erstaunliche Verschiedenheit ihrer Sitten und Gewohnheiten verursache, daß weder er sie, noch sie sich untereinander verstehen könnten. Er sey gegenwärtig damit beschäftigt, Mittel zu erfinden, um ein allgemeines gleichförmiges Reglement einzuführen. Diese Beschäftigung gestatte ihm nicht, sich in irgend eine andere Unternehmung einzulassen. Der Schwedische entschuldigte seinen Herrn damit, daß sein Neffe, der König von Polen, seine Ansprüche auf

die

die Schwedische Krone noch nicht vergessen zu haben, sondern vielmehr Willens zu seyn scheine, sie lebhafter als je zu erneuern, so daß sich also der König, sein Herr, nicht ohne die äusserste Unvorsichtigkeit in einen fremden Krieg verwickeln könne, während er selbst in seinen eignen Staaten alles zu befürchten hätte. Barneveld im Namen aller seiner Kollegen erklärte sich diesmal auf eine von seinem gewöhnlichen Klageton so sehr verschiedene Art, daß ich die Absicht, die er bey diesem sonderbaren Benehmen haben konnte, nicht zu errathen gestehe. Er sprach ganz verächtlich von Spanien; fand in den Meutereyen der Spanier und den Kräften der Staaten hinreichende Hülfsquellen, um sie der Unterdrückung zu entreissen. Er schien nicht mehr wie zuvor zu zweifeln, daß man Ostende behaupten könne, und gab zu verstehen, daß seine Herren einen Plan entworfen hätten, der im Stand wäre, sie für diesen Verlust, gesetzt auch, daß er erfolgte, schadlos zu halten. Die Englischen Minister hatten zu ihren Texteswörten die Maxime des Königs von England genommen, daß jeder neue König, wenn er auch noch so wenig Klugheit besitze, wenigstens doch Jahr und Tag dahingehen lassen müsse, ehe er eine Neuerung unternehme, und machten einstimmig die Nutzanwendung daraus, daß man warten müsse; und bey diesem Schluß blieb es denn. Einen nur ein wenig aufmerksamen Blick auf diese Borealischen Köpfe, 2) und man wird finden, daß sie jederzeit einigen Anstrich von ihrem Clima haben; wenig Lebhaftigkeit des Geistes, wenig Ergiebigkeit der Einbildungskraft, wenig Beständigkeit in ihren Entschlüssen, und keinen Funken gesunder Politik. Elisabeth macht allein von dieser Regel eine Ausnahme, die eben deswegen desto mehr zum Ruhm dieser großen Königin gereicht.

Mir

Mir fehlte nun nichts weiter als eine eben so vollkommene Kenntniß des Spanischen Staatsraths, als die war, welche ich von dem Großbrittanischen und den Nordischen erlangt hatte, d. h. genau zu wissen, was die eigentliche Absicht dieser Krone wäre, welche Vorschläge sie dem König von England bereits gethan hätte, und wie sie aufgenommen worden wären? kurz, welche Wendungen sie nehmen würde, um ihre Endzwecke zu erreichen. Denn damit, daß ich wußte, daß der König von Spanien England von Frankreich und den Niederlanden abzuziehen suche, wußte ich eigentlich noch nichts oder doch sehr wenig. Man argwohnte, daß etwas ungleich wichtigers angezettelt würde. Die Nachricht des Kanonikus von Canterbury ließ schon etwas davon errathen, und war um so weniger zu vernachlässigen, da Aersens und Barneveld zugleich die Wahrheit derselben versicherten, jener zu Paris, dieser in London. Ich stellte darüber alle nur mögliche Nachforschungen an. Die Mylords Cobham und Raleigh stimmten in ihren Reden damit überein; und, was noch mehr Eindruck auf mich machen mußte: der Graf von Northumberland den ich durch das Anbieten einer beträchtlichen Summe unter dem Namen eines Geschenks gewonnen hatte, ließ mir ganz heimlich und als ich mich eben niederlegen wollte, durch seinen Sekretär folgende Nachricht bringen.

Seit Jakob den Englischen Thron bestieg, versäumte der König von Spanien bis jetzt keinen Augenblick, ihn durch seine eignen Geschäfftsträger, die der Erzherzoge, und die Katholiken in England, zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich und die vereinigten Provinzen, die er ihre gemeinschaftliche Feinde nannte, einladen und bewegen zu lassen. Er unterließ nichts, um ihn zu überreden, daß sie beyde,

 beson-

besonders aber Se Brittische Majestät, ganz unzweifelhafte Rechte auf verschiedene Provinzen Franreichs hätten, so daß es ihm Schande brächte, sie zu einer Zeit nicht gelten zu mache, wo die Erschöpfung dieser Krone ihm so leichtes Spiel gebe. Hier kurz die Vereinigungs-Punkte, die er ihm sogleich vorlegte: Vereint und zu gleicher Zeit von Frankreich die Normandie, Guyenne, Poitou für den König von England, Bretagne aber und Bourgogne für den König von Spanien zurückzufodern, und im Verweigerungsfall mit ihrer ganzen Macht in diese Provinzen einzubrechen. Se katholische Majestät erbot sich sogar alle ihre Truppen, die in den Niederlanden stehen, zu dieser Unternehmung heraus zu ziehen, noch mehr, ihren Rechten auf die vereinigten Provinzen zu entsagen, und ihnen die Freyheit zuzugestehen, nach welcher sie seufzen, in der sichern Erwartung, daß sie nach dieser Gnade durch ihren Beytritt die Ligue verstärken und zu allen ihren Entwürfen mitwirken würden. Da der König von England auf diese glänzende Vorschläge nichts geantwortet hatte, als daß sie zu früh kämen, und daß er erst seine neuen Unterthanen kennen lernen und seinen Thron befestigen wolle, so sah Spanien wohl ein, daß dieß im Grund weiter nichts als eine bescheidene abschlägige Antwort sey. Er suchte nun wenigstens das von ihm zu erhalten, daß er, da er einmal nicht Lust hätte, mit voller Macht seine alten Besitzungen wieder an sich zu reißen, doch wenigstens die französischen Provinzen in ihrem Vorhaben begünstigen möchte, das sie, wie Spanien sagte, gefaßt hätte, sich wie die Schweitzer zu einem unabhängigen Freystaat zu machen. Man stellte ihm die Sache ganz leicht vor. Die Provinzen, sagte man, erwarten mit Ungeduld nur eine bequeme Gelegenheit, ein unerträgliches Joch abzuschütteln. Die Spanischen

Emissärs

Emissärs haben nach diesen Veranstaltungen unter ihnen überall zu verstehen gegeben, daß es nur auf sie ankomme, eine ungestörte Ruhe zu genießen, ohne Steuer, Tranksteuer und Einquartirungen, unter dem Schirm der beyden Kronen, ihrer Beschützerinnen, zu leben; daß sie weder die Rache Heinrichs noch die Gewaltthätigkeiten seiner Truppen zu befürchten hätten, weil man ihm sonst noch von allen Seiten so viel zu schaffen machen wolle, daß er es wohl werde leiden müssen, wenn sie sich selbst ihre Gesetze gäben. Man weiß nicht, setzte der Sekretär des Grafen von Northumberland hinzu, was Jakob auf diesen zweyten Vorschlag antwortete; vermuthet aber, daß er nicht besser als der erste aufgenommen wurde, weil die Spanischen Emissärs sich verschiedenemal schon genöthigt sahen, ihr System umzugestalten, wenn sie mit Gr-Brittanischen Majestät sprachen, oder dasselbe nur nach und nach mit verschiedenen Modificationen von neuem vorzubringen. Bald boten sie ihm die ganze Macht und alle Schätze Spaniens an, um sich derer auf jede selbstbeliebige Art und zu jeder ihm gefälligen Unternehmung gegen Frankreich, und zwar ganz unentgeldlich, zu bedienen; nur unter der einzigen Bedingung, keinen Frieden ohne Zuziehung Spaniens zu schließen, und sich nicht in dessen Angelegenheiten in Flandern zu mischen. Bald schränkten sie sich einzig auf die Gefälligkeit ein, daß er den vereinigten Provinzen keinen Beystand leisten möchte.

Wenn diese Nachrichten und die ganze Erzählung wahr waren, so müßte man daraus schließen, daß Frankreich, ohne es zu wissen, sehr große Gefahr gelaufen sey; weil auf ein einziges Wort der Einwilligung von Jakob das fürchterlichste Ungewitter über dieß Reich losbrechen konnte. Ich gestehe aber, meines Theils, daß mir die Sache ausschweifend und von

aller Wahrscheinlichkeit entfernt vorkam, so daß, die Sache mochte mir bestätigt werden, von welchen Seiten sie wollte, ich nicht glauben kann, daß Spanien dem König Jakob je etwas ähnliches wie die ersten Vorschläge, angetragen haben sollte. Setzen wir auch, daß alle Schwierigkeiten zwischen Spanien und England in Ansehung der Kriegsrüstungen und Theilungen gehoben gewesen wären, was doch wirklich keine so leichte Sache war; so begreift man doch wohl, was für eine Menge Schwierigkeiten aus der Verschiedenheit der Religion, des Interesse, der Grundsätze und Sitten sowohl zwischen ihnen selbst, als zwischen den französischen Provinzen entstehen mußten, die man hier als mit ihnen einverstanden voraussetzte.

Der Artikel, welcher die vereinigten Provinzen betrifft, stößt schon allein das ganze Projekt um. Will Spanien mit ihrer Unterjochung den Anfang machen, so konnte es dieser und der Englischen Krone nicht unbekannt seyn, daß diese Unternehmung allein schon fähig war, die Ausführung ihrer gemeinschaftlichen Entwürfe zu vereiteln, oder doch auf beträchtliche Zeit hinaus zu schieben. Da Frankreich nun einmal sich überzeugt hatte, daß die Verzögerung dieser Eroberung sein Glück sey, so würde es die Sache der Staaten zu seiner eigenen machen. Wollte Spanien darauf rechnen, daß es diese Provinzen selbst in sein Interesse ziehen könnte, so würde es sich nicht weniger irren. Kein Preis, nicht einmal die Freyheit selbst, konnte ihnen von Spanien geboten werden, um den sie sich wieder mit ihren ärgsten Todfeind vereinigt hätten, oder gar ihm zu Eroberungen behüflich gewesen wären. Und zu welchen Eroberungen? von ihren alten und einzigen Bundsgenossen! Ich weiß, wie die Abgeordneten der Staaten jederzeit gedacht haben. Immer sagten

sie:

sie: Spanien betrüge sie; England halte sie mit leeren Hoffnungen hin, und nur Frankreich allein meyne es redlich mit ihnen. Wenn sie ein paarmal anders sprachen, wie z. B. in der jetzt gedachten Conferenz, so geschah es in der Absicht, um entweder die Franzosen noch zu größern Anstrengungen für ihr Bestes zu bewegen, oder nur die Engländer zu gleichen Gesinnungen für sie zu bringen. Glaubt man übrigens, daß Spanien selbst sich hätte entschließen können, Länder wieder fahren zu lassen, die es einmal erworben hatte? —

In Ansehung der Nachrichten, welche Heinrich und ich hiervon erhalten hatten, waren weder der Kanonikus von Kanterbury noch Barneveld, der mit Aersens hier nur für Einen gezählt werden darf, da dieser alle Nachricht von jenem hatte, hinreichende Bürgen. Der erste konnte wohl betrogen worden seyn, der andre uns zu betrügen gesucht haben. Dieser Betrug war zu Förderung ihrer Angelegenheiten nicht undienlich. Was die drey Mylords betrifft, so baue ich so wenig auf ihre Erzählung, daß ich sie vielmehr in Verdacht habe: sie möchten wohl die einzigen wahren Urheber des ganzen Stückchens gewesen seyn; es mit einander verabredet, und dann mit verschiedenen Veränderungen dem König von England, mir, den Abgeordneten der Staaten und dem Publikum vorgetragen haben, um auch einmal die Wichtigen zu spielen. Dieß ist ganz in ihrem Charakter. Spanien würde, wie ich wohl glauben will, diese Gerüchte nicht ungern im Umlauf gesehen und selbst gern daran gearbeitet haben, ihnen Eingang zu verschaffen, nicht in der Absicht, daß sie bis zu den Ohren Sr Brittanischen Majestät gelangen sollten, und weit entfernt, sie ernstlich zu unterhalten, sondern nur um die Funken der Zwietracht zur Flamme anzublasen, und die Anzahl der Aufrührerischen in den

Provinzen Frankreichs, von welchen dabey die Rede war, zu vermehren. So schrieb ich hierüber an Heinrich, der dieß alles bald für eine Betrügerey der Staaten hielt, welche den Bruch zwischen ihm nnd Spanien beschleunigen sollte; bald alles von Seiten Spaniens für wahr annahm, weil dieser Hof alles zu unternehmen fähig sey, aus Begierde, ihn zu Grund zu richten, und in der Hoffnung, die Unerfahrenheit des Königs von England zu benutzen. Ich schrieb ihm wieder, daß er zwar alle diese Complots als Luftschlösser behandeln, darum aber nichts desto weniger aufmerksam auf alles seyn sollte, was auf der Seite von Poitou, Auvergne, Limoges, Aunis, kurz von ganz Guyenne vorginge, wo sie eben so schlimme Wirkungen hervorbringen konnten, als wenn sie ächt gewesen wären.

Am Tage nach meiner Audienz, den 23. Jun. da Se Brittische Majestät einen Ritterschlag vornahmen, ließen sie mir sagen, daß mir die zwote Audienz auf den Tag, wie ich sie gebeten hätte, Mittwochs den 25. zugestanden seyn sollte. Ich sollte mich um 2 Uhr nach Mittag einfinden, mit wenigen Leuten, um das Gedränge zu vermeiden, und damit sie, wie sie sagten, sich desto freyer mit mir allein unterhalten könnten. Ich hatte dießmal von London bis Greenwich den Mylord Hume, Oberstallmeister von Schottland zur Begleitung, der die Ehre gehabt hatte, in Frankreich Se allerchristliche Majestät zu sehen und zu unterhalten. Ich nahm einige Erfrischungen in einem Zimmer, bis man mich zum König hineinführen würde, und wurde hier von dem kleinen (3) Edmont angeredet, der sehr viel zu reden und zu klagen hatte, daß er nicht so behandelt würde, als es seine geleisteten Dienste und seine Einsichten in die französische Angelegenheiten verdienten. Der Graf von Northumberland holte mich

ab in das Zimmer des Königs, und machte dadurch dieser Konversation ein Ende.

Kaum war ich darin, so stand dieser Herr auf, und führte mich, nachdem er befohlen hatte, daß ihm niemand folgen solle, durch verschiedene Kabinette und versteckte Gemächer in eine kleine Galerie von ziemlich schlechtem Geschmack. Hier hielten wir unsre Unterredung. Ich eröffnete sie mit Danksagungen, daß er mir hier eine Gelegenheit verschaffe, mich ihm über den Zweck meines Auftrags ohne Zurückhaltung und ohne Zeugen zu entdecken. „Nicht," setzte ich hinzu, „als „hätte mich der König, mein Herr, gesandt, um etwas „von ihm zu verlangen, sondern um seine Absichten in „Angelegenheiten zu erfahren, bey denen Ihre Maje„stäten gleiches Interesse haben könnten, und um sich „darnach wie ein guter Bruder nach den Wünschen „seines Bruders zu richten." Der König von England antwortete mir: die Art mit der, wie er wohl sehe, der König von Frankreich und ich mit ihm handelten, verdiene wohl, daß er keine Heimlichkeiten vor mir habe. Er wolle daher wirklich mir die geheimsten Geheimnisse seines Herzens entdecken. Hierauf schilderte er mit drey Worten sehr treffend die Lage der politischen Angelegenheiten von Europa, wobey alles darauf ankäme, das Gleichgewicht zwischen drey beynahe ganz gleichen Mächten zu erhalten (Er verstand darunter die Häuser Bourbon, Oestreich und Stuart). Er sagte, daß unter diesen drey Mächten das Haus Oestreich in Spanien die einzige sey, welche den Ausschlag auf ihre Seite zu ziehen suche, nach der Herrschsucht, von welcher es geleitet werde. Die Kenntniß von diesem ungerechten Vorhaben verursache, daß der König von Frankreich und Er, ob sie schon dem Anschein nach im Frieden mit dieser Krone leben, dennoch

eigentlich, obschon verdeckt, im Krieg mit ihr seyen; daß sie sich aber nicht darüber beschwören könne, da sie ihnen beyden hierin mit ihrem Beyspiel voran gegangen sey; und zwar dem König von Frankreich durch ihre Verbindung mit dem Marschall von Biron und den Uebelgesinnten in Frankreich, durch die Unterstützung, die sie dem Herzog von Savoyen in seinem Krieg mit Sr allerchristlichsten Majestät habe zufließen lassen, durch die Unternehmung auf Genf, kurz durch verschiedene andre ähnliche Schritte, Ihm selbst aber durch Verhetzung der Jesuiten und der katholischen Parten in England. (Der Vorfall mit dem Jesuiten hatte also, wie man hieraus sieht, nur zu sehr Glauben bey ihm gefunden.) Von beyden Theilen sehe man dieß alles als unzureichende Ursachen zum offnen Krieg an, die man daher am besten mit Stillschweigen übergehe, da beyde Parteyen gleich stehen. Man müsse, wie zuvor, fortfahren, die Feinde Spaniens unter der Hand zu begünstigen, da man ja immer noch die freye Wahl habe, kräftigere Maaßregeln zu ergreifen, wenn jenes sich einfallen lassen sollte, den ersten Schritt zu einem offenbaren Bruch zu thun.

Ich lobte, wie es auch wirklich verdiente, eine so einsichtsvolle Aeußerung. Ich würde selbst nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn ich nicht zugleich an dem, von welchem sie kam, einen Hang zum Frieden, oder vielmehr zur Trägheit und Unthätigkeit bemerkt hätte, die mir seine Worte verdächtig machten, und mir zu sagen schienen, daß er mir zwar wenig versprochen habe, aber gar nichts halten würde. Dieß bewog mich Sr Brittanischen Majestät zu antworten, daß der so eben angegebene Entwurf zum Verhalten gegen Spanien ganz nach dem Geschmack Sr allerchristlichsten Majestät sey. Nur befürchte Heinrich,

es

es möchte dieß alles sie nicht hinreichend sichern, einst die Wirkungen der grausamen Rache dieser Krone empfinden zu müssen. Ich bemühte mich dabey, ihm ihren Charakter mit den natürlichsten Farben zu schildern. Ich stellte ihm alles vor, was sie seit hundert Jahren verschlungen hätte; die Grafschaften Flandern und Burgund; die Königreiche Granada, Navarra und Portugall, das teutsche Kaiserthum, die Staaten von Neapel und Mailand, beyde Indien und dazu noch beynahe Frankreich und England rc., indem diese beede Kronen ihre Erhaltung, außer der Festigkeit Elisabeths und Heinrichs einzig der glücklichen Dazwischenkunft der Empörung der Niederlande zu danken haben. Ich schloß, daß, da es für Jakob sowohl als für Heinrich unvermeidlich wäre, einst zur Kriegserklärung mit Spanien zu kommen, um die Grundpfeiler einer so ungeheuren Herrschaft zu untergraben, es ganz nothwendig sey, schon jetzt die Maaßregeln dazu zu verabreden, um bis dahin nichts zu thun, was diesem Vorhaben entgegen wäre. Dieß sey alles, was ich von Sr Majestät zu bitten hätte, nebst einem Mittel, das vorläufig die Erhaltung der vereinigten Provinzen sicher stelle. „Aber,“ sagte der König, „welchen bessern Beystand verlangen Sie „denn von dem König von Frankreich und mir für die „Staaten, als der ist, daß wir sie mit zu einem Friedens- und Theilungstraktat zwischen ihnen und Spanien ziehen, und zwar auf Bedingungen, über welche „wir uns Gewähr leisten; damit uns, wenn Spanien „ihn zuerst brechen sollte, dieser gerechte Vorwand die „Waffen in die Hand gäbe, um es ganz daraus zu „verjagen. Ich bin es zufrieden,“ setzte er hinzu, „für diesen Fall schon jetzt mit Ihnen zu verabreden, „welche Mittel wir zur Ausführung ergreifen wollen.“

Jakob fühlte nicht alle Schwierigkeiten, die der vorgeschlagene Theilungstraktat zwischen Spanien und den Staaten finden würde, oder vielmehr, er suchte sich auf eine gute Art von mir loszumachen. Der Spanische Staatsrath würde nicht unterlassen haben, sich zu stellen, als ob es diesem Vorschlag Gehör gäbe. Allein während sich die Unterhandlungen in die Länge gespielt hätten, besonders an einem Hof, der aus der äußersten Langsamkeit einen der Hauptpunkte seiner Politik machte, mußte Ostende, das ohnehin schon in den letzten Zügen lag, in die Hände seines Feindes fallen, und einen Theil von Flandern nach sich ziehen. Holland und Seeland trennten sich unterdessen von den übrigen; Spanien befestigte sich in seinen Besitzungen, und setzte sich in Verfassung, um desto unfehlbarer den Rest dieses Landes zu verschlingen.

Ich bat Se Brittanische Majestät, diese Betrachtungen reiflich in Erwägung zu ziehen. Dieser Herr verfiel einige Augenblicke in ein Stillschweigen, wie ein Mensch, welcher tief über etwas nachsinnt, und sagte mir dann mit schwacher stockender Stimme: er gebe zu, daß ich recht habe; die Sache sey von großer Wichtigkeit; er habe selbst schon öfters darüber nachgedacht. Indessen habe er doch noch nicht genug darüber nachgesonnen, und habe deswegen mich erwartet, damit ich ihm zu einem Entschluß behülflich seyn möchte. Ich fühlte in diesem Augenblick alles, was mir dieser Herr nicht gern sagen wollte, und glaubte, daß ich nicht lange zögern dürfte, ihn in seiner letzten Verschanzung anzugreifen. Ich sagte ihm also, indem ich vielmehr auf seine Gedanken als auf seine Worte antwortete, daß er fest überzeugt seyn dürfe, seine Minister werden von irgend einem persönlichen Interesse getrieben, so oft sie im Staatsrath über diese Materie

eine

eine andere Sprache geführt hätten, als ich hier thue. Dieß sey gar keine Sache zur Unschlüssigkeit. Nach unendlich vielen Untersuchungen könne es nicht klärer als nach einer einzigen werden. Daß es unumgänglich nöthig sey, Spanien an der Unterjochung des Rests der Niederlande zu verhindern, weil es alsdann bloß mit der Macht, die es jetzt auf diese Eroberung verwende, über Frankreich und England herfallen könnte. Ohne den Englischen Räthen alle ihre schlimmen Dienste zu vergelten, wie ich durch Entdeckung eines Theils ihrer Ränke hier füglich hätte thun können, sagte ich doch dem König genug davon, um ihn fühlen zu lassen, mir sey nicht unbekannt, daß sie ihn zu bewegen gesucht hatten, eben die Kräfte gegen Frankreich anzuwenden, die ich ihn gegen Spanien zu kehren bereden wollte.

Jakob kam selbst auf das, was ich ihn gern von diesem Staatsrath urtheilen lassen wollte. Er sagte mir, daß er weit entfernt sey in Ansehung jener alten Ansprüche Englands an Frankreich eben so zu denken, wie einige seiner Höflinge. Außerdem daß die Zeitumstände und die gegenwärtige Politik nicht gestatteten, sich ernstlich damit abzugeben, betrachte er auch diese vorgeblichen Rechte als durch die göttliche Vorsehung vernichtet, die nach ihrem Gefallen Kronen giebt und nimmt. Die Zeit setze ihnen eine mehr als hundertjährige Verjährung entgegen. Diese Worte wiederholte er mehrmals. Da ihn nun diese Betrachtung nicht abhalte, so könne er mich einstweilen voraus versichern, daß er, seine Entschließung möge ausfallen wie sie wolle, wenigstens nicht die vereinigten Provinzen, und nicht einmal Ostende in der Gewalt der Spanier lassen werde; daß ich für jetzt nichts weiter von ihm verlangen, noch ihn drängen könne, einen Schluß zu fassen, ehe er mit zween oder dreyen von seinen Ministern,

stern, deren Einsichten und Uneigennützigkeit ihm bekannt seyen, in der Sache gesprochen habe; daß er übrigens nach den Betrachtungen, zu denen ich ihn veranlaßt habe, im Stand sey, sich nicht mehr durch Leidenschaft und Vorurtheil hinreißen zu lassen, und endlich daß er mich in kurzem alles wissen lassen wolle, was mir noch von seinen Gesinnungen und seinem letzten Entschluß etwa zu wissen übrig seyn möchte.

Ich hätte sehr gewünscht, diese Materie nicht so bald geendigt zu sehen. Allein Jakob brach kurz ab, und sagte noch einmal, daß wir das Uebrige ein andermal abmachen wollten, und daß er mit mir jetzt von dem Herzog von Bouillon sprechen wolle. Er sagte mir, daß ihm die Abgeordneten des Churfürsten von der Pfalz sehr für ihn angelegen hätten. Da er aber nicht ganz genau von der Sache unterrichtet sey, so habe er sich zu nichts verbindlich machen wollen, um nicht einen Rebellen zu begünstigen. Er ließ sich von mir alles, was vorgefallen war, erzählen. Ich that es kurz. Denn die Sache sprach für sich selbst. Er gab mir hierauf sein Wort, daß er sich nie mit dieser Sache befassen wolle, so sehr ihm auch der Pfälzer darum anliegen würde; so wenig als er selbst wünsche, daß man sich zur ungelegenen Zeit in die Angelegenheiten der Katholiken in England mischen möchte. Aus dem Ton, womit diese letzten Worte vorgebracht wurden, konnte ich leicht schließen, daß sie eine Art von Vorwurf enthalten sollten.

Um zu verstehen, wovon hier die Rede ist, muß man wissen, daß die Anhänger Spaniens wie gewöhnlich unter der Fahne der Jesuiten, einige Zeit vor dem Tode der Elisabeth in den drey Großbrittanischen Reichen Unruhen erregt hatten. Die Religion diente ihnen

ihnen dabey zum Deckmantel, obschon die Politik der wahre Grund davon war. Es sey nun, daß der König von Spanien nach den Vorstellungen seiner Schmeichler, hinlänglich gegründete Rechte auf die Englische Krone zu haben vermeynte, um sich nach dem Tod dieser Königin als Prätendent dazu aufzuwerfen; oder daß er weiter nichts darunter suchte, als dem Nachfolger Elisabeths verwirrte Händel zu verursachen, damit er sich nicht auf andre Unternehmungen einlassen könnte. Die Jesuiten fiengen sehr zur Unzeit, wie es scheint, Streitigkeiten mit den Englischen katholischen Weltpriestern an. Die hauptsächlichste betraf die Anstellung eines gewissen Erzpriesters (4), womit diese nicht zufrieden seyn wollten. Die Sache kam vor den Pabst, der aus Gründen, die mir nicht bekannt sind, dießmal weder die Jesuiten noch Spanien begünstigte, sondern die Weltgeistlichen sehr gnädig anhörte, welche drey aus ihrem Mittel mit einem von Cecil selbst eigenhändig ausgestellten Paß, nach Rom geschickt hatten. Ein Beweis, daß Elisabeth die Weltpriester unterstützen zu müssen glaubte, und die andern als ihre wahren Feinde ansah. Heinrich dachte hierüber wie Elisabeth, und der gemeinschaftliche Vortheil hieß ihn die Englischen Priester gegen die Spanische Kabale bey dem Pabst unterstützen.

Diesen Umstand hatten die Feinde Frankreichs mißbraucht, um Jakob beyzubringen, daß Heinrich den Englischen Priestern nur in der Absicht seine Unterstützung geschenkt habe, um sie zu eben dem Endzweck wie Spanien an sich zu ziehen. Es war mir nicht schwer, den König von England aus diesem Irrthum zu ziehen. Ich ließ ihn einsehen, daß Heinrich nicht umhin gekonnt habe, sie dem Schein nach in verschiedenen Punkten selbst zu bevollmächtigen, da er es als

eine

eine Sache von der äußersten Wichtigkeit angesehen habe, nicht den ganzen Körper der Katholiken in Großbrittanien auf die Spanische Seite ziehen zu lassen; daß er aber, weit entfernt, die Sache bis zu Verbindungen mit ihnen zu treiben, die seinem Ansehen nachtheilig werden könnten, vielmehr nichts anders dabey zur Absicht gehabt habe, als sich ihrem gemeinschaftlichen Feind zu widersetzen, und daß er diese Katholiken verlassen haben würde, sobald er irgend gemerkt hätte, daß sie selbst sich von ihrer Pflicht entfernten.

Jakob bezeugte sich so zufrieden mit dieser Erklärung, daß er mich von den Verfügungen unterhielt, die er in Sachen der Römischkatholischen in seinem Königreich zu machen gedächte, „nach meinem Gutachten und dem Wohlgefallen Heinrichs," sagte er. Er hatte in der Folge mehrere Gelegenheiten sich noch stärker zu überzeugen, daß ich ihm nichts aufgeheftet hätte, besonders aus einem Brief, den ihm der päbstliche Nuntius von Paris in diesen Angelegenheiten schrieb. Jakob antwortete darauf verbindlicher, als der Londner Hof sonst nicht auf Briefe von dem Römischen zu thun pflegte, und ergriff in der eben gedachten Sache nicht nur eben die Partie, welche die gesunde Politik Heinrichen angerathen hatte, vielleicht durch die Gründe bestimmt, die ich ihm dazu anführte, sondern es scheint auch, daß er, um sich der katholischen Partey in England zu versichern, sich lieber an den Pabst und seine Minister, als an irgend einen auswärtigen Fürsten wenden wollte. Der Pabst war seiner Seits auch nicht unerkenntlich für diesen ersten Schritt (6). Ein gewisser Colville hatte ihm ein Buch dedicirt, das gegen diesen Herrn, als er noch König von Schottland war, gerichtet war. Se Heiligkeit wollte aber das Werk nicht annehmen, noch erlauben, daß der Verfasser

ser sich in Rom aufhielte. Ich habe dieß von Heinrich selbst, der es mir schrieb, um davon Gebrauch bey dem König von England zu machen. Se Majestät hatten es aus Briefen meines Bruders von Rom.

Ich erfuhr, als ich von dem König ging, daß er am folgenden Montag der Königin entgegen reisen wollte. Da ich vermuthete, daß diese Reise bey Sr Majestät verursachen könnte, daß die mir auf den Sonntag den 29. versprochene Audienz meine letzte seyn möchte, und befürchtete, mein Geschäft nicht in einer einzigen vollends abmachen zu können, so entschloß ich mich um eine andre noch vor der am Sonntag bitten zu lassen. Jakob ließ mir aber sagen, daß ihm dieß nicht möglich sey, indem seine ganze Zeit bis zum Sonntag bereits besetzt wäre, daß er aber Freytag den 27. seine Minister zu mir schicken würde, um mit mir zu konferiren und die Materien einzuleiten.

In der That kamen auch am Freytag um drey Uhr nach Mittag der Admiral Howard, die Grafen von Northumberland und Mare, Mylord Montjoye, Generalstatthalter von Irrland, und Cecil, der das Wort führte, zu mir. Nach den ersten Complimenten sagte er mir, daß der König von England glaube, Sr allerchristlichsten Majestät nicht besser zeigen zu können, wie vollkommen er von Ihrer Aufrichtigkeit in den Verhandlungen mit ihm und zugleich von ihren Fähigkeiten in Behandlung großer Geschäfte überzeugt sey, als indem er Ihrem Gutbefinden ganz überließ, was zur Unterstützung des bedrängten Ostende und der Staaten zu thun seyn möchte.

Ich sah sogleich, wohin dieser Kunstgriff des Staatssekretärs abzielte: meinen Worten nehmlich, die ich dem König von England für mich selbst gesagt hatte,

einen

einen Sinn und eine Ausdehnung zu geben, die ich nicht darein hatte legen wollen. Ich antwortete ihm, daß der König, mein Herr, zwar in der That sehr gewünscht hätte, daß man in Europa einige Maaßregeln ergriffe, um den Spanischen Einbruch in Flandern zu verhindern; daß er aber, weit entfernt, mich zu senden, um Sr Brittanischen Majestät Gesetze vorzuschreiben, selbst nicht recht wisse, wie man sich in Ansehung dieser Provinzen zu verhalten haben möchte, deren wirklicher Zustand ihm nicht einmal hinreichend bekannt sey. Man könne sich also die Mühe ersparen, ergründen zu wollen, was Heinrich etwa hierin bey sich beschlossen haben möchte, weil er eigentlich noch nichts beschlossen hätte; aus dem, was ich Sr Brittanischen Majestät gesagt hätte, sey nichts anders zu schließen, als daß wenn Sie sich damit befassen wollten, ich dafür stehen zu können glaubte, daß Sie Sr allerchristlichste Majestät ihren Absichten nicht entgegen finden würden. Mit Einem Wort: ich sey in keiner andern Absicht gekommen, als um die Entschlüsse des Königs und des Parlaments von England zu erfahren.

Cecil erwiederte, daß er bey dem, was er mir gesagt habe, gar nicht die Absicht gehabt habe, mich zu überraschen und auszuforschen, sondern nur mich über die jetzige Lage der Dinge reden zu hören und zu sehen, ob man nicht in dem französischen Staatsrath ein dienliches Mittel ausfindig gemacht habe, die Schwierigkeiten zu heben, mit denen man in London die ganze Unternehmung so durchflochten sähe, daß sie unmöglich scheine. Er gab zu indem er diese vorgebliche Schwierigkeiten auseinander setzte, daß ein gütlicher Vergleich der vereinigten Provinzen mit Spanien unter den gegenwärtigen Umständen so gut sey, als sie verloren geben. Hierauf zeigte er in der falschen Voraussetzung,

daß

daß es zwischen diesem Vergleich und einem erklärten Krieg mit Spanien kein Mittel gebe, wie ein offenbarer Bruch für das so sehr erschöpfte England noch weit weniger zuträglich sey, als dieser Vergleich selbst, besonders da itzt die Krönung so viele Kosten verursacht hätte. Er schloß endlich noch deutlicher als das erstemal, daß Frankreich sich allein in die Ausführung seiner Entwürfe einlassen müsse. Nur setzte er noch hinzu, daß England etwa nach einem Jahr im Stand seyn würde, zu Hülfe zu kommen. Er tummelte sich wacker auf dem Gemeinplatz von den Reichthümern und der Macht Frankreichs herum, suchte mich bey der Eitelkeit zu fassen; kurz benahm sich dabey mit aller möglichen Geschicklichkeit, um mich zu den Schluß zu bringen, daß der König von Frankreich, entschlossen aus der Sache der Staaten seine eigene zu machen, von England keine andre Gefälligkeit als die Neutralität verlangen möchte, die er ohne Zweifel mit Freuden zugestanden haben würde.

Ich zeigte Cecil, indem ich über diese letzten Worte lächelte, daß er mir diese Schlinge vergebens gelegt hätte. Ich sagte ihm, daß ich ohne im Ernst Vorschläge zu beantworten, die er wohl nur gethan haben könne, um mich zum Reden zu bringen, mich begnüge, ihn auf einen einzigen Umstand aufmerksam zu machen, den er so gut als ich einsehen mußte. England nemlich, wenn es Frankreich eine Zeit lang allein agiren ließ, ehe es sich damit vereinigt, würde statt den Grund zur Eintracht zu legen, nur Zwietracht stiften, weil ein Theil allein sich die Eroberungen würde zu Nutzen machen wollen, welche er unterdessen gemacht haben würde, indem andre ohne Zweifel sie zu theilen verlangen würde. Ich sagte, indem ich mich an Cecil persönlich wendete, daß ich darum nicht min-

der mit ihm einstimme, wenn sein Vorschlag sich mit Frankreich nach Jahresfrist zu vereinigen aufrichtig gemeint sey, weil der König von Frankreich gleichfalls die Kriegs Erklärung gegen Spanien auf diese Zeit hinaus zu schieben wünsche, indem ein offenbarer Krieg für Frankreich in der itzigen Lage seinen Angelegenheiten eben so wenig zuträglich wäre als für England.

Ich glaubte, hier noch einmal, und aufs deutlichste erklären zu müssen, daß ich nicht gekommen sey, um dem Englischen Staatsrath eine Kriegserklärung der beyden Könige von Frankreich und England gegen Spanien vorzuschlagen, sondern nur um vorzustellen, daß die gesunde Politik nicht gestatte, die vereinigten Provinzen aus Mangel einer Hülfe unterdrückt werden zu lassen, die man ihnen zufließen lassen könnte, ohne die Ruhe des übrigen Europa dadurch zu stören. Dazu möchte ich mit Se Brittischen Majestät nur über die Beschaffenheit dieses Beystandes und über andere Mittel konferiren, die man für itzt und künftig zum Besten der Flamänder anwenden könnte. Die Räthe des Königs dankten mir hierauf für die Aufrichtigkeit womit ich mit ihnen gesprochen hätte, und Cecil, weil er mir nichts zu erwiedern hatte, sagte mir: daß er sogleich mit Se Majestät hierüber konferiren, und dann mit den Abgeordneten der Staaten davon sprechen wolle, und zwar in meinem Beyseyn, wenn ich es wünschte. Ich hütete mich wohl, dies zu verbitten, und wir schieden dann von einander.

Nachdem es der Graf von Aremberg lange genug von Tag zu Tag aufgeschoben hatte, um seine Audienz zu bitten, so ließ er den König endlich gar bitten, es ihm wegen seiner Ungemächlichkeit ganz zu erlassen, und ihn nur jemand aus seinen Staatsrath zu schicken, mit dem er konferiren könnte,

te. Jakob bezeugte sich mit diesem Betragen nicht zufrieden. Indeß willigte er doch in das Begehren, und Cecil war es, dem er diesen Auftrag ertheilte. Dieser, wohl bekannt mit den Gerüchten die bereits von ihm umher getragen wurden, wollte bey dieser Gelegenheit der Verläumdung keine Blöße geben, suchte sich ihm zu entziehen, und bat, daß man ihm wenigstens einen Gehülfen das heißt, einen Zeugen seiner Handlungen zugeben möchte, ob er gleich nicht that, als ob er ihn unter dieser Modification annehme. Diese einzige Thatsache beweist unwiderstehlich gegen Cecil, daß er nichts weniger als der Gnade sicher war, die er unbeschränkt zu besitzen sich öffentlich die Miene gab. Man gab ihm Kainlos zu, einen Schottländer.

Aus Aremberg waren nichts als Komplimente und die allgemeinsten Reden herbey zu bringen. Als man in ihn drang zur Sache zu kommen, antwortete er: er sey ein Mann von der Klinge, verstehe sich nicht aufs Unterhandeln; er sey nur gekommen um zu hören, was ihn der König von England wissen lassen wollte. Sein Herr werde nach ihn einen andern schicken, einen Mann vom Handwerk ꝛc. Reden, welche aufgefaßt und in London mit dem ganzen Gelächter und der Verachtung, die sie verdienten, umhergetragen wurden. Nie hat vielleicht ein Gesandter etwas so Unvernünftiges gesagt. Man hat Mühe, es von Leuten zu glauben, die so frey seyn wollen, wie die Spanier. Diese Dummheit brachte ihnen im Englischen Staatsrath großen Nachtheil, und machte daß ein Theil desselben auf meine Seite übertrat. Wenn sie nicht alle die Entwürfe Spaniens auf einmal scheitern machte, wie dies leicht möglich gewesen wäre, so geschah dies nur, weil sie durch die Geschicklichkeit der andern Anhänger dieser Krone wieder gut gemacht würde, an deren Spitze Cecil

cil selbst stand, so sehr er sich auch das Gegentheil glaublich zu machen bemühte. Man vergaß sie sogar ganz, als man hörte: daß der Spanische Gesandte, den man bereits nicht mehr erwartet hatte, doch noch ankommen würde. Cecil erwartete ohne Zweifel diese Ankunft, um an der Entwicklung zu arbeiten, die er mir bereitete. Die andern Räthe schienen wieder in ihre alte Unschlüssigkeit zu verfallen. Ich erfuhr selbst aus einer sehr guten Quelle, daß, da man nicht zweifelte, daß dieser Gesandte Se. Britannischen Majestät Vorschläge mit unwiderstehlichen Anerbietungen bringen würde, ein Theil dieser Räthe bereits an der Liquidation der Schulden Frankreichs und der Staaten an England zu arbeiten, damit einerseits gegen die in diesem Aufsatz enthaltene Summen, andrerseits gegen die in London ausgetheilten Spanischen Schätze nichts Stand halten könnte.

Das Besondere bey meinem Empfang am Sonntag, den 29. Junius, war, daß alle Edelleute von meinem Gefolge die Ehre hatten, von dem König zu Mittag traktirt, ich aber, an seine Tafel gezogen zu werden. Da mich Se Majestät zuvor davon hatten benachrichtigen lasse, so kam ich um zehn Uhr in Greenwich an. Ich wohnte mit diesem Herrn dem Gottesdienst bey, wo eine Predigt gehalten wurde. Bis zur Tafel sprach er nichts besonders mit mir, die Unterhaltung betraf immer nur die Jagd nnd das Wetter. Die Hitze war schwül, und weit größer als sonst gewöhnlich in London in diesem Monat. Jakob ließ nur Beaumont und mich an seine Tafel sitzen, wo ich nicht weniger staunte zu sehen, daß man ihn nur kniend bediente. Die Mitte der Tafel nahm ein ganzer Aufsatz in Form einer Piramide ein, der mit reichen Gefässen besetzt, und selbst reich an kostbaren Steinen war.

Wir

Wir sprachen bey Tafel geraume Zeit noch über dieselben Gegenstände, wie zuvor, bis endlich der König bey einer Gelegenheit auf die verewigte Königin zu sprechen kam; zu meinem nicht geringen Verdruß mit einer Art von Verachtung. Er gieng so weit, zu sagen, daß er schon lange Zeit vor ihrem Tode von Schottland aus ihren ganzen Staatsrath gelenkt und über alle ihre Minister disponirt habe, die ihn besser bedient und ihm besser gehorcht hätten, als ihr selbst. Er forderte hierauf Wein, den er lauter trinkt, hielt sein Glas gegen Beaumont und mich, und trank auf die Gesundheit des Königs, der Königin und der königlichen Familie von Frankreich. Ich erwiederte seine Gesundheit und vergas dabey seine Kinder nicht. Er näherte sich meinem Ohr, als er sie nennen hörte, und sagte mir ganz leise, daß das nächstemal, da ich ihn trinken sehen würde, der doppelten Verbindung gelte, die er zwischen den beyden königlichen Häusern zu stiften gedächte. Er hatte mir bis dahin nicht ein Wort davon gesagt, und es schien nicht, als ob der Augenblick, da er mit mir davon sprach, gut gewählt wäre. Ich vergaß übrigens nicht, diese Aeusserung mit allen möglichen Zeichen der Freude aufzunehmen, und antwortete ebenfalls ganz leise, daß ich sicher sey, Heinrich würde nicht lange unschlüssig seyn, die Wahl zwischen seinem guten Bruder und Bundsgenossen und zwischen den König von Spanien zu treffen, der ihn bereits ebenfalls in dieser Angelegenheit habe angehen lassen. Jakob, betreten über das, was ich ihn sagte, erwiederte es mit der Nachricht, daß Spanien ihm für seinem Prinzen eben so wie den König von Frankreich für den Dauphin die Infantin antragen lasse. Er schien mir noch ganz bey den Gesinnungen zu seyn, mit denen ich ihn verlassen hatte, ob er mir gleich keine Gelegenheit gab, mit ihm besonders davon zu reden.

Er sagte mir nur vor allen Anwesenden, daß er alles billige, was in der letzten Konferenz zwischen seinen Ministern und mir verhandelt worden sey; daß er die Staaten nicht unterdrücken lassen und daß man morgen die Art ihnen Beystand zu leisten, festsetzen werde. Er gab daher seinen Räthen Befehl, morgen nach Mittag nach London zu kommen, um diese Sache bey mir daselbst zu beschließen. Ich glaubte, daß dies mich hinreichend berechtige, Se Brittischen Majestät sogleich einen Entwurf zu dem Vertrag zu zu stellen, den ich ganz ausgefertigt mitgebracht hatte. Ich that es auch, in Gegenwart seiner Minister. Da ich im Gespräch einige Klagen über die Englische Seeräubereien gegen Frankreich einzustreuen gewußt hatte, so bezeugte mir der König, daß dies gegen seine Absicht geschehen sey. Er wurde sogar unwillig über den Englischen Admiral, als dieser das Geschehene vertheidigen wollte. Er verlies endlich die Gesellschaft, um sich zu Bette zu legen, wo er gewöhnlich einen Theil des nach Mittags, bisweilen sogar bis auf den Abend, zubrachte.

Da die Reise, welche Jakob machen wollte, rückgängig oder aufgeschoben worden war, so hoffte ich, daß ich leicht einen Augenblick finden würde, wo ich ihm was ich noch zu sagen hatte, würde beybringen können und tröstete mich damit darüber, daß ich an diesem Tag so wenig zu thun vermocht hatte. Ungeachtet alles dessen, was von Entschluß und Hülfe für die Staaten gesagt worden war, verhehlte ich mir nehmlich nicht, daß die Sachen noch gar nicht so weit seyen, als ich sie gern gehabt hätte, weil mich der König zu deren Beendigung abermals an dieselbe Personen verwies, von denen ich wohl wußte, daß sie nichts weniger als gutgesinnt wären. Barneveld und die Deputir-

putirten hielten es eben so wenig für eine gute Vorbedeutung, und waren weit entfernt zu glauben, daß sie es schon zu dem Schutz- und Trutzbündniß Frankreichs und Englands mit ihnen gebracht hätten, womit sie sich geschmeichelt hatten. Sie beschlossen einen letzten Versuch bey mir zu machen, um sich wenigstens Frankreichs zu versichern.

Barneveld begab sich in dieser Absicht vor allen andern zu mir. Nachdem er mir seine Unruhe über die gegenwärtige Lage der Sachen und über die Wirkungen bezeugt hatte, welche die Ankunft des Spanischen Gesandten, die man immer für ganz nahe ausgab, hervorbringen würde, sagte er mir, daß die Holländer aufs Aeusserste getrieben, alles verlassen, und ausser ihrem Vaterland eine Freistatt suchen wollten. Er konnte aus meiner Antwort wohl sehen, daß ich mich durch seine Uebertreibungen nicht hintergehen ließe. Ich sagte ihm, daß es darauf ankomme, den Englischen Staatsrath und nicht mich zu überreden; weil ich im Grunde wohl selbst fühle, daß die Lage der Staaten sehr drückend seyn müsse. Er wollte mir beweisen, daß, wenn man nichts von dem König von England erhalten könnte, die Politik erfordere, daß Frankreich allein und öffentlich die Sache der Provinzen auf sich nehme, so lang ihre Kräfte noch nicht ganz erschöpft wären. Ich antwortete ihm aber, daß er eine Sache von mir verlange, die nicht in meiner Macht stehe, indem ich nur nach London gekommen sey, um wo möglich ein Bündniß mit England zu schließen, oder die Ursachen seiner Weigerung zu erforschen.

Wir sprachen hierauf von den bestimmten Einlagerungsplätzen. Barneveld erzählte mir, daß Cecil in einer Konferenz mit Katon, einem der Flandrischen Abgeordneten, ihm zu verstehen gegeben habe: Eng-

land sey entschlossen, Frieden mit Spanien zu halten, und verlangte daher daß die Holländer diese Plätze zu seiner Sicherheit abträten, und daß alles, was er ihm zugestanden hätte, in Neutralität dieser Plätze bis nach geleisteter Zahlung bestünde. Barneveld sah, daß diese Sache mir so wichtig schien, als sie in der That war. Er gab mir aber mit aller geziemenden Zurückhaltung eines Mannes, der unter dem Siegel des Eides die Geheimnisse seines Staats auf sich hat, zu verstehen, daß die Staaten hierüber so gute Vorkehrungen getroffen hätten, daß der Staatsrath von London viele Schwierigkeiten zu heben bekommen würde, ehe er sich in den Besitz dieser Städte setzen könnte, schloß aber eben daraus, um mich zu seinem Zweck zu bringen, daß, da ein neuer Krieg zwischen England und den vereinigten Provinzen entstehen müßte, er mich deswegen inständig bitten müsse, Frankreichs Macht mit der ihrigen zu vereinigen, indem sonst ganz keine Gleichheit zwischen den Parteyen wäre. Ich gestand ihm, daß ich den Entschluß seiner Herrn nicht tadeln könnte, daß aber der König von Frankreich in diesem Fall nichts weiter als sie beklagen könnte, indem er nicht im Stand wäre, sie mit Macht gegen Spanien und England zu unterstützen.

Alle Flandrische Abgeordneten kamen nach Mittag mit einander, um der Konferenz beyzuwohnen. Wenige Augenblicke nach ihnen kamen auch die von Sr Majestät dazu ernannten Räthe. Cecil führte, wie gewöhnlich, im Namen aller das Wort, und sagte sehr kurz, daß der König von England sich wohl zum Besten der Staaten verwenden wolle, wendete sich denn gegen mich, und fragte, ob dies nicht gerade das wäre, was ich wünschte, der eigentliche Gegenstand meines Auftrags? Ich verbarg, was die trotzige Miene dieses

Sekretärs mich bereis nur allzu gut errathen ließ, und wendete mich, statt ihn geradezu zu antworten an die Deputirten. Diesen sagte ich, daß, da zween große Könige Antheil an ihren Angelegenheiten nehmen wollten, es nun ihnen zukomme, die Lage derselben genau anzugeben, damit man mit vollständiger Sachkenntniß die Hülfe nach dem Bedürfniß derselben einrichten könnte. Barneveld entwarf nach seiner Gewohnheit so rührend als möglich ein Gemählde von dem Elend, worein Spanien sie gestürzt habe. Um zu etwas Bestimmterem zu kommen, sagte er, daß nun alles darauf ankäme, die Spanier aus Flandern ganz zu verjagen. Daß die Staaten sich versichert halten, dies in Jahresfrist durch die Mittel zu bewürken, die er so angab, daß ihm zufolge die ganze Macht der vereinigten Provinzen sich auf zwölf bis funfzehntausend Mann Fußvolk, ohne die Besatzungen, und dreytausend Mann Reiterey belief; ausser funfzig wirklich dienstfähigen Schiffen, und verhältnißmäßigem Geschütz und Munition. Es werde weiter nichts erfordert, als daß die zween Könige von allen eben benannten eine gleiche Anzahl hergäben, um diese Mächte zu verdoppeln.

Ich zweifelte sehr, daß solche Anträge günstig aufgenommen werden möchten, und um nicht den Schein zu haben, als ob ich die Deputirte in wirklich ausschweifenden Forderungen bestärkte, sagte ich Barneveld, daß er sich besser hätte vorsehen sollen, nichts zu verlangen, was man ihm nicht zugestehen könnte. Ich bat hierauf Cecil in einem Ton der die Sache ins Kurze fassen zu wollen zeigte: er möchte mir den Willen seines Herrn in Ansehung des Vorgetragenen, rein heraussagen. Cecil antwortete mir: Se Britanische Majestät hätte gerne gesehen, wenn Sie mit allen Ihren Nachbarn in einem vollkommenen und aufrichtigen Frieden hätten leben können. So viel man vom

äusserlichen Zustand Frankreichs beurtheilen könnte, hätten Se. allerchristlichste Majestät wohl eben diese Gesinnungen: Indessen habe sich der König, sein Herr, auf die Vorstellungen, die ich gethan habe, doch entschlossen, das Mittel zwischen den Wünschen der Staaten und seinen eigenen zu halten. Er verwillige also den Staaten eine Unterstützung unter der Hand. Vielleicht käme eine Zeit, da man mehr thun könnte, aber für itzt sey nichts weiter zu erwarten.

Da die Abgeordneten nicht zweifeln durften, daß diese Resolution ganz ernstlich gemeint sey, so zogen sie sich zurück, um unter sich Cecils Vortrag zu erwägen, der unterdessen fortfuhr, und mir sagte: daß der König in der That einwillige, die Staaten zu begünstigen, daß er aber nicht Lust habe, sich für sie zu Grund zu richten. Er vermied sich in irgend eine bestimmte Angabe der Beschaffenheit dieser vorgeblichen Hülfe einzulassen, damit man ihn in der Folge nicht an sein Versprechen und einige positive Verbindlichkeit erinnern könnte. Er sagte nur, daß im Fall Spanien seine Empfindlichkeit so weit gehen lassen sollte, um die Könige, die Beschützer der flandrischen Freyheit, persönlich anzugreifen, Frankreich, um eine durchgängige Gleichheit zu beobachten, acht tausend Mann zu Fuß, und zweytausend zu Roß, England aber für seinen Antheil nur die Hälfte davon, so wie auch zu einem Geschwader hergeben sollte, das man nothwendiger Weise an der Spanischen Küste halten müßte, nebst einem andern in Indien. Er erklärte noch dazu, daß England zu Unterhaltung dieser Macht keinen andern Fond hätte, als das Geld, welches Frankreich ihm schuldig wäre. Dies solle in zwey Jahren zurück gezahlt, und dann gerne der gemeinen Sache aufgeopfert werden.

Mit

Mit großem Mißvergnügen sah ich hieraus, daß der Englische Sekretär auf diese Art den ganzen Vergleich abzubrechen suchte, indem er sich vorsätzlich von der Hauptfrage entfernte, und lauter voreilige Schwierigkeiten machte. Ich verbarg meinen Unwillen so gut ich konnte, und sagte ihm, daß es hier auf ganz etwas anders, als so unbestimmte Aeusserungen ankomme. Man müsse vor allem ohne Doppelsinn verabreden, was man itzt für die vereinigten Provinzen und Ostende thun wolle. Hierauf erst habe man, der Staatsrath Sr Brittischen Majestät möge sich selbst zum Krieg entschließen, oder sich durch Spanien dazu genöthigt sehen, noch ganz andre Betrachtungen über folgende Voraussetzungen anzustellen: wenn diese Krone nur Einen von beyden Königen, oder beyde angreiffen, wenn sie selbst sich als angreifende Theile erklären würden, und wenn sie Eroberungen von den Spaniern in den Niederlanden machen würden.

Um Cecil noch mehr zu zeigen, daß er die Sache nicht einmal oberflächlich erwogen habe, stellte ich ihm vor, daß auf den Fall des von ihm erwähnten Bruchs mit Spanien der König von Frankreich, um die Uebermacht auf Seiten der beyden Könige zu erhalten, außer zwanzigtausend Mann, die er in Flandern werfen mußte, eben soviel an die Grenzen von Guyenne, Languedoc, Provence, Dauphiné und Bressé zu schicken habe, ohne die Galeerengeschwader, die er zu Behauptung des mittelländischen Meers nöthig hätte. Nothwendig sey es schon itzt dieß alles genau abzumachen, theils um hernach alle diese Maasregeln desto sichrer zu ergreifen, theils um sich einer Menge nachheriger Untersuchungen zu überheben, welche das gute Vernehmen zwischen beyden hohen Verbündeten leicht stören könnten.

Ich beantwortete hierauf seine Reden mehr gerade-zu, und sagte ihm, daß ich nicht einsehen könne, aus welchem Grund er den König von Frankreich die ganzen oder doch den größten Theil der Kosten eines Kriegs aufbürden wolle, den er mit den König von England gemeinschaftlich führe. Wenn der Englische Staatsrath durch solche Zumuthungen Heinrich zu Grund zu richten gedenke, so verstehe er seinen eigenen Vortheil sehr schlecht. Dieser Staatsrath bringe noch nicht in Anschlag, daß, wenn gleich ausgemacht werde, alle Kosten zu beyden Theilen gleich getragen werden sollen, Frankreich darum doch noch besondre Auslagen nicht vermeiden könne, die sich vielleicht höher belaufen könnten, z. B. zur Vertheidigung seiner Grenzen und Küsten, wodurch ein Theil der feindlichen Macht von dieser Seite zurückgehalten würde, was also England nicht weniger als Frankreich selbst zum Vortheil gereichte. Aus allen diesen Gründen scheine es mir, der Englische Staatsrath wähle seine Zeit zur Zurückforderung der Frankreich geborgten Summen sehr übel. Heinrich habe sich diß gar nicht einfallen lassen, und mir deswegen gar keinen Verhaltungsbefehl hierüber gegeben. Ich wisse nur, vermöge meiner Stelle, im Finanzkollegium, daß seine Absicht sey, von Jahr zu Jahr hierin zu bezahlen, so wie er darüber mit der höchstseeligen Königin übereingekommen sey, und in dem itztlaufenden Jahr noch zweymal hunderttausend Pfund zurück zu geben. Der Grosbritannische Staatsrath schlage aber, wie gesagt, einen sehr übeln Weg ein, diese Heimzalung zu erhalten, indem er durch Mißtrauen und grundlose Schwierigkeiten zeige, daß er nur darauf ausgehe, Frankreich immer mehr zu erschöpfen. Ein gehässiges Verfahren, welches sehr gegen Heinrichs Betragen absteche, der in allen seinen Handlungen Aufrichtigkeit zeigte, und nur für das allgemeine Beste arbeitete.

Meine Reden machten keinen Eindruck auf die Anwesende. Ich sah vielmehr, daß meine Engländer Feuer fiengen, und erklärten, daß die Staaten ganz von England verlassen werden würden, wenn man noch mehr forderte. Cecil besonders zeigte sich mir in dieser Konferenz vollends in seinem wahren Licht. Er führte nur doppelsinnige Reden, unbestimmte Erklärungen, und falsche Winke, weil er wohl fühlte, daß das Recht nicht auf seiner Seite wäre. Die Mäsigung und Aufrichtigkeit, die ich seinen schlechten Spitzfindigkeiten entgegensetzte, nöthigten ihn, sich in Widersprüche zu verwickeln, über welche er selbst erröthen mußte, als ich ihm mit einem Wort das Lächerliche seiner geführten Reden fühlen ließ. Bald vergrösserte er mir die Macht Englands, um mich in Furcht zu setzen, bald prahlte er mit Anerbietungen, welche Spanien seiner Nation gethan haben sollte. Bisweilen legte er es darauf an, den Deputirten und mir ein Geständniß abzulocken, aus dem er Vortheil ziehen konnte. Er schob uns selbst bisweilen Aeusserungen unter, an die wir nie gedacht hatten. Er versuchte es sogar, die Abgeordnete und mich zu veruneinigen, indem er mir allein die Versagung eines offenbaren Beystands für die Staaten zur Last legen wollte. Er ließ sich einfallen, selbst und durch seine Kollegen zu fordern, daß Frankreich sogleich an England von seinen Schulden vierzig bis funfzig tausend Pfund Sterling bezahlen solle, und sagte dann zu den Abgeordneten, daß diese Summe für ihre dringendsten Bedürfnisse verwendet werden sollte, wobey sie noch hinzusetzten, daß meine Verweigerung einzig meine Schuld sey, da ich, wie sie sagten, über alles Geld Frankreichs zu schalten hätte. Wenn das ganze Verdienst derer, die man gewöhnlich feine Politiker nennt, darinn besteht, daß sie auf solche Art geradherzige Männer zu betrügen suchen und den Haß, den ihre eigne

Schlecht-

Schlechtheit verdient, auf diese wälzen, während sie selbst den ganzen Nutzen davon ziehen, so ist es warlich um einen Politiker ein sehr verächtliches Geschöpf. Was mich noch mehr verdroß, war, daß ich sehen mußte, wie diese Minister, die nur da waren, um die Absichten ihres Königs zu erklären, dafür unverschämter Weise ihre eignen unterschoben. Denn ich wußte es wohl, und schon allein die Art, wie dieser Herr mit ihnen in meiner Gegenwart gesprochen hatte, überzeugte mich, daß er ihnen ganz das Gegentheil von dem aufgetragen hättet, was sie thaten.

Da die Abgeordneten, welche unterdessen wieder hereinkamen, sehr unzufrieden, wie man leicht denken kann, und verwirrter als sie kamen, fortgegangen wären, änderte Cecil noch zum leztenmal die Batterie. Er sagte mir: da die Sachen so stünden, daß der König von Frankreich sich nicht anders als in Verbindung mit England, dieß selbst aber wieder sich nicht anders in Krieg einlassen könne, als wenn es von Frankreich und den Staaten bezahlt würde, beyde aber dieß jezt nicht zu leisten vermöchten; so möchte es wohl das Beste seyn, wenn beyde Könige ferner in Freundschaft lebten, sich aber in keine fremde Händel einließen. Dieß war wahrscheinlich der wahre Zweck des Sekretärs, und so lang er bisher gesprochen hatte, waren wohl diese zwey Worte das einzige Aufrichtige, was er mir sagte.

Da ich nicht für gut fand darauf zu antworten, so sagten die Engländer, vielleicht in der Meynung, mich da zu haben, wo sie mich wollten: daß sie dem König von allem, was i. der Konferenz vorgefallen sey, Rapport erstatten, und um eine Audienz für mich bitten wollten, wo alles mit zwey Worten auf diesen Fuß abgethan werden könnte. Daß diese Audienz wahrscheinlich die lezte seye, und ich darin meinen Abschied erhal-

ten werde, indem alsdann nichts mehr zu thun übrig seyn würde. Daß ich dazu stille schwieg, geschah sicher nicht deßwegen, weil ich mit ihren Gründen zufrieden war. Im Gegentheil hatte mir die Art, wie sie sich jetzt selbst erklärt und einigermassen als Lügner und Betrüger bekannt hatten, die äusserste Verachtung gegen sie eingeflößt. Ich dachte aber, wenn ich ihnen widerspräche und mich ereiferte, würde ich sie nicht nur von dem Plan, den sie zusammengeschmiedet hatten, nicht abbringen, sondern vielleicht gar einen völligen Bruch veranlassen, statt daß wenigstens die beyden Könige, so wie die Sachen jetzt standen, noch Freunde waren, und dieß Band durch eine Doppelheirath (wovon man jetzt öffentlich sprach) noch fester geknüpft werden, und sich so in der Folge vielleicht noch eine günstigere Gelegenheit ereignen konnte. Indessen verzweifelte ich noch nicht ganz an einem glücklichen Erfolg meines Geschäfts, weil ich zu sehen glaubte, daß der König sich gar nicht auf die Absichten einließe, welche seine Räthe sich durchzusetzen bemühten.

Darüber wollte ich in meiner dritten Audienz Gewißheit erhalten. Denn meiner Unterhaltung vom Sonntag, kann ich diesen Namen nicht geben. Ich hatte den König durch Cecil darum bitten lassen. Er ließ mir durch den Ritter Astins sagen, daß ich sie gleich am Tag nach der Konferenz haben, und nur wenig Gefolge mit mir nehmen sollte, weil er sich mit mir allein unterhalten wolle; dieß ließ er mir auch noch durch Mylord Oreladoux einen Schottländer versichern, der ein vertrauter Freund des Grafen Mare, so wie dieser der meinige war. Mylord Hume und Dr. Vicomte Savar holten mich in London gegen Mittag ab; und beym Aussteigen in Greenwich wurde ich von dem Grafen Derby, Befehlshaber der königlichen Leibwache

empfan-

empfangen, der mich in das Zimmer des Königs führte. Ich hatte nur vier Edelleute uud zween Sekretäre bey mir.

Der König nahm mich bey der Hand, befahl, daß niemand folgen solle, und führte mich durch sein Kabinet in seine Galerie, die er hinter uns abschloß. Er umarmte mich zweymal, mit Ausdrücken, welche mir bezeugten, wie sehr zufrieden er mit dem König von Frankreich und mir sey, und wie sehr er sich gerührt fühlte, daß Se. allerchristlichste Majestät ihnen den Mann geschickt hätte, der für sie in ihrem ganzen Königreich der unentbehrlichste sey. Er verlange, daß ich die jetzige Gelegenheit benutzen, und ganz ohne Zurückhaltung mit ihm reden solle. Dieser Augenblick schien mir günstig zu seyn, um mich bey Sr Majestät über ihre Minister zu beschweren. Ich sagte ihm, nach den gewöhnlichen Danksagungen, daß es mir auf alle Art vortheilhafter sey, mit ihm als mit seinen Räthen zu verhandeln, welche nicht nur seine Befehle in der letzten Konfernez schlecht ausgerichtet hätten, sondern auch ohne Zweifel nicht unterlassen haben würden, ihm einen ungetreuen Bericht von dem zu erstatten, was zwischen uns vorgefallen wäre. Ich versprach ihm daher, ihm vom allem, wenn Er es erlauben wollte, eine getreue Erzählung zu machen.

Der König nahm mein Anerbieten an, und ich übergieng nichts, was gestern gesprochen worden war. Besonders hielt ich mich bey dem Ansinnen auf, an England jetzt das geliehene Geld wieder zurück zu bezahlen, und bey der Verläumdung gegen Se allerchristlichste Majestät und mich, womit man es begleitet hatte. Ich hatte, setzte ich hinzu, meine Briefe an Heinrich stets mit Lobeserhebungen auf die Großmuth, Klugheit und vollkommenen Freundschaft des Fürsten angefüllt,

mit

mit dem ich die Gnade hätte zu reden, und dieß alles, weil er mich durch seine Handlungen und Reden dazu berechtigt habe. Nun müsse ich plötzlich eine ganz andere Sprache führen, ohne etwas anders als ganz nichtige Schwierigkeiten anführen zu können, so daß der König, mein Herr, nicht anders würde denken können, als ich möchte die wichtigen mir anvertrauten Gegenstände als ein schmeichlerischer und vielleicht ungetreuer Diener behandelt haben. Eine solche Erklärung könne für nichts anders als für die Wirkung eines erklärten Einverständnisses mit Spanien angesehen werden, woraus vielleicht ein Bruch zwischen beyden Königen entstehen dürfte, welche nicht weniger Neigung als Interesse hätte, immer vollkommen vereinigt zu bleiben. Ueberdieß glaubte ich auch nicht Anstand nehmen zu dürfen, dem König von England zu eröffnen, daß von denen, die er in seinen Staatsrath zuließe, verschiedene seyen, die weder gut gesinnt, noch seiner Person gehörig zugethan wären. Ich wolle sie nicht nennen, er könne aber alle diejenige dafür halten, welche so wenig Eifer für den Ruhm und die Ehre seiner Krone bezeugten, um ihm zu rathen, sich unter dem Namen eines Bundsgenossen, zum Sklaven Spaniens zu machen. Das sicherste für ihm wäre, mißtrauisch gegen alle zu seyn, die er nicht vollkommen kenne, und dabey lieber seinen eigenen Einsichten als den Reden seiner Minister zu glauben.

Es war eben keine schwere Sache, den König von England auf seine Minister argwöhnisch zu machen. Er war von Natur schon nur allzu geneigt dazu. Die Veränderung, die ich auf seinem Gesicht bey Anhörung meiner letzten Worte bemerkte, einige Mienen, einige abgebrochene Worte, die ihm entfielen, überzeugten mich hinreichend davon. Ich glaubte unzweifelhaft zu bemerken, daß er, es sey nun Wirkung die-

ses Mißtrauens oder der Lobeserhebungen gewesen, die ich an ihm verschwendet hatte, endlich in der günstigsten Stimmung für mich war, in der ich ihn nur wünschen konnte.

Ich ergriff diesen Augenblick, um in unsrer Unterredung einige allgemeine Worte von einem Projekt fallen zu lassen, wodurch Se Brittanische Majestät Stifter der Ruhe von ganz Europa werden könnte, sowohl was die Politik als die Religionsangelegenheiten betrifft. Plötzlich hielt ich inne, als wenn ich befürchtete, diesen Herrn durch eine allzu lange Unterredung zu ermüden. Ich sah aber wohl ein, daß seine Neugierde nothwendig durch das Wenige gereizt werden müßte, was ich hingeworfen hatte. Er sagte mir auch wirklich, daß ich ihm keine Langeweile machen würde, und daß man wissen müsse, wie viel Uhr es wäre. Er ging hinaus, und fragte seine Hofleute darnach, die er am Ende der Galerie fand. Man sagte ihm, daß es noch nicht ganz drey Uhr sey. „Herr Ambassadeur," sagte er zu mir, „ich will eine Jagdpartie einstellen, „die ich auf heute angesetzt hatte, und will Sie ganz „anhören: ich bin überzeugt, daß diese Beschäftigung „nützlicher für mich seyn wird, als jene."

Was mich zu einem so kühnen Schritt bestimmte, dem König Jakob die großen Entwürfe mitzutheilen, welche Heinrich und Elisabeth auf Spanien und ganz Europa verabredet hatten, war der Umstand: daß ich überzeugt war, dieser Herr sey schon von selbst zu einem Bündniß mit Frankreich geneigt. Zur Befestigung in diesem Entschluß habe er nichts weiter nöthig, als dazu durch einen großen und edlen Beweggrund veranlaßt zu werden. Auf der andern Seite wußte ich: daß ihn seine Minister immer zu ihrer Denkungsart zurückziehen würden, so lange er sich nicht gegen sie

durch die Ueberzeugung hielte, daß sie seine Meynung bloß deswegen bestritten, weil sie sie nicht wüßten. Dennoch aber hielt ich eine Vorsicht, die ich wesentlich glaubte, und die man bald sehen wird, nicht für überflüssig.

Ich nahm also das Wort wieder auf, sobald der König wieder bey mir war, und sagte ihm: er werde ohne Zweifel, und zwar mit Recht, gedacht haben, daß ein Mann, welcher die Aemter und Würden besitze, mit denen ich, wie er wisse, bekleidet sey, seinen Posten nur einer äußerst wichtigen Ursache wegen verlasse. Obschon mein Auftrag sich darauf einschränke, die Vereinigung des Königs von England mit dem König von Frankreich zu suchen, hätte ich mir doch vorgenommen, Sr Brittanischen Majestät vor meiner Abreise aus dem Königreich von einer Sache zu unterhalten, die, nach den Begriffen, welche mir der Ruf von seinen Fähigkeiten und Einsichten gemacht habe, unendlich wichtiger für ihn seyn müsse. Was ich ihm zu eröffnen hätte, sey von der Beschaffenheit, daß ich es ihm nicht entdecken könnte, bis er sich durch den feyerlichsten Eyd verbindlich gemacht hätte, es geheim zu halten. Jakob war zwar unbeschreiblich aufmerksam, nahm aber doch Anstand den Eyd sogleich zu schwören, den ich von ihm verlangte; und suchte, um dieß zu umgehen, selbst zu errathen, was ich ihm so Wichtiges mitzutheilen haben könnte. Als er aber endlich sah, daß ihm die verschiedene Fragen, die er Schlag auf Schlag an mich that, nicht zum Ziel führten, leistete er mir endlich den fürchterlichsten aller Eyde, den bey dem Sakrament des heiligen Abendmahls.

Auch da ich nichts mehr von Indiskretion zu befürchten hatte, wog ich dennoch alle meine Worte ab, und fieng mit einem Punkt an, von dem ich wußte,

daß er den König von England am meisten interessiere, nehmlich mit der Religion. Ich sagte ihm, so sehr ich ihm auch ganz mit bloß weltlichen Geschäften und Herrlichkeiten beschäftigt scheine, und so kalt er mich vielleicht in Ansehung der Religion sich gedacht haben möchte, so sey es nichts desto weniger wahr, daß ich fest an der meinigen hänge, so fest, daß ich ihr mein Glück, meine Familie, mein Vaterland und selbst meinen König nachsetzen würde. Ich habe nichts vernachlässigt, um den König, meinen Herrn, zu bewegen, sie in Frankreich auf feste Gründe zu stützen, weil ich sehr befürchte, daß sie einst den Bemühungen einer so mächtigen Partey unterliegen möchte, als die ist, in welcher sich der Pabst, der Kaiser, Spanien, die Erzherzoge, die katholischen teutschen Fürsten und so manche andre bey dieser Sache interessirte Korporationen und Gemeinheiten befinden. Es sey mir zwar bis jetzt wohl gelungen; dieß aber habe ich vielleicht bloß politischen Konjunkturen zu danken, welche Heinrichen mit den Gegnern des Hauses Oestreich verbunden haben. Auf den Fall, da diese Umstände sich änderten, oder ich, als der einzige, der ihn bey diesem politischen Plan erhielte, meine Stelle oder seine Gunst verlöre, sehe ich nicht, wie der König von Frankreich einer Partey würde widerstehen können, deren Beytritt ihm alle Welt und seine eigene Religion empföhle. Diese Betrachtung habe mich seit geraumer Zeit veranlaßt, mich zur Ausführung dieses Plans nach einer Person umzusehen, welche durch ihren Rang und ihre Macht geschickter als ich wäre, ihn auszuführen, und Heinrich in seinen Gesinnungen zu befestigen. Da ich nun in dem Herrn, mit welchem ich die Ehre hätte zu reden, alles finde, was ich suche, so hätte mir die Wahl nicht schwer fallen können. Kurz es komme nur auf den König von Großbritanien an, sich zum OberHerrn über

über das Schicksal von ganz Europa empor zu schwingen und seinen Namen zu verewigen — durch einen Entwurf, an den er immer die letzte Hand gelegt zu haben scheinen würde, obschon die Ausführung nicht mehr durch ihn, als durch den König von Frankreich geschehen sollte.

Es war nun weiter nichts mehr übrig, als zu sagen, worin denn dieser Entwurf bestände. Erst gab ich dem König einen allgemeinen Begriff davon, als von einem Vereinigungs-Projekt aller Staaten, denen an der Erniedrigung des Hauses Oestreich gelegen seyn müsse, und wobey ein Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Frankreich, England und Holland, befestigt durch die engste Verbindung der Häuser Bourbon und Stuart die Grundlage ausmache. Ich ließ ihm auf den ersten Blick bemerken, daß diese Verbindung sehr leicht zu bewerkstelligen seyn würde. Von Seiten Dänemarks, Schwedens, kurz aller Protestantischen Fürsten würde sie keine Schwierigkeiten finden. Man könnte sie auch für katholische Herrn vortheilhaft genug machen, um sie zum Beytritt zu bewegen — dem Herzog von Savoyen, wenn man seinem unruhigen, ehrsüchtigen Kopf mit der Hoffnung schmeichle, seinen Herzogshut in eine Krone verwandelt zu sehen — den teutschen Fürsten, wenn man alles unter sie austheilte, was das Haus Oestreich in Teutschland besitze, Böhmen, Oestreich, Ungarn, Mähren, Schlesien u. s. w. und ihnen ihre alten Rechte wieder gäbe — dem Pabst selbst, indem man ihm das volle Eigenthum an allen Ländern zugestände, die er bisher nur als Lehen besäße. In Ansehung des Königs von Frankreich, ob ich schon Se Majestät zu überreden suchte, daß er bis dahin keinen Antheil an dem Projekt gehabt habe, das ich allein ausgesonnen zu haben vorgab, getraute ich mir

dafür zu stehen, daß er, wenn ich es ihm eröffnete, weder etwas von den Eroberungen für sich zurückzubehalten, noch irgend einen Vortheil davon zu ziehen suchen würde, ob schon aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Theil der Last auf ihn zurückfallen werde, sowohl in Betracht der zu dieser Unternehmung erforderlichen baaren Auslagen, als der persönlichen Dienste, die er dabey leisten würde. Diese Wendung glaubte ich der Sache in Ansehung Heinrichs geben zu müssen, um ihm nicht zu sehr zu kompromittiren.

Der König von England brachte erst einige Schwierigkeiten gegen die mögliche Vereinigung so verschiedener und so verschieden gesinnter Köpfe vor, ungefehr dieselben, welche Heinrich selbst dagegen eingewendet hatte, wenn wir davon, zuletzt in Montglat bey seiner Rückkunft von Metz, sprachen. Er fand aber doch schon auf die bloße Eröffnung, die ich ihn davon machte, viel Geschmack daran, und verlangte, daß ich es ihn bis auf die geringsten Theile auseinander setzen sollte. Das Folgende enthält ungefehr das Wesentlichste von dem, was ich Sr Brittanischen Majestät sagte.

Europa ist in zwo Faktionen getheilt, welche nicht so wohl durch ihre verschiedene Religion, da Katholiken und Protestanten sich beynahe überall vermischt untereinander befinden, als durch politisches Interesse von einander unterschieden sind. Die erste besteht aus dem Pabst, dem Kaiser, Spanien, Spanisch-Flandern, einem Theil der teutschen und Schweitzer Fürsten und Städte, Savoyen, die katholischen Staaten in Italien, nehmlich Florenz, Ferrara, Mantua, Modena, Parma, Genua, Lucca u. s. f. Dabey muß man nicht vergessen, die in andern Gegenden Europens zerstreuten Katholiken in Anschlag zu bringen, unter denen

denen der so unruhige Jesuiter-Orden vorne an steht, von dem es außer Zweifel ist, daß seine Absicht dahin geht, der Spanischen Monarchie alles zu unterwerfen. Die zwote Partie begriff die Könige von Frankreich, England, Schottland, Irrland, Dänemark, Schweden, die Republik Venedig, die vereinigten Provinzen, und die übrigen Fürsten und Städte in Teutschland und der Schweitz. Ich gebe hier Polen, Preussen, Liefland, Moskau und Siebenbürgen keine Rolle, ob sie gleich der christlichen Religion zugethan sind. Denn der Krieg, den sie beynahe unaufhörlich mit den Türken und Tatarn führen, macht sie in Ansehung der westlichen Bewohner von Europa beynahe zu ganz fremden Völkern.

Mißt man die Macht nach prächtigen Titeln, weitläuftigen Ländereyen und Anzahl von Menschen, so ist freylich der erste Anblick für die zwote dieser Faktionen nicht günstig. Man wird sich nicht erwehren können, in Ansehung der Ueberlegenheit zu Gunsten der ersten zu sprechen. Dennoch wäre diese Vorstellung grundfalsch. Hier der Beweis davon! Spanien, das hier, ob es gleich nach Rang und Würden nur die dritte Stelle hat, zuerst genannt werden muß, weil es in der That die Seele davon ist, Spanien besitzt wirklich, seine Besitzungen in beyden Indien mitgerechnet, eine Strecke Landes so groß als die Türkey und Persien zusammen; wenn es aber wahr ist, wie man denn nicht zweifeln kann, daß die neue Welt für das Gold und die Reichthümer, die es daraus zieht, dieß Land von Schiffen und Menschen entblößt, so ist ihm diese unermeßliche Strecke mehr lästig als vortheilhaft.

Gehen wir eben so die andern Mächte dieser Partey durch, und man wird überall die gewöhnlichen Begriffe sehr herab zu stimmen finden. Der Pabst scheint

ganz an Spanien zu hängen. Es ist auch in der That das Beste, was er, umgeben auf allen Seiten von dieser fürchterlichen Macht, thun kann, ohne von den andern katholischen Mächten Beystand erwarten zu können. Da er aber seinen Zustand im Grund als wenig verschieden von dem einer wahren Sklaverey ansieht, und wohl weiß, daß der König von Spanien und die Jesuiten die Erhaltung seiner Autorität nur zur Maske annehmen, so ist die Versicherung nicht zu gewagt, daß er nur Gelegenheit suche, das Spanische Joch abzuschütteln, und gern eine Partie ergreifen werde, welche sich ihn anböte, ohne daß er dabey zu viel zu wagen hätte. Spanien selbst hat keine andere Meynung von ihm.

Kommen wir auf den Kaiser. Er hat mit Spanien nichts als den Namen gemein. Dieß scheint nur dazu zu dienen, um die Eifersucht und die Klagen, die sich so oft unter beyden Linien der östreichischen Macht erheben, desto lebhafter zu erregen. Was ist übrigens seine Macht? Sie besteht einzig in seinem Titel. Ungarn, Böhmen, Oestreich und andre benachbarte Länder sind beynahe nichts als leere Namen, und er von einer Seite in Gefahr, seine Staaten von den fürchterlichen Heeren des GroßHerrn angefallen, von der andern die Länder seiner Herrschaft sich selbst untereinander wegen der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der darin üblichen Religionen zerfleischen zu sehen; beständig geängstet durch die Besorgniß, die Churfürsten möchten sich empören, um ihre alten Freyheiten wieder zu fodern. So kann der Kaiser heut zu Tag nach einer richtigen Schätzung unter die mindermächtigen Europäischen Fürsten gezählt werden. Ich sehe überdieß diese Oestreichische Linie, so arm an guten Köpfen, daß, wenn sie nicht bald einen Prinzen auf-

stellen

stellen kann, welcher brav oder politisch genug ist, um die verschiedenen Glieder, aus denen Teutschland zusammen gesetzt ist, bey einander zu halten, sie alles von den Fürsten dieser Kreise zu fürchten hat, die stets darnach trachten, ihre alte Religions- und Wahl-Freyheit wieder zu erlangen. Ich nehme davon selbst den Churfürsten von Sachsen nicht aus, ob er schon dem Kaiser am aufrichtigsten zugethan scheint, von dem er sein Fürstenthum hat. Denn es ist unzweifelhaft, daß ihn seine Religion bald oder spät mit seinem Wohlthäter entzweyen werde. Setzen wir aber auch, daß der Kaiser ganz auf die Dankbarkeit dieses Fürsten rechnen dürfe; so wird dieser doch nichts oder nur sehr wenig zu thun im Stande seyn, so lange er noch die Linie Johann Friedrichs, dem er dieß Churfürstenthum entriß, zu Widersachern hat.

So findet man bey genauer Prüfung, daß beynahe alle Mächte, welche Spanien zu verstärken scheinen, ihm entweder schlecht ergeben, oder schwache Helfer sind. Jedermann weiß, daß der allgemeine Gegenstand des Bestrebens aller Städte und Fürsten, sowohl in der Schweitz als in Teutschland ihre Befreyung von der Herrschaft des Kaisers ist, selbst ihre Vergrößerung auf seine Kosten. Er kann nicht sichrer auf die Geistlichen Fürsten als auf die andern rechnen. Ein fremder Kaiser ist alles, was sie am lebhaftsten wünschen, wenn er nur nicht von der andern Religion ist. Nichts würde den Erzherzogen, so gut sie auch Spanier sind, mehr Vergnügen machen, als eine Verfügung, wodurch sie in Flandern souverain und unabhängig von Spanien würden. Sie sind es endlich müde, immer nur dessen Knechte zu seyn. Welches Band knüpft den Herzog von Savoyen an die Spanier? Einzig die Furcht vor Frankreich. Von Natur haßt er sie, und hat es

dem König von Spanien noch nicht vergeben, daß er diejenige seiner Töchter, die er ihm gab, so sehr anders als die jüngste bedacht hat. Von Italien überhaupt läßt sich weiter nichts sagen, als daß es das Gesetz des Stärkern befolgen muß.

Es ist also wahr, daß die zwote der so eben bemerkten Faktionen eigentlich nichts zu fürchten hat, wenn sie nur ihre Vortheile hinlänglich versteht, um allezeit einig zu bleiben. Nun ist es gewiß, daß jene so natürlichen Gründe der Veruneinigung hier nicht Statt finden, oder daß sie doch — selbst der, welcher in der Religionsverschiedenheit liegt, und gewissermaßen der einzige ist — den Haß gegen Spanien, dem großen Triebrad, das sie alle in Bewegung setzt, nachstehen müssen. Wo ist der Fürst, der, er sey auch noch so wenig auf seinen Ruhm eifersüchtig, sich weigern würde, einer Verbindung beyzutreten, in welcher vier Könige, wie die von Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Hand an Hand stehen? Elisabeth pflegte zu sagen, nichts könne diesen vier Köpfen widerstehen, wenn sie unter Einen Hut gebracht seyen.

Diese Wahrheiten vorausgesetzt, hat man nur noch die Mittel zu wählen, um das Haus Oestreich auf die Spanische Monarchie, und diese selbst nur auf Spanien einzuschränken. Diese Mittel sind entweder List oder Gewalt. Von beyden sehe ich eine doppelte Art.

Das erste der geheimen Mittel ist, zu arbeiten, um dem Haus Oestreich Indien zu entreißen. Da Spanien so wenig Recht hat, den übrigen Europäern diese Gegenden zu verbieten, als die natürlichen Bewohner derselben auszurotten; und es übrigens allen Europäischen Völkern frey steht, sich in neu entdeckten Ländern Niederlassungen zu errichten, sobald sie über

die

die Linie sind: so wäre diese Unternehmung leicht auszuführen, wenn man nur drey Flotten, jede mit achttausend Mann unter Seegel gehen ließe, gut ausrüstete, und alle sechs Monate gut verproviantirte. England gäbe die Schiffe dazu, Flandern die Artillerie und Munition, und Frankreich, als das mächtigste, Geld und Soldaten. Die einzige zu treffende Verabredung wäre eine gleiche Theilung der eroberten Länder.

Unterdessen bereitete man ganz geheim das zweyte der geheimen Mittel, auf die Clevische Erbfolge und den Tod des Kaisers, der nicht mehr weit entfernt seyn kann; so daß man unter Begünstigung der durch diese Vorfälle zu veranlassenden Konjunkturen leicht Ursachen machen könnte, um dem Haus Oestreich das Reich und seine andern Besitzungen in Teutschland abzunehmen, und die Form eines freyen Wahlreichs, wie es von Alters her war, darin wieder herzustellen.

Das erste der zwey öffentlichen Mittel ist, allgemein zu den Waffen zu greifen, um die Spanier aus Flandern zu jagen, und diesen Staat zu einer freyen unabhängigen Republik zu machen, welche bloß dem Namen nach zum Reich gehörte. Die Sache ist für die Macht der Verbündeten nicht sehr schwer. Die vereinigten Provinzen, Lüttich, Cleve, Jülich u. s. mit gerechnet, machen sie ein Dreyeck, dessen eine Seite von Calais bis Emden ganz am Meer liegt. Die zweyte gränzt an Frankreich, nehmlich die Picardie, bis zur Somme, und das Metzer Gebiet bis Mezieres; die dritte erstreckt sich von Metz durch Trier, Cöln und Mainz bis Düsseldorf. Es kömmt also nur darauf an, daß man diese Seiten so besetzt halte, daß sie für Spanien unzugänglich werden, und das kann man ohne Mühe, wenn England die erste, Frankreich

die

die zwote, und die Chur- und andere dabey interessirte Fürsten die dritte übernehmen. Alle Städte, die sich auf dieser Linie befinden, ausgenommen vielleicht Diedenhofen, das man mit Gewalt wegnehmen müßte, würden sich sogleich ergeben, sobald man ihnen mit Kontribution drohte.

Das zweyte aus dieser Art von Mitteln besteht darin, daß alle Glieder der angezeigten Ligue zu gleicher Zeit einstimmig und von allen Seiten Spanien und dem ganzen Haus Oestreich den Krieg erklären. Das Detail dieser Unternehmung geht freylich ins Unendliche, und hier ist nicht der Ort es auseinander zu setzen. Dieß wird sich noch anders wo finden. Das Wesentlichste, was in Ansehung dieses Kriegs zu bemerken wäre, ist: daß Frankreich und England allem Antheil an den Eroberungen entsagen müßten, um sie den Mächten zu überlassen, welche für sich den andern nicht im Licht stehen, oder Verdacht erwecken könnten. So würde schon der Lage nach die Franche-Comté, Elsas und Tirol den Schweitzern, das Königreich Neapel den Pabst zufallen, der es am besten brauchen kann. Sicilien den Venetianern, nebst dem, was ihnen in Istrien und Friaul bequem gelegen ist. Die sicherste Grundlage dieser Konföderation ist, wie man leicht sieht, diese: daß alle Verbündeten davon Vortheile zu erwarten haben. Das übrige Italien unter seinen kleinen Fürsten kann bey seiner jetzigen Verfassung gelassen werden, nur daß diese kleinen Staaten nicht anders angesehen werden, als wie ein einziger Körper, dessen Glieder sie zusammen ausmachen.

So ungefehr setzte ich dem König von England dieses Projekt auseinander, für das ich ihn gewinnen wollte. Ich vergaß dabey nichts, was ich für tauglich hielt, seine Zweifel zu heben und ihn zu überreden. Ich

sagte

sagte ihm: ich gestehe, daß dieser Gegenstand das Maaß meiner Geisteskräfte übersteige; daß ich mich nicht wundre, wenn Se Majestät Anfangs große Schwierigkeiten darin fänden; Heinrich werde es eben so gehen; daß sie aber bloß von meiner eigenen Schwachheit herrühren, und von meinem Unvermögen, das ganz verständlich zu machen, zu dessen gehöriger Auseinandersetzung vieles Reden und Zeit erfodert werde. Ich sey innerlich überzeugt, daß die Ausführung nicht nur möglich, sondern der gute Erfolg davon auch ganz unfehlbar sey. Läge etwas Mangelhaftes in der Art, wie ich den Plan entworfen hätte, so würde sich das leicht durch die Weisheit vier großer Könige und die Einsichten der berühmtesten Feldherrn Europens verbessern lassen, denen die Ausführung anvertraut werden würde.

Ich kam noch einmal auf das Bündniß zwischen den beyden Königen von Frankreich und England, und sagte Sr Brittanischen Majestät: da dieß die erste und nothwendige Grundlage der so eben vorgeschlagenen allgemeinen Verbindung sey; so müßte natürlich damit der Anfang gemacht werden, ohne sich durch die Reden voreingenommener Leute abhalten zu lassen, oder solcher nichtigen Rücksichten, als die Schulden Frankreichs an England sind, Eingang zu verstatten. Ich versicherte, daß England nichts bey Frankreich verlieren würde, indem Heinrich nur darum so vielen Waffen- und andern Vorrath anschaffe, und so große Summen aufhäufe, um sich einst im Stand zu sehen, alle zu befriedigen, und für sich selbst den größten Theil dieses wichtigen Projekts auszuführen. Zum wenigsten nehmlich schmeichle ich mir, ihn dazu durch Beweggründe des Ruhms und des allgemeinen Besten, die so viel über seinen Geist vermögen, für dieß zu gewinnen. Ich

griff

griff Jakob auf seiner schwächsten Seite an, bey dem ehrgeizigen Wunsch, sein Andenken zu verewigen, Heinrich ähnlich zu scheinen, und an seinem Ruhm Antheil zu haben.

Kurz mein Wunsch, die Sache durchzusetzen, ließ mich diesem Herrn die Sache in einem so gefälligen Licht vorstellen, daß er mich, fast außer sich, theils aus Freundschaft für mich, theils aus Empfindlichkeit darüber, daß man ihn bisher mit so üblem Rath hätte irre führen wollen, umarmte. „Mein Herr Ambassadeur," sagte er mir, „fürchten Sie nicht, daß ich „jemals nicht halten möchte, was wir miteinander ausgemacht haben." Er versicherte mir eben so, daß er um vieles nicht das nicht gehört haben wollte, was ich ihm gesagt hätte. Er werde die gute Meynung nicht täuschen, die der König von Frankreich und ich von ihm gefaßt hätten. Er sey der, für welchen ich ihn gehalten habe. Die Ueberlegungen, welche er über alles anstellen wolle, was ich ihm gesagt habe, würden ihn nur noch mehr in den Gesinnungen bestärken, die ich ihm mitgetheilt habe. Er verspreche mir zum voraus, den Entwurf eines Allianztraktats, den ich ihm am Sonntag überreicht, und woran er nur einige kleine Aenderungen eigenhändig gemacht habe, zu unterzeichnen. Ich selbst könne ihn im Namen des Königs von Frankreich unterzeichnen, wenn ich ihn nicht lieber unterzeichnet mit mir nehmen wolle, um ihn Sr allerchristlichsten Majestät zu zeigen. Auf welchen Fall er mir sein königliches Wort gebe, daß er ohne allen Anstand seinen Namen darunter setzen wolle, wenn ich ihn nach vier oder sechs Wochen von Heinrich selbst approbirt und unterzeichnet wieder schicken oder bringen würde. Er schloß mit der verbindlichen Versicherung, daß er künftig nicht anders als einstimmig mit dem König von Frankreich handeln wolle. Von mir ließ er

sich

sich eben so, wie ich die Kühnheit gehabt hatte, dieß von ihm zu fodern, versprechen: alles vor jedermann, außer meinem Herrn, geheim zu halten. Noch dazu verlangte er, daß ich eine gewisse Sache, die er mir vertraute, nie zu Papier bringen sollte, die ich auch wegen diesem Eyd bey mir behalte.

Unsre Unterredung hatte ungefehr um Ein Uhr angefangen, und über vier Stunden gedauert. Der König rief den Admiral Howard, die Grafen von Northumberland, Southampton und Mare, Mylord Montjoye und Cecil, und erklärte ihnen, nach reiflicher Erwägung meiner Gründe sey er entschlossen, ein enges Bündniß mit Frankreich gegen Spanien zu schließen. Er verwies es Cecil ernstlich, daß er sich unterstanden habe, ganz dem zuwider zu reden und zu handeln, was er ihm befohlen habe. Ein Vorwurf, gegen den sich der Staatssekretär nur jämmerlich zu vertheidigen wußte. „Ich befehle Euch, Herr Cecil," sagte sein Herr zu ihm, „ohne Ausflucht und Widerrede hiernach alle „gehörige Ausfertigungen machen zu lassen, vermöge „deren ich den Gesandten der Herren Staaten meine „Rechte reiche (7) und alle Versicherungen gebe." Dieß war das erstemal, daß er sie mit dieser Auszeichnung behandelt hatte. Hierauf wendete er sich zu mir, ergriff meine Hand, und sagte: „Nun, Herr Ambassadeur, sind Sie wohl jetzt mit mir zufrieden?"

Ich antwortete mit einer tiefen Verbeugung, und versicherte Se. Majestät so sehr meiner Treue und Ergebenheit, als ich gegen meinen Herrn und König selbst hätte thun können. Ich bat ihn, zu erlauben, daß ich dieß durch einen Handkuß bekräftige. Er umarmte mich, und bat mich um meine Freundschaft mit einer Miene voll Güte und Zutrauens, was mehreren der

anwe-

anwesenden Räthe mißfiel. Er beurlaubte mich nun, und befahl den Grafen von Northumberland bis an die Themse und Sidney bis London mich zu begleiten.

Sechzehntes Buch.

1603.

Es war nun weiter nichts übrig, als die zwischen dem König von England und mir getroffene, und von ihm seinen Ministern erklärte Verabredungen in einen ordentlichen Aufsatz zu bringen, und einen Vertrag oder eigentlicher einen Entwurf eines Vertrags zwischen beyden Königen daraus zu machen. Man konnte in der That einen Aufsatz nicht anders benennen, der seine letzte und volle Gültigkeit erst durch die erklärte Annahme Sr allerchristlichsten Majestät, welcher derselben erst vorgelegt werden mußte, erhalten konnte. Hier fühlte ich den Nachtheil, den die unglückliche Vorsichtigkeit meinem Geschäft brachte, die wir, Heinrich und ich, im französischen Staatsrath hatten beobachten müssen, dem König von England alles nur wie für mich selbst zu proponiren.

Dieser Herr, fester überzeugt, als ich es gewünscht hätte, daß ich alle ihm gemachten Anträge ganz aus eigner Bewegung und in der Absicht gethan habe, die protestantische Religion gegen allen Einfluß politischer Veränderungen zu sichern, ließ sich gar nicht einfallen, mich bey allem, was ich ihm in Geheim eröffnet hatte, als

als den Mund des Königs, meines Herrn, anzusehen, und glaubte recht viel zu thun, indem er sich an die, in der That starke Wahrscheinlichkeit von dem, noch dazu freudigen, Beytritt des Königs von Frankreich, zuerst dazu verband. Allein welcher Unterschied zwischen einer solchen allgemeinen tausend verschiedenen Auslegungen unterworfenen Zusage, und einer vertragsmäßigen, wobey ich, mit königlicher Vollmacht versehen, mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Genauigkeit alle Klauseln und Bedingungen hätte einschalten und mich auf alle nähern Bestimmungen einlassen können, welche die Unverletzlichkeit eines politischen Vertrags sichern. Ich würde die kühne Behauptung nicht wagen, daß ich wohl in diesem Fall berechtigt gewesen wäre, von Sr Brittanischen Majestät statt eines bloßen Entwurfs von einem Traktat die Unterzeichnung eines gänzlich geschlossenen Vertrags zu erwarten, von dem er selbst nicht mehr hätte abgehen können, wenn nicht alle Briefe des Grafen von Beaumont an den König, worin er diesen Mangel eines Blankets bedauert, das unverwerflichste Zeugniß enthielten, daß die Eigenliebe mich hier nicht zu viel sagen läßt.

Ich würde mir übrigens dennoch einen Vorwurf machen, wenn ich die Aufrichtigkeit des Königs Jakob in Zweifel zu ziehen schiene. Ich gestehe vielmehr, daß kein Herr in Europa mehr auf diesen guten Ruf zu halten scheint. Ein besonderes aber unglückliches Verhängniß scheint darüber zu walten, daß ein Staatsvertrag das Werk eines freywirkenden und überlegenden Geistes, also eine Sache, die unter allen irdischen Dingen am wenigsten dem Eigensinn des Zufalls unterworfen seyn sollte, dennoch das gebrechlichste Ding ist, was ich kenne. Die, welche ihn schließen, würden bey keiner andern Gelegenheit sich den Schimpf zuziehen wollen,

len, ihr Wort nicht gehalten zu haben; und doch wird es meistens gebrochen, wenn sich irgend ein Anstrich für den Meineyd ersinnen läßt. Wie wenn es nicht einerley wäre, ob eine feyerliche Zusage mit oder ohne nichtigen Vorwand unerfüllt bliebe. Ich konnte nicht zweifeln, daß sich die Räthe des Königs von England sogleich nach meiner Abreise alle Mühe geben würden, ein Werk zu zerstören, das sie nicht hatten hindern können. Cecil, erwartete ich, würde dabey einer der eifrigsten seyn. Der Sieg, den ich jetzt über ihn erhalten,* der Verdruß, den er wegen mir bey dem König bekommen, die Schande, die ihm meine Unterredung mit ihm verursacht hatte, als sie öffentlich bekannt worden war, waren so viele schmerzliche Wunden, welche in seinem Geiste eitern mußten.

Man wird mir übrigens leicht zugeben, daß ich Ursache hatte, mit dem Erfolg meiner Unterhandlung zufrieden zu seyn (1). Wollte ich dabey nur auf mich sehen, so war der Ausgang derselben der vortheilhafteste, den ich mir wünschen konnte. Ich trug den Ruhm davon, eine für äußerst schwer gehaltene Unternehmung glücklich durchgesetzt zu haben, und lief nicht Gefahr einer Ueberschreitung meines Auftrags beschuldigt zu werden. Dem König und seinem Staatsrath blieb es frey, an einer Verabredung, für die ich weder sie noch mich verbürgt hatte, nach Gefallen zu ändern. Ich hatte also alles Mögliche wirklich geleistet. Was den Vortheil aus der Sache selbst betrifft, so konnte ich nach den Absichten des Königs — denen ich ohne Anstand jede andere Rücksicht aufgeopfert haben würde, wenn ich nicht durchgedrungen hätte — weiter nicht gehen, ohne nicht nur meine öffentliche, sondern selbst die geheime Instruktion zu übertreten. Indessen entsprang dennoch aus der Unterhandlung ein wesentlicher sichtbarer

rer

rer Vortheil, daß nehmlich unter Umständen, wo man so viele gegründete Ursachen hatte, eine innige Vereinigung zwischen Spanien und England zu befürchten, dieß Projekt dadurch ganz vereitelt und der König von England in eine andere Verbindung gezogen wurde, aus der er sich nicht sobald loswickeln noch leicht zu der ersten zurückkehren konnte.

Ich machte mich also unverzüglich an die Aufsetzung des Vertrags, den ich dann zur letzten Durchsicht und Prüfung dem König und Staatsrath von England zustellte, welche ihn verschiedenemal durchlasen, alles einzeln durchgingen, und einige unbedeutende Aenderungen daran machten, bis es endlich bey folgenden Punkten blieb.

Nach großen Danksagungen gegen den König von Frankreich für die Art, mit welcher er England entgegen gekommen war, und den Stand und die Eigenschaften des Gesandten', dem er dieß Geschäft aufgetragen hatte, erneuerte und bestätigte der König von England alle alten Bunds-Verträge, sowohl zwischen Elisabeth und Heinrich als zwischen Schottland und Frankreich, also daß sie auf seine eigene Person übergehen sollten, kraft des Gegenwärtigen, der sie alle in sich begreifen, und noch zum besondern Gegenstand die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Personen, Staaten, Unterthanen und wechselseitigen jetzigen und jeder selbstgefälligen künftigen Verbündeten gegen Spanien haben sollte. Die vereinigten Provinzen sollten besonders diesen Vortheil zu genießen haben. Sie waren die einzigen ausdrücklich darin benannte. Es war in Ansehung ihrer feyerlich festgesetzt, daß man dienliche Mittel ergreifen würde, entweder ihre völlige Freyheit zu versichern oder wenigstens solche Vorkehrungen zu machen, daß, wenn sie auch wieder unter die Herrschaft

Spaniens oder des Reichs zurückkehren müßten, dieß doch nur unter Bedingungen geschähe, die ihnen eine vollkommene Ruhe sicherten, und die verbündeten Könige von der Furcht vor einer allzu unumschränkten Herrschaft des Hauses Oestreich in diesen Provinzen befreyten.

Man kam daher, ausser dem, daß beyde Herrn sich anheischig machten, sich auf Verlangen eines von ihnen öffentlich zu erklären, um sich nicht durch die Ränke des Hofs von Madrid überlisten zu lassen, darinn überein, von jetzt an den Generalstaaten hinreichende Hülfe zufließen zu lassen, um sie aus ihrem bedrängten Zustand zu reissen. Die Zahl der Mannschaft dazu war nicht bestimmt, nur sollte sie blos aus England gezogen, alle Kosten dabey aber von Frankreich bestritten werden, eine Hälfte blos von französischem Geld, die andre aber auf Abrechnung an der Schuld Frankreichs an England. Es war dabey ausgemacht, daß dieser Schritt beyder Kronen zu Gunsten der Niederlande ohne alles Geräusch, so geheim als möglich, geschehen sollte, um nicht geradezu den mit Spanien geschlossenen Frieden zu brechen. Auf den Fall aber, daß diese Macht diese Handlung als einen förmlichen Bruch ansehen, und sich deswegen an beyde Könige halten wollte, ward folgendes beschlossen.

Würde der König von England allein angegriffen, so sollte ihm der König von Frankreich ein Heer von sechstausend Franzosen stellen, so lange der Krieg währen würde, besolden und unterhalten, und dann an England binnen vier Jahren in gleichen Summen den Rest seiner Schuld bezahlen. Eben dies sollte England leisten, wenn das Ungewitter über Frankreich ausbräche. Es sollte bey dem angegriffenen Theil stehen, zu bestimmen, ob die Hülfe zu Land oder zur

See

See geleistet werden solle, und England dann nichts von seinen Schulden fordern. Fände aber Spanien für gut, beyden verbündeten Königen zugleich den Krieg zu erklären, so sollte Frankreich zur Gegenrache und zum Besten Flanderns, an der Grenze von Guyenne, Provence, Languedoc, Dauphiné, Bourgogne und Bresse ein Heer von zwanzig tausend Mann halten, und ein andres eben so starkes gegen Flandern, auch, um die Macht Spaniens zu vertheilen, mit seinen Galeeren im Mittelländischen Meere kreuzen. England hingegen solle eine Land-Armee von wenigstens sechstausend Mann auf den Beinen halten, eine Flotte nach West-Indien schicken, und mit einer andern an der spanischen Küste kreuzen. Die ganze Schuldenzahlung sollte ausgesetzt bleiben, und jeder Theil seine Auslagen selbst bestreiten. Das bis dahin geheim gehaltene Bündniß sollte alsdann durch ein Schutz und Trutz-Bündniß der beyden dabey interessirten Könige öffentlich kund gemacht werden. Kein Theil sollte einseitig die verabredete Macht entwaffnen oder vermindern, noch einen Vergleich anfangen können.

Dies war dem Wesentlichen nach der Entwurf des Vertrags, der mir so viel Unruhe und Mühe verursacht hatte. Der König Jakob unterzeichnete ihn, und ich nach ihm. Ich dachte dann nur darauf, nach Frankreich zurück zu kehren, wo er in einem feierlichen Vertrag verwandelt werden sollte. Ich vergaß nicht, Heinrich Nachricht davon zu geben, dem ich jedoch einen Theil dieser wichtigen Neuigkeit verbarg oder versteckte, so wie auch z. B. die ausführliche Erzählung von dem, was mir zuletzt bey dem König von England in Gegenwart seiner Räthe begegnet war. Meine Depeschen waren ohnehin schon so lang, so häufig, so unterbrochen und so eilig geschrieben, daß es vielleicht nicht

unrecht gethan war, dem König diese Mühe zu ersparen, dem ihre Durchlesung viel Geduld kosten mußte. Diß war jedoch nicht der wahre Grund meines Stillschweigens. Die Pünktlichkeit, womit mir Heinrich selbst schrieb, sowohl um mich von wichtigen Vorgängen im französischen Staatsrath zu benachrichtigen, theils um mir neue nach den verschiedenen auf mein Geschäft Bezug habenden Veränderungen eingerichtete Befehle und Verhaltungsregeln zu geben, überzeugte mich hinreichend, daß nichts von dieser Art ihm zu ermüdend oder sonst zuwider wäre. Allein ausserdem, daß es ein guter politischer Kunstgriff ist, bey solchen Gelegenheiten immer etwas neues für seine Ankunft übrig zu behalten, um von seinem Herrn desto besser aufgenommen zu werden, wollte ich das wichtigste Geheimniß meiner Unterhandlung nicht der Gefahr aussetzen, entdeckt oder auf irgend eine Art bekannt zu werden. Ein neuerlicher Vorfall war eine Warnung für mich, hiebey die äußerste Behutsamkeit anzuwenden. Ich habe desselben oben zu seiner Zeit nicht erwähnt, um wichtigere Nachrichten nicht dadurch zu unterbrechen.

Unter der großen Anzahl von Briefen, die ich von London, theils an Villeroy und den Staatsrath, theils nur unmittelbar für den König selbst abgehen ließ, war einer der letztern Art vom 20 Jul., den Heinrich nicht erhielt, wie er an der folgenden Depesche merkte, und mir sogleich schrieb. Dieser Brief war von der äußersten Wichtigkeit. Ich kannte den Eilboten genau, den ich ihm mitgegeben hatte. Es war einer von meinen Leuten, ein ehrlicher und getreuer Cammerdiener von mir. Ich setzte ihn darüber zu Rede, und er antwortete mir: Da der König bey seiner Ankunft auf der Jagd gewesen sey, so habe er das Päcktchen zu Herrn von Villeroy getragen, und es einem von dessen Com-

mis

mis gegeben, den er nicht kenne, und um seinen Namen zu befragen vergessen habe, weil zu gleicher Zeit auch Louver mit demselben gesprochen und ihm verschiedene andere Päckchen an seinen Herrn zugestellt hätte. Ich schrieb dieß dem König, und bat ihn, seinerseits alle erforderliche Nachforschungen anzustellen. Nach vielen Bewegungen und Untersuchungen erhielt ich keine andere Auskunft darüber, als, man habe ihm sehr glaublich gemacht, daß der Fehler von dem Postmeister von Ecouan herkomme.

Ich war schon vorher mißtrauisch, und dieß Stückchen von dem Commis, dessen Schelmerey mir schon besonders bekannt war, öffnete mir vollends die Augen, und bestärkte mich in dem Argwohn, daß ein Verräther in der Canzley des Königs angestellt, und selbst einer von denen seyn müsse, die unter Villeroy arbeiteten. Ich schrieb Heinrichen zurück: er möchte mir sagen was er wollte, so könne diese Unterschlagung nur dort geschehen seyn, und zwar weder aus Nachlässigkeit noch unabsichtlich. Dieser Commis, er möchte seyn wer er wollte, sey von den Feinden des Staats bestochen gewesen, den Innhalt der Briefe zu entdecken, die ich von London an Se Majestät schrieb, und, da auf diesem gestanden hätte: „uneröffnet zu höchst eignen Händen Sr Majestät," so hätte diese Aufschrift vermuthlich seine Neugierde gereizt, welcher er nicht hätte widerstehen können. Vermuthlich habe er es bereut, da er sah, daß er keinen Gebrauch davon machen könne, indem das wichtigste darin mit Ziffern geschrieben war, die schlechterdings für jeden andern unerklärbar waren, was mich bey diesem Unglück allein noch tröstete. Allein da der Fehler einmal gemacht gewesen sey, so habe er den Brief wahrscheinlich lieber verbrennen, als entsiegelt wieder herausgeben wollen. Man wird aus den

Denkwürdigkeiten vom folgenden Jahr sehen, daß ich ganz richtig gerathen hatte.

Heinrich hätte gewünscht, daß ich auch die Königin von England und ihren Prinzen gewinnen möchte, wie den König Jakob, um die Gesinnungen und Neigungen beyder kennen zu lernen. Allein, da diese Dame, ungeachtet aller Gerüchte von ihrer Annäherung, noch immer jenseits in Schottland war, und noch nicht sobald kommen konnte, so hielt der König diese Absicht nicht für wichtig genug, mich länger in London hinzuhalten, während mehrere andere, beynahe eben so wichtige Angelegenheiten meine Gegenwart in Paris erforderten. Er drang deßwegen zuerst darauf, daß ich sobald als möglich zurückkommen sollte. Dieser Befehl kam mir ganz erwünscht. Der Neid siegt immer über die Abwesenden. Ich trug meinem Schwager Vauceles (2) auf, der Königin von England die Briefe Ihrer Majestäten, die ich für sie mitgebracht hatte, zu überbringen, und unterrichtete ihn in allem, was er thun und sagen sollte, um zu erfahren, was der König, diese Prinzessin betreffend, wissen wollte.

Meine Wunde am Mund brach wieder auf, als ich alles zu meiner Abreise rüstete. Das Fieber, das sie mir verursachte, hielt mich einige Tage zurück, und verhinderte mich selbst, dem König wie gewöhnlich zu schreiben. Sobald ich mich wieder stark genug fühlte, ließ ich den König um meine Abschiedsaudienz bitten, der mir dießmal die Mühe ersparte, bis nach Greenwich zu gehen. Er ließ mir durch Mylord Oreladoux sagen, daß er selbst nach London kommen, und mich in Westmünster erwarten wolle. Ich möge so früh kommen als ich wolle, so werde ich ihm bereit finden, mir Audienz zu geben, weil er an dem Tage früher auf die Jagd zu gehen gedenke, um, wie er sehr verbindlich hin-

hinzusetzte, die Betrübniß zu zerstreuen, welche ihm meine Abreise verursachen werde.

Ich verfügte mich so früh dahin, daß der König noch nicht angekleidet war. Ich wartete beynahe eine Stunde, und benutzte diese Zeit dazu, die prächtigen Grabmäler und andere Seltenheiten zu besehen, welche die Westmünster Abtey berühmt machen. Ich wurde von Sr Britannischen Majestät mit allen möglichen Liebkosungen empfangen. Auf mein Kompliment, daß ich in einer traurigen Angelegenheit zu ihm komme, um mich von ihm zu entfernen, antwortete er mir: daß ich das, was er mir habe sagen lassen, für aufrichtig halten dürfe, um so mehr, da er bey meinen Geschäften in Frankreich nicht hoffen könne, mich wieder disseits des Meers zu sehen. Er schwur aber bey allem, was die Religion Heiliges hat, daß er ohne weiters den Traktat unterzeichnen wolle, von dem ich den Entwurf mit mir nähme. Der König, mein Herr, möge ihn zurück senden, durch wen er wolle. Er sprach von seiner neuen Verbindung mit Heinrich sehr rührend, sagte, daß er diesen Herrn einzig zu seinem Muster und Freund wähle, und alle Feinde desselben als seine eigenen ansehn wolle. Er machte eine Art von Rekapitulation aller seiner Versprechungen, um mir das Vergnügen zu machen, zu sehen, daß er keines davon vergessen habe. Er verband sich, keinem der Unterthanen des Königs von Frankreich, über die er sich im mindesten zu beklagen Ursache hätte, Zutritt zu gestatten, noch sich für ihn zu verwenden, und verlangte ein Gleiches von ihm, besonders in Ansehung jedes Jesuiten, der sich in seinen Staaten oder auf seinen Schiffen versteckt betreten ließe. Er lobte Heinrich ausnehmend, daß er diesen Orden aus seinem Reich vertrieben hätte, und sagte: daß er ihm recht herzlich rathen wollte, nicht den Fehler zu begehen, sie

zu rufen. Hierbey hielt er sich am längsten auf. Auch haßte er diesen Orden mit dem ganzen Haß, den er gegen Spanien trug, und noch dazu mit dem Haß, den man gegen diejenige fühlt, die man als seine persönlichen Feinde betrachtet. Er gab sich nicht zufrieden, bis ich ihm versprach, ihm, wenn es mir möglich wäre, Versicherungen hierüber von Sr allerchristlichsten Majestät schriftlich zu verschaffen. Er gab mir zween Briefe an den König und die Königin, blos Komplimente als Antwort auf die, welche er empfangen hatte. Der Punkt, welcher den französischen Ambassadeur selbst betraf, war darinn nicht bloß obenhin berührt.

Ich vergaß, die Geschenke anzuzeigen, die ich im Namen Sr allerchr. Maj. machte. Das für den König bestund aus sechs vollkommen schönen gut zugerittenen und mit reichen Decken behängten Pferden. Heinrich fügte noch ein andres Geschenk hinzu, nämlich den Saint Antoine, den vortreflichsten Bereuter. Das für die Königin von England war eins der größten und schönsten Venetianischen Spiegelgläser, dessen goldner Rahmen ganz mit Diamanten besetzt war; für den Prinzen von Wallis Lanze und Helm von Gold, reich mit Diamanten besetzt, und ein Fecht- und Tanzmeister. Der Herzog von Lenox, der Grav von Northumberland, kurz alle, welche ich Gelegenheit hatte zu nennen, und noch einige andre, bekamen Dosen, Ringe, Knöpfe, Aigretten, Ring- und Gold- und Diamantketten, auch verschiedene Damen erhielten Ringe und Perlenschnüre. Der Werth aller dieser Geschenke, mit Inbegriff von zwölfhundert Thalern, die ich Beaumont zum Austheilen an verschiedene Orte hinterließ, belief sich auf sechzigtausend Thaler. Die Absicht des Königs bey so vielen reichen Geschenken, von denen selbst ein guter Theil an Englische Herren unter dem Namen

von

von Pensionen fortgesetzt wurden, war: sie auf seiner Seite zu erhalten, oder immer mehr und mehr an sich zu ziehen. Ich theilte sie nach meiner eignen Bekanntschaft oder auf Empfehlung von Beaumont aus, und sah dabey hauptsächlich darauf, sie so zu vertheilen, daß darüber kein Neid unter den Englischen Herren entstünde, und der König selbst keinen Verdacht daraus schöpfen möchte. Die Vorsicht, der ich mich dabey bediente, bestand darin, daß ich ihn um die Erlaubniß bat, durch einige kleine Geschenke meine Dankbarkeit für die mir an seinem Hof geleisteten Dienste zu bezeugen.

Zu Dover erhielt ich einen Brief von Heinrich, worinn er mich benachrichtigte, daß er am 9ten Jul. zu Villers Coterets angekommen sey, wo er mich mit Ungeduld erwarte. Er hielt sich daselbst einige Tage auf, während die Königin eine Reise nach Liesse machte. Ich wollte daher in Dover nicht ausruhen, und gab Befehl zur Einschiffung auf den folgenden Tag. Die Nacht war ein so heftiger Sturm, daß der Englische Viceadmiral mir sehr ernstlich rieth, meinen Entschluß zu ändern. Allein der geringste Aufschub schien mir so unerträglich als meinem ganzen Gefolg, besonders den süssen Stadt-Herrchen, die sich ausser ihrem Element befinden, sobald sie das Pariser Pflaster nicht mehr betreten. Sie baten mich alle so inständig, Dover noch diesen Tag zu verlassen, und der Brief Sr Majestät schmeichelte mir selbst mit der Hoffnung eines so günstigen Empfangs, daß ich die Anker lichten ließ. Die Reue folgte dieser großen Uebereilung auf dem Fuße nach. Wir wurden von einem so heftigen Sturm überfallen, daß wir dadurch in die äußerste Gefahr geriethen. Den ganzen Tag brachten wir mit der Ueberfarth über den Canal zu, und waren von der Seekrankheit so übel zugerichtet, daß, wenn wir dreyhundert

nur

nur von zwanzig Mann angegriffen worden wären, uns hätten ergeben müssen.

Ein zweytes Billet, das ich von dem König zu Boulogne erhielt, machte mirs zur Pflicht, keinen Augenblick zu verlieren. Ich entließ hier meine Begleiter, nachdem ich ihnen für die Ehre ihrer Begleitung gedankt hatte, und überließ es ihnen hinzugehen, wo sie wollten. Ich für mich benutzte die Gnade, welche der König gehabt hatte, Postpferde für mich auf allen Stationen meiner Durchreise bereit halten zu lassen, falls meine Gesundheit gestattete, mich deren zu bedienen. Ich nahm zu Abbeville nach Mittag um drey Uhr die Post, und kam am folgenden Tag gegen acht Uhr Morgens in Villers Coterets an.

Ich wollte nicht ausruhen, ehe ich die Ehre gehabt hätte, dem König aufzuwarten. Ich fand ihn im Park in der Allee, die auf das Wäldchen stößt, wo er auf Pferden, die er sich bringen ließ, spatzieren ritt. Die Herrn von Bellievre, Villeroy, Maisses und Sillery ritten mit ihm, und in einer nahegelegenen Allee der Graf von Soissons, mit Roquelaure, und Frontenac. Sobald er mich in der Ferne erblickte, sagte er, wie Maisses mir erzählte: „da kömmt der Mann, den ich „so sehr gewünscht habe, und der endlich doch angekom„men ist. Ich muß meinen Vetter Soissons rufen „lassen, damit er die ausführliche Erzählung mit an„hören, die er uns von dem machen soll, was er ge„sehen, gehört, gesagt und gethan, und mir noch nicht „geschrieben hat. Man bringe meine Pferde zurück, „ich will nicht in den Wald.“

Der

Der König hob mich auf, ehe ich noch niederknien konnte, um ihm die Hand zu küssen, und umarmte mich zweymal sehr fest. Seine ersten Reden waren: er sey so zufrieden als möglich mit der Art, womit ich ihm gedient habe; meine Briefe haben ihm keine lange Weile gemacht, und er werde ein Vergnügen daran finden, vollends alles mündlich von mir zu hören, was ich noch nicht geschrieben habe. Ich antwortete dem König, diese Erzählung wäre etwas lang, und könnte nicht wohl anders gemacht werden, als so wie sich einzeln Gelegenheit darböte, von diesen verschiedenen Dingen zu sprechen. Ich fieng von der Person des Königs von England an, den ich ihm ungefähr eben so beschrieb, als ich in diesen Denkwürdigkeiten gethan habe. Ich vergaß dabey weder die Bewunderung, welche dieser Herr für Se Majestät bezeugt, noch seine Freude, wenn man ihn mit Ihnen vergleiche, noch sein Bestreben, sich dieser Vergleichung würdig zu machen. Ich erzählte die Beweise, die er mir gegeben hatte von seiner Anhänglichkeit an Frankreich, seiner Verachtung für die Hirngespinste, für die ihn Spanien einzunehmen gesucht hatte, und von seiner Abneigung, jemals die Partey der unruhigen Calvinisten in Frankreich zu nehmen. Dieser Herr fühle an seiner eigenen Lage, wie fehlerhaft dieser letzte Schritt seyn würde, da es in seinem eignen Staate eine Menge aufrührische Unterthanen gebe. Ich müßte mich sehr betrügen, wenn sie ihm nicht einst selbst genug zu schaffen machen sollten. Ich setzte hinzu, wenn ich selbst Lust gehabt hätte, ihnen Gehör zu geben, so hätten mir es die Vornehmsten dieser Faktion ganz leicht gemacht, mich mit ihnen in sehr ernstliche Unternehmungen einzulassen. Ich erinnerte mich der verlohrnen Depeschen, und sagte ganz unverholen meine Gedanken davon. Ich kam wieder auf den König von England und erzählte Heinrich, was er von meiner letzten

ten Audienz noch nicht wußte; überreichte ihm dabey den von uns beyden unterzeichneten Entwurf des Vertrags, die zween Briefe von Sr Britannischen Majestät, und einen andern von Beaumont, den er erst seit meiner Abreise von London geschrieben, und den ich auf der Reise empfangen hatte. Heinrich ließ sich alle diese Briefe von Villeroy vorlesen.

Beaumont schrieb dem König, daß man noch an demselben Tage die Königin mit ihren Kindern in London erwarte. Sie werden in Windsor absteigen, und sich daselbst mit dem König aufhalten. Man sey nicht ganz außer Furcht, daß ihre Ankunft große Verwirrung in dem Gang der Geschäfte verursachen, und den Aufrührern wieder Muth machen möchte. Glücklicherweise befinde sich aber kein Mann von Kopf unter ihnen. Der spanische Gesandte sey endlich in England ans Land getreten, und befinde sich gegenwärtig, wie man sage, mit dem des Herzogs von Braunschweig zu Gravesand, von wo sie unverzüglich nach London abreisen würden. Der König habe ihm Schiffe geschickt, um seine Ueberfahrt gegen die Schiffe der Staaten zu decken. Der Graf von Aremberg rechne so sicher auf die Veränderung, welche dieser Gesandte in den Geschäften bewirken würde, daß er, da er seine Ankunft erfahren habe, bereits nach Windsor vorausgegangen sey; um ihn da zu erwarten. Beaumont selbst verbarg nicht, was er von dieser Dazwischenkunft bey einem Herrn befürchte, der für neue Eindrücke so sehr empfänglich wäre, nicht sowohl aus Eigennutz bey blendenden Anerbietungen, als aus natürlicher Aengstlichkeit, Schwachheit und selbst aus Gewissenhaftigkeit, eine Rotte von Rebellen, durch die Unterstützung der Niederländer, zu begünstigen.

Beaumont sprach auch von einem ihm mitgetheilten Entwurf zu einem Vergleich zwischen Spanien und

den

den vereinigten Provinzen, der aus Teutschland herrühren sollte, und wovon er in diesem Brief den Inhalt mittheilte. Er schien aber überzeugt, daß die Abgeordneten der Niederlande nie darein willigen würden, selbst wenn der Kaiser die Garantie davon übernehmen wollte, weil sie ihn weder für stark genug hielten, um Spanien zu dessen Beobachtung zu zwingen, noch selbst für unparteyisch genug, um sich auf diese Art einen guten Frieden mit dieser Krone zu versprechen. Sie würden überhaupt keinen Vorschlägen trauen, wobey sich Frankreich und England nicht verwendeten. Diese Abgeordneten wären ebenfalls im Begriff, nach Hause zu gehen, in dem festen Entschluß, ihren Freystaat zu einer tapfern Vertheidigung durch die Versicherung zu ermuntern, welche sie aus meinen Verabredungen mit dem König von England schöpften, daß sie von den beyden Königen nicht im Stich gelassen werden sollten, und auf die Erlaubniß, die ihnen dieser Herr kürzlich ertheilt habe, in Schottland Soldaten zu werben, die unter dem Befehle des Mylord Burloud stehen sollten, den sie zum Obersten dieser neuen Truppen angenommen hatten. Beaumont schrieb am Schluß dieses Briefs noch, daß er sich selbst nach Windsor begeben wolle, um noch genauere Nachricht von allen Vorfällen zu erhalten, und den König von England im Nothfall durch seine Gegenwart an sein Versprechen zu erinnern. Ich übergehe hier die Stellen dieses Briefs, wo Beaumont sich in Lobeserhebungen meines Benehmens und meiner Unterhandlung einläßt.

„Nun, Vetter,“ sagte Heinrich, indem er sich an den Grafen von Soissons wendete, nachdem Villeroy den Entwurf des Traktats abgelesen hatte, „was halten Sie hievon? Sagen Sie mir Ihre Meynung frey heraus.“ Ich konnte seine Antwort leicht vorher

hersehen, und der Herr Graf täuschte auch meine Erwartung nicht. „Da Sie es so wollen, Sire," antwortete er, „so will ich Ihnen sagen, daß es mir scheint, „der Herr Marquis von Rosny stehe in sehr gutem „Credit bey dem König von England, und in einem „ganz außerordentlich gutem Vernehmen mit den Engländern, wenigstens wenn die Relationen, und was „man Ihnen sonst davon schreibt, ihre Richtigkeit „haben; daß er Ihnen aber eben deswegen ungleich „vortheilhaftere Bedingungen hätte mitbringen sollen, „und einen Vertrag in besserer Form, als dieser da, „den er Ihnen überreicht hat, und der eigentlich nichts „als ein bloßes Projekt von Hoffnungen und schönen „Worten ist, ohne die mindeste Versicherung, daß der „Erfolg sie bestätigen werde." — „Alles was Sie „da sagen," erwiederte Heinrich, „ist schön und gut, „es ist nichts leichter, als an den Handlungen anderer „etwas zu tadeln finden." So fuhr der König fort zu reden, als wenn er meine Apologie und eine Lobrede auf mich zugleich hätte machen wollen. Er sagte, daß in ganz Frankreich ich allein bey einer so sehr beschränkten Macht zu bewirken vermocht hätte, was ich that; daß man mir in London nicht einmal mein Beglaubigungsschreiben abgefodert hätte, ein unerhörtes Beyspiel; daß er die Schwierigkeiten, die ich gefunden hätte, selbst erwartet, und nicht gehofft habe, daß ich so leicht im Stand seyn würde, sie zu heben. Er sey vollkommen zufrieden, und bereue nur Eines, mir nehmlich kein Blanket mitgegeben zu haben. „Ich „erkenne hieraus," sagte er, „die Wahrheit eines lateinischen Sprichworts, das ich tausendmal gehört habe, ich weiß aber nicht, ob ich es noch recht werde „vorbringen können: mitte sapientem et nihil dicas. „Auf jeden Fall bin ich sicher, daß, wenn seine Gegenwart noch ferner dabey nöthig seyn sollte, er keinen

„An-

„Anstand nehmen wird, die Reise noch einmal zu „machen, und mir mit eben der Geschicklichkeit zu die„nen, wie er bereits gethan hat." Ich sage hier bey weitem nicht alles, was das gute Herz Heinrichs ihm hier zu meiner Vertheidigung eingab. Was mir am meisten und weit mehr noch als die Lobsprüche, mit denen er mich überhäufte, schmeichelte, war sein Zusatz, daß er kein Bedenken trage, mich hier so ins Angesicht zu loben, weil er wisse, daß dieß alles, statt mich eitler und unaufmerksamer zu machen, nur meinen Eifer noch mehr anfeuern werde. Diese Worte verschlossen den Herrn Grafen den Mund —

Ich beantwortete hierauf verschiedene Fragen, die der König nachher über die Beschaffenheit und Macht der drey Königreiche von Großbrittanien, über den Charakter der Engländer, und ihren neuen König betreffend, an mich that. Die Unterredung fiel nachher auch auf den Vorfall mit Combaut. Heinrich ließ sich alles von mir ausführlich erzählen, und gab der Art, wie ich mich dabey verhalten hatte, seinen ganzen Beyfall, indem er es gleich unthunlich fand, das Entkommen des Schuldigen zu begünstigen, oder dabey ein Auge zuzudrücken, als ihn zu entschuldigen oder laut zu unterstützen. Ich führte Sr Majestät Züge von dem jungen Servin (4) an, die der Schilderung gemäß waren, welche ich oben von ihm gemacht habe.

Der König hatte schon zweymal gefragt, ob aufgetragen sey. Er ging ins Schloß zur Tafel, sagte zu Villeroy: er solle mir zu Mittag zu essen geben; und zu mir: ich solle gehen und bis morgen ausruhen, was ich nach einer Postreise und einem darauf folgenden so langen Spatziergang wohl nöthig haben würde. Er werde morgen früh weiter mit mir reden, und Fron-

tenac und Parfait, meinen guten Freunden, den Auftrag geben, mich aus seiner Küche bedienen zu lassen, bis mein Gepäck nachgekommen seyn werde.

Nach Mittag machte der König in dem Gehölze den Spatzierritt, den er vor Mittag hatte machen wollen. Abends schickte er mir zwo köstliche Melonen und vier Rebhüner, und ließ mir sagen: ich sölle morgen recht früh zu ihm kommen, ehe noch einer von seinen Räthen aufs Schloß käme, was ich auch that. Dennoch war er schon angekleidet, und hatte bereits sein Frühstück zu sich genommen, als ich in das Zimmer trat. Er sah einem Ballspiel zu, das in dem kleinen dazu bestimmten Schloßhof gespielt wurde. „Wir „wollen spatzieren gehen, so lange es noch kühl ist,“ sagte er zu mir. „Ich habe Fragen an Sie zu thun, „und möchte gern noch verschiedenes umständlicher wis„sen, worüber ich die ganze Nacht nachgesonnen habe. „Ich bin schon seit vier Uhr auf, weil mich die Gedan„ken, die ich mir darüber machte, nicht schlafen ließen.“ Er nahm mich bey der Hand und führte mich in den Park, wo wir gegen zwo Stunden allein waren. Bellievre, Villeroy und Sillery kamen endlich, und der König ging noch eine Stunde mit uns Vieren spatzieren. Dieß war unsre Morgenbeschäftigung noch an den drey folgenden Tagen, welche der König sich zu Villers-Coterets aufhielt. In diesen Gesprächen legte ich ihm Rechenschaft von dem geheimsten ab, was ich ihm zu eröffnen hatte.

Ich erhielt mehrere Briefe von Beaumont, deren Inhalt zu Ergänzung dessen dienen wird, was ich bereits von den Englischen Angelegenheiten gesagt habe. Die Ankunft der Königin in London brachte dort nicht die Veränderungen hervor, die man davon erwartet

hatte.

hatte. Die Mißvergnügten fanden sie nicht so, wie man sie sich gedacht hatte. Es scheint, daß sie mit Lage und Land zugleich auch die Neigungen und Denkungsart verändert habe, und die Vergnügungen Englands oder des Throns stimmten ihren Geist ganz für Ergötzlichkeit und Wollüste, so daß sie sich einzig damit zu beschäftigen schien. Sie vergaß so ganz die spanische Politik, daß sie Anlaß zu der Vermuthung gab: nur die Umstände haben sie bestimmt, eine Anhängerin derselben zu scheinen. Kainlos, der sie hergebracht hatte, fuhr fort seine Neigung für Frankreich öffentlich an den Tag zu legen. Einige der vertrautesten Damen dieser Fürstin sagten Beaumont im Vertrauen, daß sie nicht so spanisch gesinnt wäre, als man wohl glaubte. Er ließ sich ihr vorstellen und entschuldigte mich bey ihr, daß ich sie nicht hätte erwarten, noch selbst die Briefe Ihrer Majestäten ihr überbringen können.

Indessen kam der Spanische Gesandte, dessen Ankunft in England man bereits für so ganz gewiß angesagt hatte, noch immer nicht. Der Graf von Aremberg, welcher durch diese Erwartung ganz zuerst soweit betrogen worden war, daß er sich deswegen schon zu Windsor aufhielt, sah sich endlich genöthigt, den König ohne ihn um seine Audienz zu bitten. Ich weiß nicht, wie sie ablief. Ich weiß nur, daß er um eine zwote anhielt, mit welcher der König sehr zögerte, was jedoch nur seiner wenigen Lust zu arbeiten und seinem Hang zur Jagd zuzuschreiben ist, über welcher er alles zu vergessen schien; denn in seinen Reden und Handlungen fanden die Spanier zu der Zeit keine Ursache ihre Hoffnungen in Ansehung seiner aufzugeben. Er schien im Gegentheil in seine alte Unschlüssigkeit zurück zu fallen. Beaumont wußte nicht, wem er diese Veränderung zuzuschreiben hätte, seinem Temperament,

 oder

oder den Eingebungen Cecils, der durch alles mögliche ihn zu bewegen suchte, sein Wort zu brechen. Glücklicherweise kamen tausend Dinge dazwischen, welche diesen Herrn gegen diese Versuchung bewahrten, und die Spanier waren unvorsichtig oder ungeschickt genug, um an dem meisten hievon selbst Schuld zu seyn.

Der spanische Gesandte war kaum in London angelangt, — denn endlich kam er doch — so erfüllten heimliche Verständnisse, schändliche Ränke, Verdacht und Mißtrauen Hof und Stadt. Dieß versetzte alle Angelegenheiten in einen gewaltsamen Zustand. Er vermehrte die Zahl seiner Kreaturen durch außerordentliche Geschenke an alle, deren er benöthigt zu seyn glaubte. Er suchte mit den Schottischen Truppen zu unterhandeln, um sie für die Spanische Armee statt der Staaten zu werben. Ein entscheidender Streich, den Holland nur dadurch abwenden konnte, daß es dieselbe mit Hülfe seiner Beschützer für sich behielt. Alle diese Schritte des Spaniers, begleitet mit einer Miene von Hoheit und Unabhängigkeit, erbitterten den König um so mehr, da seine natürliche Schwachheit ihm nicht erlaubte, ihnen dadurch Einhalt zu thun, daß er als Herr darein gesprochen hätte. Er hätte alles darum gegeben, aus dieser Verlegenheit durch die Abreise des Gesandten herausgesetzt zu werden. Es ging noch weiter. Man murmelte von einer Verschwörung der Katholiken (5) in England gegen seine Person. Beaumont hielt diese Beschuldigung immer für Verläumdung, und jeder, dem die Verhältnisse dieses Religionstheils zu der Zeit in England genauer bekannt sind, wird in der niederträchtigen Denkungsart und Schwachheit desselben Gründe genug finden, ihn von dieser Beschuldigung frey zu sprechen.

Mehr war an einer andern Verschwörung einiger Englischen Herrn, welche ein Complot, den König zu erstechen, machten. Die Häupter derselben — denn die ganze Sache kam an Tag, und man wurde überdieß überzeugt, daß die Erzherzoge und Spanien mit im Spiel wären (6) — waren die Lords Cobham, Raleigh, Grey, Markham und mehrere andre der vornehmsten Diener und sogar geheimsten Vertrauten der verstorbenen Königin, wiewohl sie die eifrigsten ihrem Nachfolger zu huldigen, geschienen hatten. Man nannte jedoch Cecil nicht bey dieser Cabale. Die Sache machte alles Aufsehen, das man sich denken kann. Ein Religionsstreit, der sich in den Konferenzen der Protestanten und Puritaner erhob, vermehrte noch die Unordnung. Man hörte bey Hof von nichts als Privatstreitigkeiten. Der Graf von Northumberland spie dem Obersten Vere ins Gesicht, in Gegenwart des ganzen Hofs, und wurde auf Befehl des Königs, der mit Recht über diese Beschimpfung aufgebracht war, nach Lambec gesetzt. Der Graf von Southampton und Lord Grey beschuldigten einander unter den Augen der Königin verschiedener Lügen, und sagten sich grobe Beleidigungen. Diese kamen bey dem König damit davon, daß sie die Königin wegen ihrer Unverschämtheit um Verzeihung bitten mußten, und unter sich selbst ein königliches Verbot gegen alle Thätlichkeiten, worauf man sie von Freundschaft sprechen sah, ohne andere Genugthuung genommen zu haben. Diese Herrn sind der Meynung, daß der Name des Königs dem die Ehre rettet, der sie sich nicht selbst retten kann.

Als ich nach den Umständen, die mir Beaumont von allen diesen öffentlichen und Privatstreitigkeiten schrieb, die Sache in der erwünschten Lage für mich

 sah,

sah, so ergriff ich diesen Zeitpunkt, um die letzte Hand an das Werk zu legen, das ich in London angefangen hatte. Ich gab mir die Ehre an Se Brittische Majestät zu schreiben. Ich sagte in diesem Brief, der König von Frankreich habe mit Vergnügen das von Sr Majestät und mir entworfene Projekt des Vertrags bestätigt, und sende den Grafen von Beaumont die nöthige Vollmacht, um es in diejenige Form zu bringen, welche Se Majestät für dienlich erachten würden. Ich wiederholte ihm meine schon gemachte Versicherungen von Gehorsam und Ergebenheit, und versicherte, daß ich dadurch nicht nur den König, meinen Herrn, nicht beleidige, sondern daß es ihm zum Wohlgefallen gereiche und auf seinen Befehl geschehe.

Ich schrieb zugleich auch an Beaumont, und gab ihm erst Nachricht, was mir seit meiner Rückkunft in Frankreich begegnet sey, von meinen Unterredungen mit dem König, und daß er willens zu seyn scheine, mich mit der Zeit noch einmal nach England zu schicken. Da ich ihm zugleich den von Sr Majestät unterzeichneten Vertrag überschickte, so gab ich ihm deshalb die nöthigen Anweisungen, um das gute Vernehmen zu erhalten, das dadurch zwischen beyden Kronen begründet wurde. Es hieng einigermaßen von dem Benehmen des Französischen Gesandten in London und des Englischen zu Paris ab. Dieser hatte sich durch die Unterzeichnung eines Briefs, wo man ihn einen Titel gab, der ihn nicht gefiel, sehr beleidigt gefunden. Ich nahm die Schuld von dem Versehn auf mich, und machte die Sache wieder gut.

Da Beaumont den Vertrag erhalten hatte, gab er den König von England Nachricht davon, der ihn an Cecil wies. Er wunderte sich sehr, diesen Sekre-

tär

tär plötzlich so geschmeidig und bereit zu sehen, sehr gefällig, ohne alle Schwierigkeit die Hände dazu zu bieten. Er hörte nur Lobeserhebungen Sr. allerchristlichsten Majestät und meiner. Da alles einstimmig war, so wurde der Traktat angenommen, unterzeichnet und mit der gültigsten Form versehen. Ich dankte Sr Brittanischen Majestät dafür in einem zweyten Brief, als Dauval mit dieser guten Nachricht von Beaumont nach Frankreich kam, und um alle Arten von Gegen-Batterien gegen die Spanier aufzuführen, welche mit vollen Händen Geschenke austheilten, machte man deren gleichfalls, und selbst Pensionen an alle Engländer von Bedeutung am Hofe Jakobs. Man ließ immer wieder die schönsten Pferde, die man auftreiben konnte, für ihn aufkaufen, und schickte sie ihm mit prächtigem Zeug, nachdem sie in Frankreich zugeritten waren.

So sah sich Spanien um seine glänzende Hoffnungen, die es gegen uns bey der Thronbesteigung des Königs von Schottland in England gefaßt hatte, und die vielleicht der Grund der unermeßlichen Zurüstungen waren, die es in diesem Jahr machte. Ein Geschwader von zwölf Spanischen Galeeren, mit dreytausend Mann am Bord und allem ausgerüstet, war erst am 27. May durch vier einzige Holländische Schiffe geschlagen worden. Dieß war der zweyte Stoß, den es jetzt bekam. Friedrich Spinola, Commandant dieses Geschwaders, verlor dabey das Leben. Spanien, um diese Scharten auszuwetzen, machte von allen Seiten Kriegsrüstungen, welche fähig waren Schrecken zu verbreiten. Es machte sich durch Galeeren, welche Karl Doria daselbst kommandirte, Meister vom Mittelländischen Meer, und ließ zugleich im Hafen von Lissabon Schiffe für zwanzigtausend Mann so unermüdet

der rüsten, daß die Arbeit nicht einmal an Sonn- und Festtagen ausgesetzt wurde.

Jeder urtheilte nach seiner Art über so fürchterliche Zurüstungen. Einige behaupteten, sie gehen auf Flandern, besonders auf Ostende, andre bestimmten sie zur Eroberung der Barbaren, weil der König von Gusco dem Staatsrath von Madrid versprochen hatte, die Eroberung der wichtigen Stadt Algier zu erleichtern, wenn man ihm mit Mannschaft und Geld unterstützte. Diese schwarze Majestät aber behielt es für sich, ohne sich weiter um die Erfüllung seines Worts zu bekümmern. Manche waren auch überzeugt, daß Spanien damit Frankreich selbst zu Leibe gehen wolle. Die erste Warnung deshalb, nebst dem Wink auf das Schloß von If und die Inseln an der Küste von Marseille Acht zu haben, erhielt der König, als ich noch in England war, wohin er mir davon schrieb, ohne übrigens der Sache vielen Glauben beyzumessen, wiewohl er wußte, daß der Herzog von Savoyen nichts unterließ, um ihm schlimme Dienste zu erzeigen. Er wußte aber auch, daß Spanien diesen Rath des Herzogs für selbstsüchtig hielt, und überdieß gab ihm der Pabst unaufhörlich Versicherungen vom Gegentheil, die man mit aller Wahrscheinlichkeit für so ächt halten konnte, als kämen sie geradezu aus dem Spanischen Staatsrath selbst, da Se Heiligkeit ihre guten Ursachen hatten, es mit diesem Herrn nicht zu verderben.

Eigentlich hieng die Entwicklung des bisher Angeführten von dem Ausgang der doppelten Unterhandlungen Frankreichs und Spaniens bey dem König Jakob ab, und Se Majestät ergriff dabey die weiseste Parthey, neue Verhaltungsbefehle nach Languedoc, Dauphiné und Provence zu schicken. Herr le Grand, welcher

welcher erst erhalten hatte, daß das Geschütz in Beaune nicht daraus abgeführt werden sollte, wurde in seine Statthalterschaft Bourgogne geschickt, mit dem Befehl, gemeinschaftlich mit Lesdiguieres zu handeln, und sich in Genf zu werfen, wenn der Herzog von Savoyen Miene machen sollte, wieder etwas gegen diese Stadt zu unternehmen. Doch ertheilte der französische Staatsrath diesem kleinen Freystaat zu gleicher Zeit den Rath, die Vermittlung anzunehmen, welche ihm einige Schweitzerkantons angeboten hatten, um endlich durch einen guten Vergleich dieser Art von lahmem schläfrigem Krieg ein Ende zu machen, den sie seit langer Zeit mit Savoyen führten. Indessen wurde verboten keine Art von Waffen von Frankreich nach Spanien oder Spanisch-Flandern auszuführen; und (Emerich Gobier von) Barault ließ wirklich zu St. Jean de Luz fünfthalbtausend Biscayische Piken anhalten, welche ein französischer Kaufmann von Dieppe, dieser Verordnung zuwider, nach den Niederlanden einschiffte.

Ein andres Räthsel war der lange Aufenthalt Doria's mit den gedachten Galeeren an der Genuesischen Küste. Er rückte auf der Seite von Villafranca vor, als wenn er die drey Prinzen des Herzogs von Savoyen an Bord nehmen wollte, welche zu Nizza nur auf Gelegenheit warteten, nach Spanien zu kommen. Ihr Vater schickte sie dahin, wie man sagte, um daselbst erzogen und zu den höchsten Ehrenstellen erhoben zu werden. Für sich selbst trachtete er eifrig nach dem Posten eines Statthalters von Mayland und Vicekönigs von Neapel und Sicilien, vielleicht weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß ihm diese Titel Gelegenheit verschaffen würden, einige Stücke davon für sich abzureißen. — Jedermann hatte sich betrogen. Doria seegelte weiter, ohne zu landen, nach zu Villa-

franca anzuhalten. Einige bestunden dem ungeachtet darauf, daß jene Vermuthung ihren guten Grund gehabt, er aber diese Absicht aus Rache nicht habe erfüllen wollen, weil Savoyen nicht so viel aus ihm gemacht, noch ihm alle die Ehre erzeigt habe, die er zu verdienen geglaubt hatte. Andre behaupten, daß er im Einverständniß mit dem Herzog von Savoyen selbst dieß thue, damit dieser Fürst einen Vorwand hätte, länger zu Nizza zu verweilen, wo er, wie diese Schlauköpfe zuverlässig wußten, nur auf eine Gelegenheit warte, eine Unternehmung auf Provence auszuführen. Andre endlich glaubten den Grund seiner Abfarth in einen Befehl zu finden, den er erhalten haben müsse, mit seinem Geschwader zu dem Rest der großen Spanischen Seemacht zu stoßen. Wer weiß, ob der Zweck des Spanischen Staatsraths nicht bloß darin bestand, die Augen an Bewegungen zu gewöhnen, von denen sich keine Ursache errathen ließ. Die Reise der Savoyischen Prinzen unterblieb darum nicht. Nachdem sie sich noch einige Zeit in Nizza hingehalten hatten, seegelten sie am 20. Jun. vor Marseille vorüber, ohne das Schloß If zu grüßen. Ihr Gefolge bestand aus neun Galeeren, vier Malthesischen, drey päbstlichen und zwo Savoyischen.

Andre Spanische Landtruppen waren unterdessen auf dem Marsch von Italien nach Flandern. Der König war auf alle ihre Bewegungen um so aufmerksamer, da er Nachricht hatte, daß Hebert, der sich aus Frankreich nach Mayland begeben hatte, sein voriges Verhältniß mit dem Grafen von Fuentes noch unterhielt. Dieß wurde durch einen Brief entdeckt, den er an seinen Bruder, OberEinnehmer in Languedoc, schrieb. D[illegible]e Truppen, wie ich in London von Sr Majestät se[illegible]rfuhr, kamen aus Savoyen und passirten

ten am ersten Julius die Brücke von Gresin; es waren zehn Neapolitanische Compagnien unter Dom Imigo de Borgia. Dom Sancho de Luna blieb allein zurück, mit einer kleinen Anzahl von Truppen, ohne Zweifel um den Vergleich zwischen Savoyen und Genf zu beschleunigen, der auch wirklich am 15. dieses Monats noch geschlossen wurde. Die andern Spanischen Truppen, die man aus Italien zog, bestanden in viertausend Mayländern, unter dem Grafen von St. Georg, der denselben Weg nahm.

Unerachtet dieser Verstärkung, welche den Erzherzogen sehr zu gut kommen mußte, urtheilte Heinrich doch, daß die Spanier in diesem Jahr ihre Unternehmung auf Ostende noch nicht würden vollenden können. Sie schienen selbst dieß nicht mehr anders als von der Zeit zu erwarten, da ihre Kräfte beträchtlich geschwächt waren. Die tausend Pferde, welche der Herzog von Aumale führte, waren durch das Ausreißen unter die Hälfte geschmolzen, und der Rest war seinen eigenen Anführern so sehr zur Last, daß sie sich bald genöthigt sahen, sie abzudanken. So war die Lage der vereinigten Provinzen in diesem Jahr, in welchem sie noch einen andern Vortheil über ihre Feinde erhielten. Einige Holländische Schiffe in geringer Anzahl, welche nach Spezerey-Waaren ausfuhren, begegneten vierzehn Portugiesischen Galeeren von Goa, machten Jagd auf sie, nahmen fünf davon weg, auf denen sie große Reichthümer fanden. Die übrigen zerstreuten sie.

Europa war übrigens dieses Jahr in Osten nicht ruhiger als in Westen. Mahomet III. hatte sich des Throns recht gut zu versichern geglaubt, indem er zwanzig von seinen Brüdern erdrosseln ließ. Verschlossen ins Innre seines Serails sah er nicht, daß seine

ne Mutter, welcher er die Sorge der Regierung ganz überlassen hatte, sein Ansehn mißbrauche. Er erfuhr es durch die Janitscharen, welche eines Tags alle kamen, und mit einer Miene, die weder Verweigerung noch Aufschub gestattete, die Köpfe von zween Kapigi Aga's den Räthen der Sultanin Mutter, auch die Verbannung dieser Sultanin selbst von ihm foderten; welches beydes er in ihrer Gegenwart vollziehen lassen mußte. Er ließ hernach noch seinen eigenen Sohn und seine Gemahlin umbringen, und starb endlich selbst an der Pest.

Doch wieder zu den Angelegenheiten des Königreichs. Von Villers Coterets kam der König wieder nach Fontainebleau, wo ich ihn ließ und nach Paris ging, um meine gewöhnlichen Geschäfte anzutreten, um nehmlich den Haupt-Einnehmern der Generalitäten und andern Beamten genaue Rechnung abzunehmen, einige, von denen Veruntreuung erwiesen war, abzusetzen, — was Palot dem Einnehmer in Languedoc und Guyenne wiederfuhr — für die Summen zu sorgen, welche nöthig waren, um die alten Bundsverwandte der Krone zu erhalten, neue zu erwerben, und die, welche deswegen an auswärtigen Höfen waren, zu unterhalten, endlich durch Oekonomie Mittel zu finden, um die Kammer zu bereichern, und die Schulden, welche der König während der Ligue gemacht hatte, nebst andern Staatsverbindlichkeiten abzutragen. Der König setzte dabey gewöhnlich die Bezahlungen an die Schweitzer-Kantons zuerst, und erkundigte sich sehr sorgfältig: ob sie bezahlt wären? Je weniger wir Bundsgenossen auf der Seite gegen Italien hatten, desto wichtiger glaubte er ihre Beybehaltung. Er machte dem Venetianischen Residenten zu Paris ein Geschenk mit einem Paar von seinen Waffen, die er einst im Gefecht getragen hatte. Dieser Staat hatte ihn

inständig darum gebeten, und schätzte dieß Geschenk so hoch, daß er diese Waffen mit einer Art von feyerlichem Gepräng an einen öffentlichen Ort aufhieng, zum Denkmal für die Nachwelt von seiner Verehrung für einen durch Kriegstugenden so berühmten König.

Da die neue Oekonomie, die sich über alle Theile der Finanzen erstreckte, den größten Theil der Vortheile abschnitt, welche die Hofleute und andre Personen, die um den König waren, aus verschiedenen Orten bezogen hatten, auch die Geschenke verminderte, die er ihnen aus seinen eigenen Beutel machte, so sannen sie auf Mittel, diese Lücke auszufüllen, zu denen der König, den es freute sie befriedigen zu können, seine Einwilligung um so lieber gab, da sie ihn nichts kosteten. Sie bestunden darin, daß sie sich von dem König eine Menge Befehle ausstellen ließen, welche tausend kleine Rechte und Auflagen auf verschiedene Theile des Handels aufbrachten, wovon er ihnen den Genuß überließ. Dieser Gebrauch war kaum aufgekommen, so war nichts der Art mehr zu ersinnen, was diese Leute nicht angebracht hätten, und sie ein Recht zu haben glaubten, von Sr. Majestät irgend ein Geschenk zu erwarten. Der Eigennutz machte alle erfinderisch, und bald war alles voll von diesen Monopolien, welche, obschon an sich unbeträchtlich, dennoch zusammen dem Staat gewiß sehr nachtheilig waren; besonders dem Handel, welchem man nicht ungestraft auch nur die leichtsten Hindernisse in den Weg legen kann. Ich glaubte Sr Majestät häufige und starke Gegenvorstellungen thun zu müssen, und trug kein Bedenken, mich deswegen der ganzen Empfindlichkeit des Herrn Grafen von Soissons auszusetzen, mit dem ich, wie ich schon bemerkt habe, nie auch nur drey Monate ohne einige Streitigkeit leben konnte.

Der

Der Herr Graf überreichte zu Fontainebleau dem König eine Bittschrift, für ihn auf jedem Ballen Kaufmannsgut, das aus dem Reich geht, eine Auflage von funfzehn Sous zu machen. Diesen Einfall hatte der Herr Graf sicher nur durch fremde Eingebung bekommen. Er kannte nicht alle Folgen davon; wenigstens versicherte er dem König, daß diese Auflage ihm jährlich nicht über dreyßigtausend Pfund einbringen würde, und wußte ihn so gut zu überreden, daß er, indem er ihm ein Geschenk von diesem Werth schuldig zu seyn glaubte, und auf unaufhörliches Bestürmen, ihm seine Bitte zugestand, ohne mir — ich war damals in Paris — ein Wort davon zu sagen. Um die Sache ganz los zu seyn, ließ er ihm das Edikt ausfertigen, siegelte und unterschrieb es. Ein Rest von Zweifel in Ansehung des Handels, dessen Wichtigkeit er innerlich fühlte, machte, daß er doch bey Ertheilung dieser Gnade, noch mündlich die Bedingung hinzu fügte, wenn sie nicht über funfzigtausend Pfund betrüge, und der Nation und dem Handel nicht zu sehr zur Last fiele.

Noch an demselben Abend dachte der König dieser Sache nach, und fieng an einigen Verdacht zu schöpfen, daß man ihn wohl hintergangen haben könnte. Er schrieb mir sogleich selbst davon, trug mir die Sache vor, wie man eine gleichgültige Frage vorlegt, ohne mir zu sagen, was vorgegangen war, noch jemand zu nennen. Ich wußte nicht, was ich von einem solchen Antrag denken sollte. Ich fieng an zu rechnen, und brachte mit Hülfe der Ein- und Ausfuhr Register und Auflage auf Lebensmittel heraus, daß der jährliche Ertrag dieser Auflage nicht weniger als dreymalhunderttausend Thaler abwerfen konnte. Da ich diese Sache noch für unendlich ernstlicher ansah, in Rücksicht auf den Flachs- und Hanf-Handel, der dadurch in Bretagne,

tagne, Normandie und einen großen Theil der Picardie zu Grund gerichtet werden konnte, so zögerte ich nicht mich auf den Weg nach Fontainebleau zu machen, um den König darüber Bericht zu erstatten.

Er gestand mir alles, was vorgegangen wäre, und erstaunte sehr, daß man seinen Mangel an Mißtrauen so mißbraucht hatte. Das eigentliche Mittel der Sache abzuhelfen wäre gewesen, sich das Edikt bringen zu lassen, und es, als erschlichen, zu unterdrücken. Um mich aber nicht mit dem Herrn Grafen von Soissons zusammen zu bringen, welcher nothwendig hätte errathen müssen, daß ich dem König die Augen darüber geöffnet habe, wollten wir lieber die gerichtliche Bestättigung des Edikts im Parlament hintertreiben. Dazu war genug, wenn bey der Uebersendung an diesen Gerichtshof ein Buchstabe von dem König oder mir darauf fehlte, was schon lange so zwischen dem König und den obersten Stellen verabredet war. Ohne dieß Zeichen mochte gebracht werden, welcher Befehl nur wollte, so wußte das Parlament schon, was es zu thun hatte, und registrirte nichts. Ich sah indessen wohl, und sagte es auch Sr Majestät, daß mich dieß Mittel nicht vor der Empfindlichkeit des Herrn Grafen nach der Marquise von Verneuil schützen würde, welche, wie ich entdeckte, für den fünften Theil dabey interessirt war. Ich zeigte mich ihm aber entschlossen, gegen den Herrn Grafen Stand zu halten, wenn er nur ein Gleiches gegen die Bitten seiner Maitresse thun würde; was er mir nebst öffentlicher Unterstützung versprach.

Als ich wieder im Paris war, kam nach zween oder drey Tagen der Herr Graf von Soissons zu mir, und schmeichelte mir sehr, um, wie er sagte, einen Maximilian von Bethune ganz für sich zu haben, dessen er bedürfte. Er glaubte, daß er mit Liebkosungen, und

durch die Erlaubniß auf einen vertrauten Fuß mit ihm zu seyn, die Signatur erhalten würde, ohne mir nur einmal sagen zu dürfen, wozu er sie haben wollte. Ich antwortete kalt, und indem ich mich stellte, von nichts zu wissen, daß ich nie etwas unterzeichnet habe, ohne zu wissen, was es wäre. Er versuchte daher ein anders Mittel, und sagte mir, was Se Majestät für ihn gethan hätten, und da er wohl die Losung zwischen dem König, den höchsten Gerichtshöfen und mir wisse, so verlange er nur die Unterzeichnung eines Briefs an das Parlament von Bretagne und an den Steuerhof in Rouen.

Ich nahm noch eine ernsthaftere Miene bey dieser Erklärung, und schien sehr erstaunt, daß mich der König ganz nichts von dieser Sache hätte wissen lassen, und daß keine Erwähnung davon im Staatsrath geschehen sey, wo Resolution von dieser Wichtigkeit vorgetragen werden sollten. Davon nahm ich Gelegenheit, den Herrn Grafen zu antworten, daß ein Edikt dieser Art, welches das allgemeine Beste so nahe betreffe, eine Ausnahme von der gemeinen Regel machen müsse, und ich es also nicht allein über mich nehmen könnte; er müsse sich geradezu an Se Majestät wenden, oder wenigstens mir einen eigenhändigen Befehl bringen, womit ich mich gegen die Vorwürfe rechtfertigen könnte, die mir eine solche Gefälligkeit nothwendig einst zuziehen müsse.

Der Herr Graf bestand weiter nicht darauf, sondern sagte mir mit empfindlichem bittern Ton: er sehe wohl, ich affektire diese Vorsichtigkeit, um sein Vorhaben zu vereiteln und mit ihm zu brechen. Da mich dieß in meinem Entschluß nicht wankend machte, so gieng er brummend fort. Ich hörte ihn etwas von unsern alten Händeln zwischen den Zähnen murmeln,

und

und er gieng hin, seine ganze Galle bey der Marquise von Verneuil auszuschütten.

Diese Dame, obschon so aufgebracht als der Herr Graf, redete mich dennoch an, als ich aus meinem Kabinet kam, um zu dem König zu gehen, der ins Louvre zurückgekommen war. Sie konnte es nicht schlimmer treffen. Der allzugütige König hatte sich eben wieder ein und zwanzig Edikte im Geschmack des ersten ablocken lassen, alle eigentlich von geringer Bedeutung. Ich hielt aber schon das Memoire, um meine Finger gerollt, und wollte so eben einen andern Versuch bey dem König zu Gunsten des Volks machen, das vor diesen Plackereyen die Steuer nicht zu bezahlen vermochte. Sie fragte mich, was ich da für ein Papier hätte. „Es sind schöne Sachen, Madame, antwortete ich ihr zornig, und indem ich mich stellte, es noch mehr zu seyn, als ich es wirklich war, worunter Sie nicht die letzte Partie sind." Ihr Name war in der That der sechste Artikel. Ich rollte das Memoire auf, und las ihr alle diese Namen ab, nebst der Ueberschrift der Edikte. „Und was wollen Sie mit diesem allen anfangen? fragte sie mich. „Ich will, antwortete ich, dem König Vor„stellungen dagegen machen." Warlich, sagte sie, denn sie konnte sich nicht mehr halten, es verlohnte sich schon der Mühe, sie anzuhören, und so viele Leute von Stand mißvergnügt zu machen, um ihren Eigensinn zu befriedigen. Für wen soll denn der König etwas thun, als für die, welche auf diesem Papier stehen, und alle seine Vettern, Verwandte und Mätressen sind? „Alles, was Sie sagen, Madam, erwiederte ich, wär gut, wenn Se Majestät das Geld aus Ihrem Beutel nähmen. Allein dazu neue Auflagen auf Kaufleute, Handwerker, Ackerleute und Hirten zu machen, geht nicht. Denn dieß sind die, welche den König und uns alle er-

nähren; sie haben genug an Einem Herrn, ohne so viele Vettern, Verwandte und Maitressen noch dazu erhalten zu müssen.

Madame von Verneuil ließ meine Worte, besonders die letzten, nicht auf den Boden fallen. Sie bediente sich derselben zu tausend schändlichen Erzählungen. In der Wuth lief sie zu dem Grafen von Soissons und sagte ihm: ich habe gesagt, der König habe nur zu viele Verwandte. Er und sein Volk würden glücklich seyn, wenn er derselben los wäre. Der Herr Graf gerieth ausser sich. Gleich am folgenden Tag bat er sich Gehör bey dem König aus, und sagte ihm, nach einer langen Aufzählung seiner Dienste, ich habe ihn so grausam an seiner Ehre angegriffen, daß er mir nothwendig ans Leben müßte, wenn Se Majestät ihm nicht selbst Gerechtigkeit verschafften. Heinrich zeigte sich um so ruhiger, je mehr er ihn ausser sich sah, und fragte ihn: was ich denn gesagt und gethan habe, und ob er es von mir selbst oder sonst woher wisse? Der Herr Grav antwortete hierauf, ohne sich bestimmter einlassen zu wollen, daß, wenn wir beyde sogar in Gegenwart Sr Majestät gewesen wären, er sich bey aller Achtung für einen Herrn, den er liebte, dennoch nicht würde haben zurückhalten können, sich nicht selbst Genugthuung zu nehmen. Was er sage, sey wahr, man müsse es ihm auf sein Wort glauben, da er nicht gewohnt sey zu lügen. „Wenn das wäre, Vetter, sagte ihm darauf der König in einem Ton, der ihn aus der Fassung „bringen mußte, so müßten Sie ja ganz aus der Art „geschlagen seyn. Denn wir alle können treflich lügen, „besonders war Ihr ältester Bruder Meister hierinn. „Da Sie es aber nur durch einen Dritten wissen, so „sagen Sie mir doch, wer der ist, und was er Ihnen „gesagt hat; dann will ich sehen, was zu thun ist, und

„Sie zufrieden stellen, wenn Sie Vernunft annehmen „wollen.“ Der Herr Graf erwiederte: er habe mit einem Eyd versprochen, die Person nicht zu nennen, er glaube ihr aber, wie sich selbst. „Gut, Vetter, Sie „wollen mir unter dem Vorwand eines Eydes nicht „sagen, was ich Sie frage; so schwöre denn auch ich, „von allem, worüber Sie sich beschweren, nichts zu „glauben, als was mir der Herr von Rosny selbst da„von sagen wird. Denn ich halte ihn für eben so wahr„haft, als Sie den irgend halten können, der Ihnen „diese schönen Mährchen erzählt hat.“

Der Herr Graf von Soissons ließ beym Weggehen einen so heftigen Zorn blicken, daß der König für gut fand, mich deßwegen durch Zamet und la Varenne warnen zu lassen, denen er zugleich auftrug, sich bey mir zu erkundigen, ob ich etwa wirklich beleidigende Reden von dem Herrn Grafen geführt habe. Ich antwortete, daß ich seit dem Besuch, den er mir im Zeughaus gemacht habe, weder ihn noch jemand von seinen Leuten gesprochen habe, also seit länger als vierzehn Tagen, daß zwar Frau von Verneuil zu mir gekommen, der Herr Graf aber dabey weder von ihr noch mir genannt worden sey. „Oho, sagte der König, „als man ihm dieß hinterbrachte, nun brauchen wir nicht „weiter zu fragen, woher die Verhetzung kömmt, da „man die Frau von Verneuil nennt; die hat ein gutes „Mundwerk. Sie ist so voller Tücke und Ränke, daß „sie zu Einem Wort, das ihr Rosny gesagt haben mag, „hundert, ja tausend aus ihrem eigenen Vorrath ge„than haben wird. Indessen muß man darum die „Sache nicht vernachläßigen.“

Der Zustand, in welchem der König den Herrn Grafen gesehen hatte, gab ihm wirklich Ursache zu fürchten, er möchte das Aeusserste gegen mich unter-

nehmen. Er ließ mir daher durch la Varenne sagen: ich solle nicht anders als mit guter Bedeckung ausgehen, und nichts sparen, was zu meiner Sicherheit dienen könnte, indem setzte er gnädig hinzu, alles, was er darauf verwende, würde immer noch unbeträchtlicher werden, als das, was er durch mich verlöre. (8)

Ehe ich diesen Artikel von den neuen Auflagedikten verlasse, will ich noch ein Wort von der noch ältern Verfügung des Staatsraths sagen, welche die Erhebung des Ackerzolls von allen fremden Schiffen befiehlt, die in unsern Häfen Anker werfen. Es ist im Grund das nehmliche, was unsre Schiffe bey den Fremden bezahlen. Indessen ließ ich sie doch nur ungern und auf ausdrücklichen Befehl Sr Majestät vollziehen, weil diese Auflage vor andern fähig ist, unserm Handel seine Lebhaftigkeit zu benehmen. Die Parlamenter von Rouen und Rennes versuchten alles, um sie nicht zu registriren, und der Marschall von Oreano gab sich viele Mühe deßwegen. Auch war er dabey in Ansehung der Summen interessirt, welche der Staat ihm schuldig war, und die ihm hierauf angewiesen waren. Die Anstellung der Untersuchungskommissarien, der Unterstatthalter, der peinlichen Gerichtsbeysitzer, und anderer Gerichtspersonen fand bey eben dem Gerichtshof zu Rouen nicht weniger Schwierigkeiten, der am meisten Widersetzlichkeit gegen alle diese neuen Verordnungen zeigte. Diese letzten waren dazu bestimmt, die Obristen und Hauptleute der Compagnien zu befriedigen und abzufertigen, welche schon lange in Paris, von dem Ertrag dieser Einrichtungen bezahlt zu werden erwarteten. Vielleicht liegt in diesem Hinderniße, die sich der Vollziehung seines Willens entgegen setzte, der Grund, daß Heinrich sich lange und ernsthaft mit dem Projekt beschäftigte, die Requetenkammer bey allen

Parla-

Parlamentern aufzuheben, was er auch in der That noch in diesem Jahr mit der bey dem Parlament von Toulouse anfieng, welche eingezogen blieb; unerachtet aller Schwierigkeiten, welche er in seinem eigenen Staatsrath fand, dessen Berathschlagungen ihm alle entgegen waren.

Der Streit, den ich mit dem Herrn Grafen von Soissons gehabt hatte, hatte großes Aufsehen erregt. Der König ließ mir, zum Beweis, daß dadurch seine Freundschaft für mich nicht gelitten habe, einige Tage hernach durch Beringhen sagen, daß er vorhabe, auf seiner vorseyendem Reise nach der Normandie durch Rosny zu gehen, und daß ich ihn nebst seinem Hofe da bewirthen solle. Dieß sollte in vier Tagen geschehen, und niemand dabey seyn, als die Prinzen und Prinzessinen und der Herr Connetable. Ich machte einen der Hoheit dessen, der mich mit seiner Gegenwart beehrte, würdigen Aufwand. Allein das Fest wurde durch einen Zufall gestört. Ein plötzliches Ungewitter schwellte das Wasser so erstaunlich an, daß es in Rosny in Küche und Keller lief, (9) und die Früchte und Arbeiten meiner Leute ganz verderbte. Schrecken ergriff das Herz der Damen, die sich die Gefahr noch unendlich größer vorstellten. Ich hob ihre Furcht, indem ich einen Wassergang wieder auswerfen ließ, wodurch das Wasser gewöhnlich ablief und den ich hatte zuwerfen lassen, um den Uebergang desto bequemer für Se Majestät und leichter für das Fuhrwerk zu machen. Ich hatte damals schon den Bau der Straße und Brücke angefangen, die man gleich bey der Ansicht von Rosny erblickt; beyde waren aber noch unvollendet. Das Wasser richtete sehr große Verwüstungen auf zehn Meilen in die Runde an; ich für mich kam noch mit einem Schaden von zwey bis dreyhundert Thalern weg.

Der König gieng bis in die Nieder-Normandie, kam aber nicht nach Caen. Er nahm Crevecoeur-Montmorency diese Statthalterschaft, welcher eines Verständnisses mit dem Herrn Bouillon und Auvergne und besonders la Tremouille, dessen Verwandter er war, beschuldigt wurde, und gab sie an (Bernardin Gigault von) Bellefonds. Von Caen gieng er durch Rouen (10) wo er die Angelegenheiten der Provinz vollends in Ordnung brachte. Er erklärte sich in dieser Stadt über die Verbindung meiner Tochter, welche Madame (die Schwester des Königs) wie man oben gesehen hat, mit dem Herzog von Rohan vermählen wollte, und um welche unterdessen Herr und Frau von Fervaqeus für ihren Sohn den Herrn von Laval geworben hatten. Der König befahl mir in Rouen, Laval vorzuziehen, änderte aber seine Gesinnung hierüber noch einmal.

Die Religionsangelegenheiten hatten den meisten Antheil an dieser Reise des Königs, und der Herzog von Bouillon wird hier auch noch eine Stelle finden (11) Seine mißlungenen Versuche bey dem König von England hatten ihm den Muth noch nicht benommen. Er hielt sich noch immer am Hof des Kurfürsten von der Pfalz auf, dem er anrieth, auf seiner Grenze gegen Frankreich eine Festung zur Vertheidigung der wahren Religion, wie er sagte, anlegen zu lassen. Er wagte es ohne Bewilligung Se. Majestät, Erard, den ersten Ingenieur des Königs zu ersuchen, dahin zu kommen, um ihm einen Riß zu dem Festungsbau zu entwerfen. Um sich von Seiten des Geistlichen so wie des Weltlichen nichts vorwerfen zu dürfen, brachte er in diesem Jahr eine Schrift in Umlauf, worinn man zügellos und mit Wuth über den ganzen Protestantischen Religionstheil herfiel. Er hatte sich schon einmal mit Erfolg dieses Kunstgriffs bedient, den

er

er seinerseits dadurch unterstützte, daß er sich bis zur Täuschung erschrocken über die Unfälle stellte, welche die Reformirten durch die neuen Maasregeln des französischen Staatsraths, von wo diese Libelle herkommen sollten, treffen müßten. Es war übrigens nicht schwer, zu beweisen, daß sie durch seine Freunde geschmiedet und bis nach England verbreitet worden waren, in der Absicht, die Versuche des Königs bey dem König Jakob dadurch zu vereiteln. Uebrigens war dennoch seine Mühe dabey nicht ganz verlohren. Er hinterging dadurch immer wenigstens die einfältigsten und hitzigsten. Die Protestanten hielten bey Gelegenheit der letzten Krankheit des Königs Versammlungen zu Saumür und in Poitou, wobey dü Plessis, diesen Herzog nicht nur auf eine höchst gezwungene, sondern auch ganz unbesonnene und unverschämte Art herausstrich, weil er seinen Helden nur auf Unkosten des Königs zu erheben schien, den er ohne alle Rücksicht und Achtung verläumdete.

Von allen diesen Versammlungen machte keine mehr Aufsehen, als die, welche gegen das Ende dieses Jahrs zu Gap gehalten wurde. Der Kurfürst von der Pfalz und der Herzog von Bouillon brachten auf derselben durch ihre Briefe und ihre Kreaturen Fragen auf, welche ganz das Kriegsfeuer wieder anzufachen fähig waren. Der Prediger Ferrier gab sich auf ihren Befehl dabey alle Mühe, die Protestanten dahin zu bringen, daß sie unter ihre Konfessions-Artikel auch den setzen sollten: der Papst sey der Antichrist. Ist dies Geist der Religion? ist es nicht vielmehr sichtbar Kabale und Zwietracht, welche bey der Festsetzung dieses lächerlichen Dogma herrschte, das man noch dazu gedruckt auf alle Europäische Universitäten schicken wollte? dies Aergerniß war kaum dem König zu Ohren gekommen, als

als er mir von Fontainebleau, wohin er sich bey seiner Rückkunft aus der Normandie begeben hatte, auftrug, dieser Frechheit der Reformirten Einhalt zu thun, und hauptsächlich zu verhindern, daß man den neuen Glaubens-Artikel nicht fest setze. (12) Auch Villeroi empfahl mir es sehr dringend auf seinen Befehl. Ich schrieb darüber an Saint Germain (13) und Des Bordes, und entweder schämten sie sich nach den Gründen, die ich anführte, dieses Einfalls, oder um Heinrich nicht aufzubringen, den sie entschlossen sahen, sie nicht zu schonen, unterdrückten sie gedachten Artikel. Ich glaube, daß der Papst sich sehr dafür fürchtete. Er entrüstete sich so sehr darüber, daß der König nicht wenig Mühe hatte, ihn zu besänftigen. Diesem Vorfall haben vielleicht die Jesuiten hauptsächlich ihre Wiederaufnahme in Frankreich zu danken. Der h. Vater hatte in dieser Zeit den Trost, seine Heerde mit neuen Mönchen aller Art verstärkt zu sehen, mit reformirten Augustinern, Franziscanern, Barfüßern, unbeschuhten Carmelitern, unwissenden Brüdern; und vom andern Geschlecht mit Benediktinerinnen, Carmeliterinnen, Kapuzinerinnen. Noch nie hatte man so viele geistliche Orden zu gleicher Zeit errichtet gesehen, als in diesem Jahr.

Man wird sich über die Kühnheit der Protestanten bey dieser Gelegenheit weniger wundern, wenn man hört, daß sie sogar so weit giengen, dem König ihre Vermittlung in Ansehung gewisser auswärtigen Fürsten anzubieten, mit denen er nicht Ursache hatte zufrieden zu seyn. Ich wiederholte ihnen unaufhörlich, daß diese Unbothmäßigkeit einst auf sie selbst zurückfallen werde, und daß sie die Folgen davon lange nicht verschmerzen würden. Sie hatten ihre andern Propheten, deren Stimme ihnen angenehmer klang.

Bouillon, la Tremouille, Lesdiguières und du Plessis streuten, um ihre Ohren vor meinen Vorstellungen zu verschließen und mich zum Gegenstand ihres Abscheu's zu machen, überall aus, daß ich bey jeder Gelegenheit die Religion aufopfre, für die ich mich so eifrig stelle, und daß ich mich dadurch mit allen Gütern und Würden bereichere, welche andre besser verdient hätten. Eben so wenig wußten auch die Katholiken, einige sehr wenige ausgenommen, das zu schätzen und mir zu danken, was ich aus einem Grundsatz der Billigkeit that. Und so, ich gestehe es frey, war durch das Unglück meines Gestirns oder meines Postens meine Mühe auf allen Seiten verlohren.

Als diese Klagen der Protestanten über mich in ihrer stärksten Gährung waren, gieng ich eines Tags zum König, in der Absicht, ihn vorläufig von den Wirkungen ihres bösen Willens zu benachrichtigen. Der König befand sich in der ersten Galerie, die auf sein Zimmer stößt, und gieng an der Seite des Balcons mit dem Herrn Herzog von Montpensier, dem Kardinal von Joyeuse und dem Herzog von Epernon spazieren. Er winkte mir, näher zu kommen, und fragte mich: ob ich wohl errathen könnte, wovon er sich mit diesem drey Herrn unterhielte. Ich antwortete nur durch ein Kompliment. „Wir sprachen, sagte der König zu mir von der Statthalterschaft in Poitou, und sie riethen mir, sie ihnen zu geben. Hätten Sie das wohl geglaubt, Sie hartnäckigter Hugenotte von diesen so guten Katholiken." Ich wußte nicht einmal, daß diese Statthalterschaft zu vergeben war. Der König hatte so eben erst Nachricht davon erhalten. Lavardin, welcher Statthalter von Perche und Maine war, hatte die Anwartschaft darauf nach Absterben des Malicorne, der sehr alt und schwächlich war. Er wollte alsdann

die seinige abgeben. Allein da er überlegte, daß alle seine Güter darinn gelegen waren, gab er Malicorne sein Wort wieder zurück, und beyde hatten nun dem König diese Stathalterschaft zurück gegeben, um sie zum Vortheil eines seiner natürlichen Söhne zu vergeben.

Ich sollte nun auch noch errathen, warum Heinrich mich zu dieser Stelle allen andern Personen und noch dazu solchen, die ihn so nahe angiengen, vorzöge. Ich konnte nichts angeben, als die Versicherung Se Majestät von meiner Treue und meinem Diensteifer. Der König sagte, daß es darum geschehe, weil ich Hugenote sey, aber Hugenote mit Vernunft und Vaterlandsliebe; daß daher die Protestanten nothwendig sehr zufrieden mit meiner Wahl seyn müßten; daß er aber erwarte, das ganze Königreich werde es nicht weniger seyn, weil ich meinerseits ihnen bessere Gesinnungen beyzubringen wissen, sie den König kennen, verehren, lieben und ihm vertrauen lehren werde. Dadurch, daß man die Gnadenbezeugungen, welche der König den vornehmsten Gliedern dieses Religionstheils zugestände, durch meine Hände gehen ließe, würde das Ansehen zernichtet, das sich der Herzog von Bouillon noch unter ihnen erhalten hätte. Er setzte auch, ohne Zweifel aus Rücksicht auf die Anwesenheit dieser drey Herrn, zu denen noch Brissac, Ornano und Roquelaure kamen, hinzu: ob er schon so eifrig für seine Religion eingenommen sey, daß er ein recht heisses Verlangen trage, sie von allen Hugenotten, besonders von mir, angenommen zu sehen, so werde er darum doch nie vergessen, daß Gott sich dieses Religionstheils besonders der Städte Rochelle, Bergerac, und Montauban bedient habe, um ihn von dem Spanischen Druck zu befreyen, ihm zu Erlangung seiner Rechte behülflich zu seyn, und sein Leben selbst vor

der

der Wuth der Ligue zu retten. Er sey daher zwar äusserst mißvergnügt darüber, sehen zu müssen, daß diese Städte sogar nichts von ihren ehemaligen ehrenvollen Gesinnungen gegen ihn beybehalten haben, glaube aber dennoch ihnen gleiche Geschenke schuldig zu seyn, wie er sie ihnen immer zu ihren Festungswerken und Kollegien habe zufließen lassen. Er führte verschiedene Züge an, von der unerschütterlichen Treue der Provinz Poitou gegen ihren rechtmäßigen Herrn aus jener Zeit, wovon er sagte, „als man dort weder Bouillons noch „Brouillons hörte." Er konnte nicht verbergen, daß er noch itzt überzeugt sey, das Wohl des Reichs hänge von der Unterhaltung eines guten Vernehmens mit den Protestanten ab.

Der König sagte mir hierauf, daß ich mit dem Herrn Lavardin und Malicorne unterhandeln könne, und wiederhohlte noch einmal: er gebe zum Besten seines Dienstes diese Statthalterschaft lieber mir als seinen eigenen Kindern. Jeder der Anwesenden sagte ein Wort zum Zeichen seines Beyfalls oder Lobes. Ich dankte allen mit Worten oder Gebehrden, und ging, um an der Berichtigung dieser Angelegenheit zu arbeiten. Ich schickte Montmartin an die Herrn von Lavardin und von Malicorne ab, und er verfuhr dabey so geschickt, daß ich, durch Ein Tausend bey ihren Rathgebern gut angebrachter Thaler diese Statthalterschaft von ihnen für zwanzig tausend Thaler erhielt. Nach ihrer die Niederlegung schickte mir Düfresne am 16 Dezember Bestallung als Statthalter von Poitou, Chatelleraud, Loudün rc wodurch ich also von Statthalterschaften dreyßig tausend Pfund Einkünfte erhielt; nemlich zwölftausend Pfund von Mantes und Gergeau, die ich bereits hatte, und welche als Unterstatthalterschaften beyde sehr einträglich waren, besonders die von Gergeau wegen der

Be-

Besatzungen, und achtzehntausend Pfund von Poitou. Doch sind darunter immer auch die Einkünfte von meinen zwo Bedienungen, als Oberaufseher über das Festungs- und Bauwesen, mit begriffen.

Ich will hier nicht mit Stillschweigen übergehen, was in diesem Jahr in Frankreich in Ansehung der Anlegung von Zeug- besonders Seiden-Zeug-Manufakturen geschah. Heinrich, der mit Wärme nach allem griff, was ihm zu dem Ruhm und Nutzen des Königreichs beytragen zu können schien, ließ sich durch die Bourgs und Cumans bereden, daß nichts so leicht sey, als nicht nur das Ausland zu der Verarbeitung der Seidenstoffe, welche in Frankreich verbraucht werden, und die man gewohnt war, weit her zu holen, zu entbehren, sondern auch diese Waare als einen beträchtlichen Handlungszweig auszuführen. Dazu würde, wie man sagte, weiter nichts erfodert, als Seidenarbeiter herbey zu ziehen, die Seidenwürmerzucht zu vermehren, Maulbeerbäume zu pflanzen, und große für diese Art von Manufakturen eingerichtete Häuser zu bauen. Ich setzte mich sehr gegen dieses Projekt, das mir nie gefallen wollte. Allein der König war bereits dafür eingenommen; alles was ich sagen konnte, war verloren.

Ich erinnre mich, daß wir einst, als mir der König die Ehre erzeigte, mich im Zeughaus zu besuchen, um mit mir die Mittel zu dieser neuen Einrichtung zu verabreden, welche große Auslagen erfoderte, sehr lebhaft darüber mit einander stritten. „Ich weiß nicht,“ sagte er zu mir, als er sah, daß ich alle seine Vorschläge hierüber mit kalter zurückhaltender Miene anhörte, wie sie mir gewöhnlich war, wenn ich nicht seiner Meynung seyn konnte, „ich weiß nicht, was das für ein „Eigensinn von Ihnen ist, sich einem Vorhaben zu

„wider-

„widersetzen, welches das Königreich verschönern und „bereichern, den Müssiggang unter dem Volk vertrei„ben muß, und an dem ich überhaupt Vergnügen fin„de." Ich antwortete ihm, daß der lezte Grund, den er angeführt habe, so wichtig für mein Herz sey, daß ich mich, wenn ich sonst eine Möglichkeit bey dem Seide-Projekt gesehn hätte, begnügt haben würde, ihm vorzustellen, er erkaufe dieß Vergnügen ein wenig theuer. Es werde dasjenige, welches er sich vor der Ausführung seiner großen Entwürfe verspräche, die ich mit dem König von England auf seinen Befehl bereits näher eingeleitet habe, sehr schwächen. Ich bitte ihn aber, darum nicht unwillig über mich zu werden, daß ich es wage, in Ansehung dieses Ruhms und Nutzens, der aus dieser Unternehmung entspringen solle, entgegengesetzter Meynung zu seyn. Endlich fragte ich, ob es ihm wohl gefällig wäre, wenn ich ihm meine Gründe auseinander zu setzen versuche. „Gut, „gut," sagte er, „das will ich; aber mit der Bedin„gung, daß Sie dann auch die meinigen hören. Denn „ich bin sicher, daß sie mehr taugen werden, als die „Ihrigen." Ich stellte daher dem König ungefehr Folgendes vor.

Ein weise Einrichtung des Himmels will, daß alle Völker der Erde, oder eines Erdstrichs, unter einander durch ihre wechselseitigen Bedürfnisse verbunden werden; daß Eine Gegend geschickt sey, dieß, eine andere etwas anders vor allen andern hervorzubringen. Frankreich hat das Glück, sich bey dieser Gütervertheilung auszeichnend gut bedacht zu sehen, so daß es, vielleicht außer Aegypten, das einzige Land ist, das so allgemein Ueberfluß an allem hat, was zu den Nothwendigkeiten oder bloßen Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Sein Getraide, Korn- und Hülsenfrüchte,

seine Weine, Most, Flachs, Hanf, Salze, Wolle, Oel, Farben, diese unzählbare Menge von großem und kleinem Vieh, womit der Mensch sich größtentheils nährt, setzen es in Stand, nicht nur seine Nachbarn um keins dieser Lebensmittel beneiden zu dürfen, sondern selbst denen, welche mit einigen derselben einzig Handlung treiben, wie Italien, Spanien und Sicilien den Vorzug streitig zu machen.

Es ist wahr, daß sein Clima ihm die Seide versagt. Der Frühling fängt zu spät an, und ist beynahe immer außerordentlich naß. Dieser Umstand, welchem durchaus nicht abzuhelfen ist, betrifft nicht nur die Seidenwürmer, die deswegen sehr schwer auskriechen, sondern auch die Maulbeerbäume, von denen diese Insekten sich nähren, und welche zu der Zeit, da sie ihre Blätter treiben, eine sehr gelinde Luft erfodern. Die Mühe, diese Bäume in einer Gegend zu vermehren, wo jetzt keine wachsen, muß sehr groß seyn. Fünf Jahre hindurch, die sie haben müssen, ehe ihr Fortkommen gesichert ist, wagt man seine Zeit, seine Arbeit und den Ertrag des Landes, das man damit besetzt hat. Doch sollten uns diese Schwierigkeiten, welche uns durch die beynahe unbedingte Unmöglichkeit von dieser Unternehmung abschrecken sollte, so sehr verdrießen? Darauf kömmt es an.

Es ist ausgemacht, daß die Arbeiten und Beschäftigungen des Landlebens in Frankreich nur diejenigen müssig lassen, welche es durchaus seyn wollen. Man muß also damit anfangen, daß man den Grund wegräumt, welcher von dem Müssiggang des Volks hergenommen ist, und allein Aufmerksamkeit verdiente, wenn er gegründet wäre. Was thut man denn, indem man dem Volk den Seidenbau zur Beschäftigung giebt?

giebt? Erstlich läßt man es eine Handthierung, die ihm ein sichres und reichliches Auskommen verschafft, gegen eine andre vertauschen, deren Ertrag zufällig und zweifelhaft, und die es ohnehin, ohne daß man sich viele Mühe darum zu geben braucht, der ersten vorziehen wird, weil man von Natur nur allzu geneigt ist, eine harte mühevolle Lebensart, wie der Ackerbau in jeder Rücksicht ist, gegen eine andre zu verlassen, welche durch keine heftige Bewegung ermüdet, wie die Seidenarbeiten. Allein eben dieß ist ein zweyter Grund, welcher beweist, wie gefährlich es ist, dem Landvolk diese Beschäftigung zu geben. Man hat zu allen Zeiten bemerkt, daß die besten Soldaten aus diesen Familien von untersetzten Bauern und nervigten Handwerkern kommen. Dafür nehme man nun Leute, die keine Arbeit kennen, als solche, welche selbst Kinder verrichten können. Man wird sie zum Kriegsdienst gar nicht mehr tauglich finden, der, nach einer Bemerkung, die ich oft von Sr Majestät selbst, einem vollgültigen Richter hierin, hörte, eine starke Leibesbeschaffenheit erfodert, die durch eine Arbeit unterhalten werden muß, welche alle Kräfte des Körpers in Thätigkeit setzen und ausbilden kann. Die Lage Frankreichs und alle seine politischen Verhältnisse legen ihm die unerläßliche Pflicht auf, mit der äußersten Sorgfalt zu verhüten, daß diese Kriegskunst nicht absterbe oder ausarte.

So wie Sie das Landvolk, in jeder Rücksicht die wahren Stützen des Staats, entnerven, werden Sie zugleich bey den Städtern dem Luxus mit seinem ganzen Gefolge Wollust, Weichlichkeit, Müssiggang und der Familienzerrüttung die Thore öffnen, welche für Leute nicht zu befürchten ist, welche wenig haben, und sich auch mit Wenigem zu behelfen wissen. Haben wir denn nicht schon jetzt in Frankreich genug solcher un-

nützer

nützer Bürger, welche unter einem Gold- und Scharlachrock alle wahrhaft weibliche Sitten verbergen?

Der Einwurf von den unermeßlichen Geldsummen, welche für diesen Luxus aus Frankreich ins Ausland gehen, ist ein Beweis von dem, was ich so eben gesagt habe, und enthält nicht alles, was man daraus folgern will. Will man über die Nachtheile, die aus dem Ankauf und der Einfuhr dieser theuren Waaren entspringen, recht urtheilen, so wird man sehen, daß das Beste eigentlich wäre, sie ganz abzustellen, und die Einfuhr in Frankreich ganz und ernstlich zu verwehren, durch gute und scharfe Gesetze Kleider und Ausmöblirung zu bestimmen, und in dieser Rücksicht alles auf den Fuß zu setzen, auf welchem es zur Zeit Ludwigs X, Karls VIII. und Ludwigs XII. war (14). Die Nothwendigkeit, die man sich auflegt, sich lieber in solche Zeuche als in andere zu kleiden, ist nur ein Fehler der Einbildung, und der Werth, den man darauf setzt, ein Uebel, das man sich selbst wissentlich zufügt. Wer nur ein wenig der Quelle dessen, was man Moden nennt, nachspüren wollte, würde zu unsrer Schande entdecken, daß eine kleine Anzahl von Leuten der verächtlichsten Art, die es in einer Stadt, welche alles ohne Unterschied umfaßt, geben kann, Leute, gegen die wir, wenn wir sie kennen, alle Verachtung, die man für sittenlose Geschöpfe, oder alles Mitleiden, das man für Narren hat, empfinden, dennoch über unsre Beutel schalten, und uns unter der Herrschaft aller ihrer närrischen Einfälle erhalten.

Die seidnen Kleider sind es aber nicht allein, gegen die sich die Hand des Fürsten erheben müßte. Noch eine andere Aenderung müßte die Diamanten, andere Edelsteine, Bildsäulen, Gemälde u. s. w. betreffen. Wenn man sich beklagt, daß die Ausländer alles

Gold

Gold und Silber aus dem Lande ziehen, wenn man an Equipagen, Gefäßen, Hausrath und andern Stücken, wozu diese Materien verarbeitet werden den ungeheuren Aufwand berechnet, welcher damit in Frankreich gemacht wird, wenn man überlegt, was man thörichter Weise an Gärten, Gebäude, kostspielige Werke, Festins, Liquers, Parfüms und was weiß ich alles, an übertrieben theuer erkaufte Stellen, an Ehen, wie nach der Versteigerung geschlossen werden, verschwendet; so findet sich leicht, daß die fremden Manufakturen nicht den zehnten Theil des Goldes wegnehmen, das in Frankreich verschleudert oder ganz unnöthiger Weise verpraßt wird. Die Verbesserungen allein schon, die sich in Ansehung der Parlamenter und des Finanzhofs machen ließen, würden uns unabsehbar weit abführen. Diese zwey Kollegien, von denen das eine über die gute Ordnung, das andre über die Ersparniß wachen soll, scheinen jetzt nur zu Zerstörung beyder Zwecke vorhanden zu seyn. Nur sie kennen den Reichthum, und nur durch den Gebrauch, den sie davon machen, erkennt man, wie sie dazu gekommen sind. Wenn die alten Kanzler, erste Präsidenten und andere Vorsteher der Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung jetzt wieder auf der Erde erschienen, so würden sie vergebens diejenigen suchen, die ihre Stellen heut zu Tage einnehmen. Ihr Name ist alles, was sie mit ihnen gemein haben (15).

Ich verbreitete mich so gut als möglich über diese Materie, um dem König meine Meynung einleuchtend zu machen. Ich konnte ihn aber nicht überreden. „Sind dieß,“ sagte er zu mir, „die guten Gründe alle, „die Sie mir anzuführen haben? Lieber wollte ich den „König von Spanien in drey ordentlichen Treffen „schlagen, als alle diese Herren von der Justiz, von

„der Feder und von der Stadt, besonders mit ihren „Weibern und Töchtern, welche Sie mir mit allen Ihren „ren wunderlichen Verordnungen da über den Hals „schicken würden."

„Sie wollen es durchaus, Sir," antwortete ich ihm, „ich will also weiter nicht davon mit Ihnen reden. „Zeit und Erfahrung werden Sie lehren, daß Frank- „reich nicht für diese Lumpereyen gemacht ist." Ich bemühte mich nun nur noch ihn von seinem Vorsatz abzubringen, den er gefaßt hatte, die Tournelles und den ganzen Platz dort herum zu neuen Gebäuden für seine Seidenarbeiter zu nehmen. Ich stellte ihm vor, daß er einst wieder einreißen lassen würde, was er mit so großen Kosten aufgebauet hätte. Ich erinnerte ihn sogar daran, daß wir bey der Entwerfung eines richtigern edlern Plans die Tournelles für ein anderes, davon sehr verschiedenes, Gebäude (16) bestimmt hatten. „Eine andere Zeit bringt wieder andere Mittel," dieß war alles, was ich aus ihm hervorbringen konnte. Er folgte Zamet, der gekommen war, ihn zu benachrichtigen, daß alles zur Mittagstafel, die er bey ihm halten wollte, bereit sey.

Ich gestehe es, daß ich mit tiefem Widerwillen eine Summe verschlendern sah, welche so nützlich hätte verwendet werden können. Ich habe berechnet, was Heinrich jährlich für seine Gebäude, sein Spiel, Pferde, Mätressen und Jagd-Hunde gewöhnlich verschwendete, daß dafür nicht weniger als eine Million und zweymalhunderttausend Thaler fortgingen. Eine Summe, welche hinreichend wäre, funfzehntausend Mann Infanterie zu unterhalten. Er befahl mir, der Frau von Verneuil sechstausend Pfund zu bezahlen, und mußte noch froh seyn, für diesen Preis den Haus-

frieden

Frieden zwischen seiner Gemahlin und seiner Mätresse zu erhalten, der in diesem Jahr glücklicherweise nicht gestört wurde. Man glaubte lange Zeit, und es war die allgemeine Sage, die Königin sey wieder schwanger. Es fand sich aber nicht so; der König erzeigte mir die Ehre, mich davon zu benachrichtigen.

Unter die gegen mein Gutachten vorgenommenen Dinge setze ich auch die Colonie, die in diesem Jahr nach Canada geschickt wurde. Von allen Ländern der neuen Welt, die über dem vierzigsten Grad der Breite liegen, lassen sich keine Reichthümer hoffen. Der König übertrug das Kommando bey dieser Unternehmung dem Herrn du Mont (17).

Siebenzehntes Buch.

1604.

Ich fieng dieses Jahr, wie alle andern, mit Erfüllung einer Pflicht an, zu der mich mein Amt verband; ich hatte nehmlich Ihren Majestäten, bey Ablegung der gewöhnlichen Wünsche zum neuen Jahr, zween Beutel mit silbernen Denkmünzen zu überreichen. Ich kam so früh in Ihr Zimmer, daß ich sie noch zu Bette traf. Außer den Silberbeuteln hatte ich auch noch zween mit goldnen Schaumünzen machen lassen, welche Sie mit Vergnügen annahmen. Da jetzt Roquelaure, Frontenac und la Varenne hereingetreten waren, so sprach man von nichts als diesen goldnen Schaumünzen, auf denen zum Sinnbild eine offene Granate war, mit einer Umschrift, die auf einen aus der alten Geschichte bekannten Zug von Darius und Zopir anspielte (1). Diese Idee war um so mehr nach dem Geschmack des Königs, da er darin den Seitenblick auf die Aufrührer in Frankreich fand, den er mir einige Tage zuvor befohlen hatte, darin anzubringen. Se. Majestät machten mir am folgenden Tage ein Geschenk mit Ihrem Bildniß in einem mit Diamanten besetzten Kästchen, und die Königin schickte meiner Gemahlin aus eignen gnädigem Antrieb eine Demantkette und Armbänder von großem Werth.

Der Tod der Frau Herzogin von Bar, der einzigen Schwester Sr Majestät, war zu Anfang dieses

Jahrs

Jahrs die erste Begebenheit, woran der Hof Antheil nahm. Heinrich schien darüber empfindlich gerührt, er trug deswegen die tiefe Trauer, und ließ sie nicht nur von seinem ganzen Hof, sondern auch seinem ersten Kammerherrn, Obermarschall, dem ganzen Kammer- und Garderobe-Personale, den Pagen, kurz allen, welche die Aufwartung hatten, ebenfalls anlegen. Eben das wurde von der ganzen Hofhaltung der Königin beobachtet.

Die Frau Herzogin von Bar hatte, als sie Frankreich verließ, Schulden in Paris hinterlassen, welche noch nicht bezahlt waren, ohne Zweifel, weil sie durch den Tod übereilt wurde, denn sie hatte von Lothringen aus Schmuck zur Sicherheit und Befriedigung ihrer Gläubiger geschickt, welche sowohl auf ihre Häuser als Meublen und andre Habseligkeiten Beschlag gelegt hatten. Diese Häuser waren ihr Palast in Paris, ein Haus zu Fontainebleau und ein andres zu St. Germain, womit ihr der König ein Geschenk gemacht hatte; und unter andern beweglichen Gütern waren in ihrer Galerie, ihrem Zimmer und Cabinettern Gemälde, welche verdienten in den königlichen Häusern aufgestellt zu werden, und welche der König auch dazu zu haben wünschte. Allein man hatte ihm die Schulden der Herzogin so groß vorgestellt, daß er glaubte, von ihren Meubeln nichts erwarten zu dürfen, bis jene bezahlt wären, wobey sich aber zeigte, daß sie nicht über zwanzigtausend Pfund betrugen.

Ich arbeitete hierauf auf Befehl Sr Majestät an einem Inventarium von den Mobilien und Kostbarkeiten dieser Fürstin. Außer der verschiedenen Beschaffenheit der Schulden und Effekten wurde diese Untersuchung noch durch die Erfoderniß erschwert, besonders anzugeben, was an letztern dem Könige von Frankreich und

dem Herzog von Bar gehören möchte; und durch die Ansprüche, welche sie beyde an die Ringe machten, die die Prinzessin in Paris versetzt hatte. Ein ganz genauer Aufsatz, den uns Frau von Pangeas von den Ringen und den Schmuck der Herzogin vor und nach ihrer Ankunft in Lothringen, und von dem Bestand ihrer Mobilien in Frankreich mittheilte, diente uns zum Leitfaden bey dieser Auseinandersetzung. Alles wurde in Beyseyn von zwo oder drey Personen aus dem Staatsrath, die von Sr Majestät dazu ernannt waren, und der Kommissarien des Herrn Herzogs von Lothringen genau und urkundlich abgethan, worauf jeder dieser zween Herrn sich in Besitz dessen setzte, was ihm von diesen Effekten gehörte, oder zukam.

Se Majestät bestimmten das Hotel zu Paris, worauf noch ein Theil des Kaufpreises stand, zum Verkauf; der Erlös, in drey Theile getheilt, war hinreichend zu Befriedigung des ersten Verkäufers und aller andern Gläubiger. Das Haus zu Fontainebleau schenkte der König der Königin, und das zu St. Germain der Marquisin von Verneuil. Allein da dieser Verkauf nicht so bald geschehen konnte, und die Gläubiger Sicherheit verlangten, so wurde mit ihrer Einwilligung unter beyden Prinzen die Verabredung getroffen, daß die Ringe und Kostbarkeiten bey mir, ohne eine andere Caution als mein Wort, niedergelegt werden sollten. Da blieben sie auch bis aufs folgende Jahr, da die Königin sie übernahm, und ich davon durch eine Akte, welche vom 28. Jun. 1605 datirt und von des Marquets und Bon-temps unterschrieben war, frey wurde.

Meinem Versprechen gemäß rede ich nun von der Wiederherstellung der Jesuiten. Unerachtet des Parlamentsschlusses, der ihnen alle Hoffnung dazu benehmen

men zu müssen schien, hatten sie Mittel gefunden, sich dem Hofe wieder zu nähern, und sich daselbst in dem Staatsrathe Sr. Majestät eine große Anzahl von Gönnern und Anhängern zu machen, deren Stimme, vereint mit dem dringenden und unaufhörlichen Anhalten des Pabsts, des ganzen Hauses Lothringen und einer unzählbaren Menge anderer Personen in und außer dem Königreich, endlich so stark war, daß es Heinrich nicht mehr möglich war, zu widerstehen. Man muß sogar gestehen, daß es ihm selbst eben keine so große Ueberwindung kostete. Einige Jesuiten, welchen das, was im vorhergehenden Jahr während der Reise nach Metz vorgefallen war, Zutritt bey ihm verschafft hatte, hatten diesen so geschickt und mit so gutem Erfolg zu benutzen gewußt, daß sie gern bey ihm gesehen wurden, und sich ihm sogar endlich ganz vertraut nähern durften. Diejenige, welche man so abschickte, um ihr Glück zu versuchen, und von denen man sich leicht vorstellen kann, daß sie von einer Gesellschaft, welche sich so gut auf ihre Leute versteht, mit der sorgfältigsten Auswahl dazu erlesen worden sind, waren die Väter Ignaz, Majus, Cottan, Armand und Alexander. Denn der Pater Gonthier, dessen mehr feuriger als geschmeidiger Geist nicht für Zeit und Umstände paßte, trat nicht sogleich auf.

Als sich die Jesuiten auf diese Art eines großen Theils vom Hof versichert hatten, und glaubten, sich schmeicheln zu dürfen, daß ihre noch übrigen Feinde im Staatsrath entweder der schwächste Theil wären, oder doch einem Vorschlag nicht widersprechen könnten, von dem man wußte, daß er dem König angenehm sey, so überreichten sie förmlich ihre Bittschrift bey dem König, der in der That schon ganz günstig für sie gesinnt war, und eines Tags dem Herren Connetable befahl, einen Rath bey sich zu versammeln, der aus dem Canzler,

den Herren von Chateau-neuf, Poncarre, Villeroy, Maisses, dem Präsidenten de Thou, Calignon, Jeannin, Sillery, de Vic und Caumartin bestehen sollte. Hier sollte man von la Varenne, dem eifrigsten Beförderer der Sache der Jesuiten, die Vorschläge der Gesellschaft und die Gründe, auf welche sie sich stützte, vernehmen, darüber berathschlagen und ihm Bericht davon erstatten (4).

Der König hatte zwar bey dieser vorhabenden Berathschlagung wohl an mich gedacht, und hatte mich dem Herrn Connetable mit jenen andern Herren nur deswegen nicht genannt, weil er dachte, daß diese Ernennung mir kein Vergnügen machen würde. Er äusserte dieß nachher gegen seinen ersten Cammerdiener l'Oseray, der es mir wieder sagte. Allein Sillery spielte mir hier wieder einen Streich nach seiner Art. Er stellte sich, indem er mit dem König sprach, auf eine so natürliche Art erstaunt darüber, daß dieser Rath ohne mich gehalten werden sollte, und brachte alle die treulosen Lobeserhebungen, deren sich der Neid und Bosheit bedienen, so geschickt an, daß er diesen Herrn in die Nothwendigkeit versetzte, zu sagen, ich solle auch dabey seyn. Der Zweck dieses listigen Hofmanns war, auf mich allein alle die verdrüßlichen Folgen fallen zu lassen, welche man, die Bitte der Jesuiten möchte abgeschlagen oder zugestanden werden, voraussah. Denn jedermann merkte wohl, daß der Schritt sehr schlüpferig wäre. Ich errieth den Beweggrund von diesem Benehmen Sillerys, und hatte bald Gelegenheit ihn noch deutlicher gewahr zu werden.

Als man bey dieser Versammlung seine Meynung sagen sollte, richteten Bellievre, Villeroy und Sillery die Augen auf mich, und Sillery nahm das Wort. Er sagte mir, daß diese Herrn mir die Ehre überließen,

meine

meine Meynung zuerst zu sagen, weil ich unter der Gesellschaft die meiste Einsicht in die Angelegenheiten und die beste Kenntniß von dem Willen des Königs hätte. Dieser letzte Zug von Sillery, auf den ich ohnehin nicht gut zu sprechen war, machte mich vollends mißlaunisch. Statt des Compliments, womit ein Höfling seine Schmeicheley erwiedert hätte, antwortete ich freymüthig auf seinen Gedanken. Ich sagte ihm, ich könne nicht einsehen, warum man die hergebrachte Gewohnheit, nach dem Rang zu stimmen, verändern sollte, besonders in einer Angelegenheit, wo meine Religion den Verdacht der Parteylichkeit gegen meine Meynung erwecken müßte, wenn man nicht dabey die Absicht hätte im Publikum eine eben nicht vortheilhafte Auslegung von meinen Reden zu machen. Ich wüßte, daß mehrere der Anwesenden dieß zu thun willens wären, und sogar zum voraus schon durch sehr ungegründete Beschuldigungen in Ansehung eines Gegenstandes, von dem man mich noch nicht einmal hätte reden hören, gethan hätten. Ich setzte noch deutlicher hinzu, daß, wenn ich auch mein Gutachten zuerst sagen sollte, ich dennoch demjenigen, der mit mir spreche, keine so große Blöse geben würde, als er wohl gehofft hätte; daß ich aber übrigens gar nicht stimmen wolle, ohne vorher mein Orakel darüber gefragt zu haben, das heißt, ich wolle erst mit Sr Majestät sprechen, ehe ich etwas in der vorgetragenen Sache äußerte. „Wie ich sehe," erwiederte Sillery mit einem boshaften Lächeln, und indem er sich stellte den Sinn meiner letztern Worte nicht zu verstehen, „werden wir wohl auf Ihre Meynung warten müssen, bis Sie erst eine Reise an das Ufer der Seine, vier Meilen von hier, gemacht haben werden." Er meynte damit Ablon, wo die Versammlungen der Protestanten gehalten wurden. „Ihr Räthsel ist nicht versteckt genug," antwortete ich ihm, „und um Sie

„zu befriedigen, sage ich Ihnen, daß ich, so wie in „Religionssachen die Menschen nicht meine Orakel sind, „sondern einzig das Wort Gottes, in Staatssachen „kein anderes habe, als die Stimme und den Willen „des Königs, von dem ich erst genau unterrichtet seyn „muß, ehe ich irgend etwas in einer so wichtigen Ange„legenheit beschließe." Ich stimmte hierauf meinen Ton etwas niedriger, indem ich mich gegen die ganze Gesellschaft wendete, und sagte, daß in der That die Uebereilung hier sehr unangenehme Folgen haben könnte.

Nach diesem Gespräch, das wohl für diese erste Berathschlagung gelten konnte, bey der ich nicht hatte mitstimmen wollen, nahm der Connetable das Wort, benutzte die Bahn, die ich ihm gebrochen hatte, und sahe es übrigens gern, daß er mir einen Dienst erweisen konnte; denn seit demjenigen, den ich ihm bey der Sache des Marschalls von Biron erzeigt hatte, hatte er sein Vorurtheil gegen mich in eine aufrichtige Zuneigung verwandelt. Er sagte, er stimme darin mit mir überein, daß man vor allem die besondere Gesinnung Sr Majestät wissen müsse, und setzte hinzu, daß es selbst nicht unrecht wäre, wenn man den König bäte, den Berathschlagungen selbst beyzuwohnen, wäre es auch nur um die kleinen Ausbrüche von Empfindlichkeit zu verhindern, wovon man so eben eine Probe bey der Eröffnung der ersten Sitzung gesehen habe. Villeroy zeigte eine Ungeduld, das Geschäft vorzunehmen, über die sich alle, welche seinen Charakter kannten, wunderten, und sagte, da sich diese Sache nicht anders, als mit der Wideraufnahme der Jesuiten endigen könne, so wäre es unnütz, sie in die Länge zu ziehen. Nachdem er aus allen Kräften die Wichtigkeit der Verwendung Sr Heiligkeit vorgestellt, und die Aufrichtigkeit der Versprechungen, welche die Gesellschaft machte, ver-

bürgt

burg: hatte, setzte er die Gründe von dem Betragen des Königs auseinander, der, wie er sagte, die Sache einem Rath, dessen Mitglieder er alle selbst ernannte, nicht in der Absicht vorgelegt hätte, um sich widersprechen zu lassen, sondern um nicht sich selbst den Vorwurf zuzuziehen, durch die Macht seines Ansehens einen so feyerlichen Parlamentsschluß vernichtet zu haben, als der gegen die Jesuiten ist. Er schloß mit der äussersten Gefälligkeit, daß man Sr Majestät die Verlegenheit ersparen müsse, über diesen Punkt allein und aus eigner Bewegung zu entscheiden. Villeroy erzeigte uns allen viele Ehre, und der Rath war ihm eine Danksagung schuldig. Dethou widersetzte sich diesem Gutachten, so wie es Villeroy mit dem unsrigen gemacht hatte. Er sagte mit Kopfschütteln, wenn die Absicht Sr Majestät die gewesen wäre, wie Villeroy da angegeben hätte, sich nicht mit dieser Sache zu befassen, so hätte er sie und alle Vorschläge der Jesuiten zur Prüfung und Entscheidung an das Parlement verwiesen, welches von Sr Majestät selbst übergeben gewesen wäre. Diese Worte ließ er für seine Stimme gelten, und setzte hinzu, daß der König keine andere Partie ergreifen könnte, wenn er sowohl den Tadel, dem er sich durch ein anderes Benehmen aussetzte, als die Gefahr vermeiden wollte, welche daraus sowohl für den Staat, als selbst für seine Person erwachsen würde. Das war nun freylich nicht als Hofmann gesprochen; allein weder seine Meynung noch die Villeroys wurde befolgt. Denn die übrigen Räthe verlangten einstimmig, daß erst mit Sr Majestät davon gesprochen werden müßte, ehe man der Sache weiter auf den Grund ginge. So endigte sich diese Sitzung.

Am folgenden Tage gieng ich hinein, den König allein zu sprechen, und nachdem ich sogleich von der gestrigen

gen Berathschlagung zu reden angefangen hatte, merkte ich, daß er erwarte, meine Meynung darüber zu hören. Ich war nicht zweifelhaft, was ich zu thun hätte, und die Wahrheit verband mich zu sagen, daß sie nicht günstig für die Jesuiten wäre. (5) Ich sagte Sr Majestät, daß ich nicht begreifen könne, wie er nach einem Parlementsschluß, den er selbst wegen einer so wichtigen und gerechten Sache veranlaßt habe, sich dennoch für einen Orden habe einnehmen lassen können, von dem er nichts als Böses für den Staat und für sich selbst zu erwarten hätte. Ich konnte nicht umhin, ihn an den König von England zu erinnern. Da meine Absicht nicht war, mich weitläuftig darüber zu verbreiten, so begnügte ich mich, ihn inständigst zu bitten, mich von den Berathschlagungen in einer so verdrüßlichen Sache frey zu sprechen oder mir so ernstlich und gemessen zu befehlen, was ich zu thun hätte, daß ich meine Entschuldigung in der Nothwendigkeit meines Gehorsams finden könnte. „Gut, gut, sagte Heinrich zu mir; da „wir Zeit haben, davon zu reden, und hier ganz allein „sind, so sagen Sie mir ganz frey, was Sie von die„ser Wiederherstellung befürchten, und dann will ich Ih„nen auch sagen, was ich davon hoffe, damit wir sehen „können, auf welcher Seite der Ausschlag ist.“ Ich suchte es noch von mir abzulehnen, und sagte, daß das, was Se Majestät da von mir verlangten, ganz vergeblich wäre, indem Sie ja bereits Ihren Entschluß gefaßt hätten. Er erwiederte, daß er dennoch Rücksicht auf meine Gründe nehmen würde, und endlich befahl er mir so bestimmt, es zu thun, daß ich mich nicht länger weigern konnte.

Es ist kein Vortheil für den Staat von der Widerherstellung der Jesuiten (6) in Frankreich zu erwarten, den man sich nicht eben so gut von allen andern geistlichen Orden

den versprechen könnte, und für die Ausschließung der Jesuiten liegen noch überdieß besondere Gründe in den Nachtheilen, welche aus ihrer Wiederherstellung in diesem Königreich erfolgen. Diese Gründe und diese Nachtheile lassen sich auf vier Hauptgegenstände zurückführen, deren ganzes Gewicht man sogleich fühlen wird; sie sind die Religion, die auswärtige Politik, die einheimische Politik oder die Regierung des Königreichs von innen, und endlich die Person des Königs.

In Ansehung der ersten läßt sich etwa folgendes sagen: da Einigkeit und Friede zwischen den beyden herrschenden Religionen in Frankreich gegenwärtig in jeder Rücksicht der einzige wahre Grund zu seyn scheinen, auf welchem das System beruhen muß, das man im Staatsrath zu befolgen hat, so müßte man zu Gunsten der Jesuiten voraussetzen, daß sie damit übereinstimmen würden; allein dieß darf man noch vielweniger von ihnen erwarten, als sonst irgend von jemand. Ihr erstes Grundgesetz unterwirft sie so blindlings ihrem General oder vielmehr dem Papst, (7) daß, wenn sie auch für sich hierin die aufrichtigsten und friedlichsten Gesinnungen hätten, sie doch keinen Schritt anders thun dürfen, als nach der Absicht dieser zween Obern, von denen der eine, der Pabst, uns viel übles zufügen kann, und der andere, ihr General, immer ein gebohrner Spanier oder eine Creatur Spaniens ist. Nun kann man nicht annehmen, daß der Pabst und der General der Jesuiten es jemals mit günstigen Augen ansehen werde, daß die protestantische Religion in Frankreich für sich selbst bestehe. Die Jesuiten sind von ultramontanischen Grundsätzen erfüllt, listig und verschlagen, und noch überdieß darauf erpicht, ihrer Partey den Sieg zu verschaffen. Es kann also nicht fehlen, sie müssen durch ihre Confessionen, Predigten, Bücher und

Reden,

Reden, ein beständiges Schisma unter dem Volke erhalten, woraus eine Erbitterung zwischen den verschiedenen Gliedern des Staatskörpers erwachsen wird, welche bald oder spät die Kriege wieder anflammen muß, welche kaum geendiget sind.

Eben so fähig sind sie auswärtige Kriege zu erregen, und dieß ist der zweyte Grund, aus dem sich eine gute Politik ihrer Zurückrufung widersetzt. Der Pabst ist entweder aus Neigung oder auch wider seinen Willen von Spanien abhängig, besonders seit dem letztern Einfällen, welche es in Italien gethan hat; die Spanier, einzig voll von den Planen die französische Monarchie zu Grunde zu richten; die Jesuiten, verbunden mit beyden durch Grundsätze, Gewohnheit, Religion: was folgt aus diesem allem, als daß Frankreich in dieser Gesellschaft einen Feind hat, der mit seinen Feinden zu seinem Verderben übereinstimmt. Auch hier greift wieder die Religion ein, denn da die großen Entwürfe Heinrichs für den Ruhm und die Ruhe des ganzen Europa, fodern, daß man einst in Italien eine Armee einrücken lasse, mit der man den Pabst, selbst wider seinen Willen, aus der spanischen Sklaverey reissen könne, und daß Heinrich sich zu diesem Vorhaben protestantischer Mächte bediene, ohne welche man nichts gegen Spanien vermag, so werden die Jesuiten niemals einen Plan einer Universal-Politik gut finden, der die Protestanten nothwendig machen und in Europa befestigen wird.

Ehe sie, und dieß ist der dritte Grund, die Ausführung eines solchen Entwurfs zugeben, ehe sie sich zu dem Haß entschließen, den sie in diesem Fall gegen Spanien annehmen müßten, würden sie suchen die Macht des Königs gegen seine eigene Unterthanen aufzureiben. Ein beynahe eben so großes Uebel in dem Innern des

Königreichs besteht darinn, daß ihr Zutritt bey den Fürsten, und die Leichtigkeit, mit der sie sich den Gebrauch seines Ansehns würden zu verschaffen wissen, ihnen Gelegenheit geben wird, eine andere Art von Krieg gegen die Minister, und alle öffentliche angestellte Personen anzufangen, sobald sie Verdacht gegen sie schöpfen, daß sie sich nicht nach ihren Gesinnungen richten würden. Ich rechne mich selbst unter die ersten Opfer dieser neuen Günstlinge.

Endlich, hatte der König nicht bereits selbst einen schrecklichen Beweis von ihrem Haß erhalten, ohne ihnen noch einen neuen Weg zu Dolch und Gift zu eröfnen, und sollte er die Gründe nicht kennen, welche die Jesuiten haben, statt seiner, auf den Thron Frankreichs einen andern Herrn zu setzen, den sie eher hoffen dürften, in ihre allgemeinen und besondern Entwürfe zu ziehen? Wenn er noch daran zweifeln sollte, so erbot ich mich, ihm den Beweis davon, aus einer Schrift gegen den Cardinal von Ossat, zu führen, die mir von Rom aus zugeschickt worden war, von der ich unten noch einen Augenblick reden, und mich begnügen würde, einige Bemerkungen, zu denen sie mich veranlaßt, beyzubringen.

Der König antwortete mir, daß er diese Schrift gerne sehen würde, und befahl mir selbst, sie ihm mitzutheilen; er beharrte aber fest bey seinem Entschluß, aller Gründe ohngeachtet, die ich ihm anführen konnte. Er sagte mir, daß er auf eine Rede, wovon ich, wie er sehe, alle Theile schon lange überdacht hätte, nur zweyerley entgegen zu setzen habe; Erstlich, daß es nicht befremden dürfe, wenn die Jesuiten Spanien ganz ergeben seyen, da dieß die einzige Macht wäre, welche sie an sich zu ziehen gesucht und ihnen geschmeichelt hätte, da sie sonst überall verachtet und verabscheuet würden; und daß sie, wenn sie in Frankreich eben die gute Behand-

handlung gefunden hätten, oder, wenn man sie ihnen jetzt noch verschafte, Spanien bald vergessen würden. (8) Der König hatte zum Gewährs-Mann, wie er mir sagte, den Pater Majus, der es ihm im Vertrauen entdeckt, und zu gleicher Zeit im Namen der ganzen Gesellschaft, durch die fürchterlichsten Schwüre, versichert habe, indem er sich für sich und alle seine Mitbrüder erbot, wenn es nicht geschehen würde, für die schändlichsten Verräther erklärt zu werden.

Heinrich setzte hinzu, daß mir alle diese Schwüre und Versprechungen wahrscheinlich den Mund nicht so schließen würden, daß ich nicht noch etwas gegen diesen ersten Beweggrund einzuwenden haben sollte; dieß würde aber der zweyte desto sicherer. Er nahm diesen von seinem eigenen Vortheil und der Erhaltung seiner Person her, (9) welche es ihm rathsam machten, wie er sagte, die Jesuiten zu Gnaden anzunehmen, und selbst sie gut zu behandeln. Denn, wenn er sie zur Verzweiflung brächte, und ihnen alle Mittel ihre Zurückberufung nach Frankreich, zu erlangen, abschnitte, so könnten sie sich zu allem gegen ihn entschließen. Das Ansehen, die Feinheit, die Hülfsquellen dieser Väter waren Punkte, von denen der König sehr ausführlich sprach, um mich zu überzeugen, so wie er es selbst zu seyn schien, daß, ungeachtet seiner Vorsicht, und ungeachtet ihrer Verbannung und Entfernung, dieser Gesellschaft tausend Mittel zu Gebot stehen würden, seinem Leben nachzustellen, was ihn in ewiger Furcht erhalten würde, die er sich nun zu ersparen gedächte. Er schloß mit diesen Worten Julius Cäsars: Es ist besser, sich plötzlich in einen Hinterhalt stürzen, als sich mit steter Bangigkeit davor hüten müssen. (10)

Ich sahe aus diesen Worten des Königs, und aus dem Ton, womit er sie vorbrachte, daß er fest ent-

schlossen sey, die Jesuiten zurück zu berufen, und daß ihn nichts davon würde abbringen können. Statt einer Menge neuer und gründlicher Einwürfe also, welche ich ihm hätte machen können, begnügte ich mich, ihm zu sagen, es sey mir hinlänglich zu wissen, daß ihm die Sicherheit seiner Person, und das Glück seines Lebens von der Zurückberufung abzuhängen scheine, um mich zu bewegen, mit eben so großem und noch größerem Eifer, als La Varenne selbst daran zu arbeiten, und daß er Beweise davon haben sollte, sobald sich das Conseil wieder versammlete. Die Freude glänzte auf dem Gesicht dieses Herrn, als er mich so reden hörte; und damit dieß Opfer, das ich ihm brachte, nicht unbelohnt bliebe; so versprach er mir, statt die Schuld auf mich zu wälzen, wie ich es zu befürchten geschienen hatte, in diesem Augenblick zwey Dinge auf sein königliches Wort: Erstlich, daß weder die Jesuiten, noch irgend jemand sonst, ihn vermögen sollten, den Protestanten den Krieg zu erklären, wenn ich ihm nicht selbst dazu riethe: zweytens, daß nichts im Stand seyn sollte, ihn zu bewegen, einen Minister von sich zu entfernen, mit dem er zufrieden wäre, er möchte von einer Religion seyn, von welcher er wollte, und besonders setzte er mir äusserst verbindlicher Herablässung hinzu, "einen Mann, von "dem ich herzlich gern sagen wollte, was Darius, wie Sie mir neulich erzählt haben von seinem Zopir sagte. (11) Er versicherte mir auch, daß er daran arbeiten wolle, den Jesuiten alle die Gesinnungen beyzubringen, die Er selbst für mich habe. Bald sollte ich erfahren, welches Betragen gegen mich er sie lehren wolle.

Ich weiß nicht, ob er nicht noch an dem nämlichen Tag daran arbeitete, denn ich erhielt am andern Morgen einen Besuch von La Varenne, der mich um die Erlaubniß bat, daß ein Jesuite, von dem er ver-

sicherte, daß er noch mehr der Neigung als dem Namen nach Franzose sey, käme, mir die Hände zu küßen. Ich antwortete La Varenne, er wiße wohl, daß jedermann gut bey mir aufgenommen würde, und daß die Geistlichen besonders noch nie meine Religion zu fühlen gehabt hätten, außer in so fern ich glaube, daß sie mir die Pflicht auflege, ihnen noch beßer zu begegnen; und schon ohne dieß könne ihm der Carakter dieses Jesuiten, so wie er mir ihn schildere, Bürge dafür seyn, daß er nicht an meiner Thüre abgewiesen werden würde. Dieser französische Jesuite war der Pater, Cotton (12), den er am folgenden Tag zu mir brachte als ich ausgieng, um nach der Mittagstafel meine gewöhnliche Audienz zu geben. Ich wurde von ihm mit allen möglichen Bezeugungen von Hochachtung und Ehrfurcht angeredet. Er überhäufte mich mit allen Arten von Lobeserhebungen und Schmeicheleyen über meinen Geist, meine Dienste und den Schutz, den ich, wie man ihn versichert hätte, geneigt wäre, der Gesellschaft angedeihen zu laßen. Er begleitete seine wiederholten Versicherungen von Dankbarkeit, Ergebenheit und Gehorsam mit häufigen und tiefen Verbeugungen. Ich blieb ihm an Komplimenten und Höflichkeiten nichts schuldig, und studierte recht darauf, nichts zu unterlaßen, was ich seiner Person, und den gegenwärtigen Umständen angemeßen glaubte.

Auf folgenden Tag versammelte sich das Conseil, das immer aus denselben Personen bestand, wieder. Noch nie wurde eine Sache so geschwind abgethan. Ohne mich auf eine weitläuftige Auskramung nichtiger Gründe einzulassen, sagte ich kurz, daß die gegenwärtige Lage der Dinge die Zurückberufung der Jesuiten nothwendig mache. Man verlangte von ihnen einen Eyd, daß sie alle Gesinnungen guter Patrioten annehmen,

men, und nie einen andern Provinzial (13) als einen Franzosen wählen wollten. Sie schwuren, und alles Vergangene wurde in Vergessenheit gestellt. Ich will nichts weiter hinzusetzen, als daß ich mich diese ganze Zeit über eingeschlossen hielt, und mich mit der äussersten Behutsamkeit betrug, nicht nur in Ansehung dieser Sache, sondern auch bey der Meynung des Pater Moline über die Gnade, die noch in diesem Jahr öffentlich bekannt gemacht wurde, als auch endlich in Ansehung einiger Sätze dreyer Jesuiten, für und gegen welche sehr hitzig gestritten wurde, besonders den, es gehöre nicht zu den Glaubensartikeln, daß der Papst der Nachfolger des heil. Peters sey; und: die Beichte könne schriftlich abgelegt werden. Die Jesuiten fühlten bey dieser Gelegenheit schon das Bedürfniß der Dazwischenkunft des königlichen Ansehens für sie. Hätte man sie dem Parlament, der Sorbonne, den Universitäten, dem grösten Theil der Bischöfe und Städte des Königreichs, (14) Preis gegeben, so würde ihre Lehre da nicht tiefe Wurzel geschlagen haben; allein der König ließ seine neuen Kreaturen nicht im Stich. Er gab ihnen sogar auf la Varennes Anhalten sein Schloß la Fleche, wo sie bald ein schönes Kollegium anlegten.

Die Wiederherstellung der Jesuiten war ein wahrer Triumph für Villeroy, Jeannin, du Perron, und besonders für Ossat, der sie in Rom nicht vergessen hatte, wo er sich beständig zum Dienst des Königs aufhielt. Hier ist der Ort, von dem Memoire zu sprechen, das mir gegen diesen geistlichen Herrn aus Italien zugeschickt wurde, und von dem ich, wie man so eben gesehen hat, bey Sr Majestät bereits Erwähnung gethan hatte.

Dieser Herr war auf einige Apriltage nach Chantilly gegangen, weil die dortige reine Luft, der ange-

nehme Aufenthalt, die bequeme Jagd, nebst andern ländlichen Ergötzlichkeiten seinen Aerzten sehr dienlich für seine Gesundheit schienen. Auf einige Briefe, die ich ihm schrieb, und worinn ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu bezeugen, daß seine Abwesenheit eine große Menge von Sachen unausgemacht lasse, kam er unverzüglich nach Paris zurück, so sehr ihn auch seine Aerzte dort zu behalten suchten. Er erinnerte sich am ersten Abend seiner Zurückkunft, der gedachten Schrift, und verlangte sie von mir; er kam mir zuvor, denn ich war selbst schon willens gewesen, sie ihm an diesem Tag zu zeigen. Ich zog sie zwischen meinem Rock und Kamisol hervor, und ließ ihn sie ganz nach Musse durchsehen. Ich hatte nichts daran verändert noch zugesetzt, ausser vielleicht einige Bemerkungen, deren diese Schrift nicht einmal bedurfte, um dem, von dem sie handelte, den ganzen Unwillen Se. Majestät zu zuziehen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der seine guten Gründe hatte, ihm weder seinen noch den Nahmen dessen, an den er gerichtet war, vorzusetzen, geht darauf aus, Ossat zu zeigen, habe in allen Punkten seiner Kommission treulos gehandelt, und sie nur in der Absicht übernommen, um die Sachen einzuleiten, daß der König sich genöthigt sähe, die Absichten der aufrührischen Katholiken in seinem Staatsrath, deren Werkzeug er war, zu begünstigen, und einen politischen Plan anzunehmen, der von seinem jetzigen ganz verschieden war. Dieser neue Plan, in dem man noch den Geist der Ligue erblickte, die ihm sein Daseyn gegeben hatte, bestund darinn, Frankreich durch Interesse und Freundschaft mit Spanien, dem Papst, den Erzherzogen und Savoien gegen die Protestantischen Mächte in Europa überhaupt, und gegen die Reformirten in Frankreich ins-

insbesondre, zu verbinden, Heinrich zu bewegen, daß er dem Papst hülfe, einen katholischen Herrn auf den Thron zu setzen; ihn von der Partey der vereinigten Provinzen abzubringen; sein Ansehen zu verwenden, um alles dem Tridentinischen Koncilium zu unterwerfen, kurz ihn die ganze Oestreichische Politik und alle Ultramontanische Grundsätze annehmen zu lassen. Die Jesuiten sollten den Knoten dieser Verbindung schürzen, deren Grundlage die Vermälung des Dauphins mit der Infantin, und die erste Frucht die Entthronung Jakobs seyn sollte. (15).

Um zu beweisen, daß er so wichtige Beschuldigungen nicht als leerer Schwätzer vorbringe, belegt der Verfasser sie mit den eignen Briefen Ossats, so wohl mit denen, von welchen ich oben geredet habe, als mit andern, die er gesammelt hatte; und mit seinen Reden, die er theils öffentlich, theils gegen meinen Bruder, den französischen Gesandten in Rom, theils sonst geführt hatte. Er enthüllt das Geheimniß, warum die Absolution des Königs, und die Vermälung seiner Schwester beynahe unübersteigliche Hindernisse bey dem heiligen Vater fanden, und zeigt, daß sie von Ossat selbst herrührten, der unter dieser Zeit, um desto ungestrafter das Vertrauen seines Herrn zu mißbrauchen, und den Vorwürfen zuvor zu kommen, die er deswegen zu befürchten hatte, ihm sagte, er sey unumgänglich genöthigt, zu Rom glauben zu machen, daß Se Majestät so gesinnt wären, und er befinde sich in nicht geringer Verlegenheit, die Gerüchte zu unterdrücken, die sich daselbst von Zeit zu Zeit vom Gegentheil verbreiteten.

In allem diesem bewies Ossat offenbar viel Scharfsinn. Nicht weniger in der Art, wie er dem König unter der Hand steckte, daß Spanien gegen ihn ganz

friedliche Absichten hege, und der Papst bereit sey, dies zu verbürgen. Dies alles ist so bestimmt, und von dem Verfasser mit so starken Beweisgründen unterstützt, daß man es glauben muß, obschon überall Leidenschaft und Haß gegen Ossat in dieser Schrift hervorblicken. Man wirft ihm vor, daß er sich für einen großen Politiker und Staatsmann ausgebe, da er doch über seine Unwissenheit und Unfähigkeit erröthen sollte; und man will in diesem Geistlichen, ehe er zum Purpur erhoben wurde, nichts als einen Schulfuchs und Bedienten, (16) erblicken, der alle die verschiedenen Stuffen seines Glücks, seiner Niederträchtigkeit dankt, mit der er vor Villeroy kroch, und sklavisch dem Haß der andern katholischen Aufrührer gegen die Reformirten diente. Der Verfasser beschwört am Schluß dieses Aufsatzes den, in dessen Hände er kommen sollte, ihn vor den König zu bringen.

Bey Seite gesetzt, was in dieser Schrift übertrieben seyn kann, und was augenscheinlich von einem erklärten Feind herrührt, bleibt doch immer wahr, daß Ossat den Vorwurf der Undankbarkeit und Verläumdung gegen seinen Herrn und Wohlthäter nicht von sich ablehnen kann, und daß er selbst, ohne es gedacht zu haben, in den Briefen, die seine Eitelkeit drucken ließ, der Nachkommenschaft alle Mittel hinterläßt, ihn dieser zwey Laster zu überführen, indem er von Heinrich IV darinn als einem Fürsten spricht, der die Geistlichkeit unterdrücke, den Adel zerstöre, den Bürgerstand zu Grunde richte, und sich zum Tyrannen seines Volks mache.

Nicht weniger leidet die Wahrheit bey allem, was seine Galle gegen die Protestanten aushaucht. Was soll man von seinen Beywörtern: Gottlose, Schreckliche, Abscheuliche, Gotteslästerer, u. s. w. denken,

die

die man bey ihm aufgehäuft findet, um eine Gesellschaft zu brandmarken, welche sich bekennt, mit ihm selbst in allen Hauptpunkten der Lehre Jesu Christi überein zu kommen, und keine geringere Ehrfurcht gegen alle göttliche Denkmäler, in denen sie enthalten sind, den Dekalogus, das Gebet des Herrn und das Apostolische Glaubens Bekenntniß, zu hegen. (17).

Die bloß politischen Fehler können bey Ossat nicht wohl von etwas anderm herkommen, als von seiner zu beschränkten Einsicht. Sie sind aber nicht weniger handgreiflich. Zu einer Zeit da die ehrsüchtigen Entwürfe des Hauses Oestreich in ganz Europa so gut als öffentlich angeschlagen sind, setzt er Frankreich der Gefahr aus, das erste Opfer derselben zu werden, indem er alle Bundsgenossen, die noch im Stand wären, es gegen diese stolze Monarchie zu unterstützen, unwiderbringlich davon trennt. Was noch mehr befremdet, ist das, daß diese verderbliche Politik, wie durch Ansteckung, sich dem größten Theil derer, die in öffentlichen Geschäften stehen, mitgetheilt hat, und das traurigste dabey ist, daß sie endlich über den vernünftigern aber kleinsten Theil den Sieg davon getragen hat (18).

Sie zog Villeroy im April dieses Jahrs eine für einen öffentlich angestellten Mann äusserst empfindliche Verdrüßlichkeit zu. Vor seiner Abreise nach Fontainebleau, wo er gewöhnlich Ostern hielt, und dies Fest feierlich begieng, während dessen alle Geschäfte im Staatsrath ruhten, beurlaubte der König seine Räthe bis zum Sonntag Quasimodogeniti; allein schon am Charfreitage berief er mich schriftlich zu sich, wobey er mir schrieb, daß er itzt eine Verrätherey an seinem Hof entdeckt habe, über die er mit mir sprechen wolle; er wolle deswegen auf das Osterfest Postpferde in Ablon

 bereit

bereit halten lassen, damit ich sicher sogleich noch den Abend nach Fontainebleau käme; was ich auch pünktlich that. Die Sache war folgende.

Villeroy hatte eine Commis, Namens Nikolaus l'Hote; vom Vater auf den Sohn war diese Familie den Villeroy's ergeben gewesen; allein der von dem hier die Rede ist, war erst Sekretär des Grafen von Rochepot als dieser französischer Gesandter in Spanien war. L'Hote, welcher aber einen zu Ränken geneigten Geist hatte, machte, während seines Aufenthalts in Spanien Verständnisse mit den spanischen Staats-Sekretären, Dom Juan Idiaques Francheses und Prada, denen er die Geheimnisse seines Herrn, des Gesandten verrieth. Da Rochepot nach Frankreich zurück gezogen war, sah sich l'Hote ohne Dienst, und bat Villeroy, dessen Pathe er war, um eine Stelle in seiner Expedition, der ihn auch annahm und ihm die Entzifrung seiner Depeschen auftrug, was l'Hote sehr gern sah, da es ihm Mittel gab, sein erstes Gewerbe noch sichrer fort zu setzen.

Barrault (19) der auf Rochepot in Spanien gefolgt war, gewahrte nach einiger Zeit, daß die Geheimnisse seines Herrn in Madrid verrathen wären, und gab sich alle Mühe, um zu entdecken, woher das käme. Da er niemand bestimmt wußte, auf den er hätte Verdacht werfen können, so bat er den König durch ein blosses Billet, das an ihn selbst gerichtet war, alle Schreiber in seinen Expeditionen, besonders die bey Villeroy für verdächtig zu halten. Die Sache erstreckte sich sogar auf alle Gesandte an den verschiedenen Europäischen Höfen, die äusserst erstaunt waren, und sich bey dem König, so wie Barrault beschwerten, daß der Innhalt ihrer Depeschen an diesen Höfen so bald und

und oft noch eher, als sie selbst sie aus Frankreich erhielten, bekannt wäre.

Allein weder sie noch Barrault konnten der Sache auf den Grund kommen, bis letzter sich eines Tags von einem Franzosen aus Bordeaux angeredet sah, der sich nach Spanien geflüchtet hatte, Johann von Leyré hieß, und besser unter den Namen Rafis bekannt ist, den er zur Zeit, als er der Ligue diente, geführt hatte. Er war einer von ihren Mordbrennern gewesen und da er nicht in der Amnestie mit begriffen werden konnte, hatte er sich genöthigt gesehen, nach Spanien zu gehen, wo seine Dienste, die in einigen Nachrichten bestanden, die er noch durch seine Gesellen in Frankreich erhielt, von diesem Hof mit einer guten Pension belohnt wurden; dies dauerte bis der spanische Staatsrath anders woher sichere Nachrichten zu ziehen wußte, und Rafis an der Verachtung, die man in Madrid anfieng, ihm zu bezeugen, und an der Verkürzung seiner Geschenke zu merken anfieng, daß sein Credit plötzlich gesunken wäre. Er errieth den wahren Grund davon, und sogleich änderte er die Batterie, und gieng einzig darauf aus, zu entdecken, wer der Verräther in Frankreich wäre, der sich da mit seinem Gut bereicherte. Er zweifelte nicht, daß ihm diese Entdeckung seine Wiederkehr ins Vaterland, das er nicht aus den Augen verlohren hatte, und vielleicht noch mehr als man ihm im Spanien nahm, eintragen würde.

Die Leute, welche in Ränken erzogen sind, haben Talente für dergleichen Dinge, welche andre nicht haben. Rafis machte sich an einen andern Franzosen, der sich in Spanien niedergelassen hatte. Jean Blas erfuhr von ihm, wie l'Hote das Vertrauen seines ersten Herrn mißbraucht habe. Rafis, dem dies auffiel, hielt sich sogleich, wie aus Instinkt an diesen Menschen,

 und

und nachdem er sonst woher herausgebracht hatte, daß er gegenwärtig einer der Geheimschreiber Villeroy's sey, so enthüllte ihm, bey aller seiner Entfernung sein bloßer Scharfsinn, was so vielen andern, die an Ort und Stelle waren, Geheimniß blieb.

Nachdem sich sein Verdacht in Gewißheit verwandelt hatte, gieng er zu Barrault, und erbot sich, ihm den Verräther, über den er sich beklagte, und den er sich übrigens wohl hütete, ihn nur muthmasen zu lassen, bekannt zu machen, doch unter der Bedingung einer gänzlichen Abolition und eines anständigen Gehalts für ihn, wenn sich seine Nachricht wahr befinde. Die Wichtigkeit der Sache machte, daß Barrault ihm ohne Anstand beydes versprach. Rafis verlangte noch von ihm, und das seiner eigenen Sicherheit wegen, daß er sich seines Wagens bedienen dürfte, und daß er sich, wenn er im Betreff dieser Eröffnung nach Frankreich schriebe, nur an den König unmittelbar wenden sollte; allein Barrault, hielt dieß blos für eine übertriebene Vorsicht, welche die Kommunikation mit den vornehmsten Ministern Sr Majestät nicht ausschlösse, und er eröffnete sich daher just gegen Villeroy selbst über das Anerbieten und die Bedingungen Rafis. Villeroy, der nicht muthmaßte, daß der Verräther in seiner eigenen Expedition sey, beförderte die Depesche eilig zum Könige. L'Hote, der die Sache sogleich durchschaute, als er mit seinem Herrn dieß Paquet von Barrault eröffnete, machte seine Betrachtungen über diese wichtige Nachricht, und ergrif die Parten, die Rafis eben befürchtet hatte, auf der Stelle an seine Korrespondenten in Spanien zu schreiben, damit sie ohne Zeitverlust die nöthigen Maasregeln ergreifen möchten, um Rafis zu verhindern, daß er nicht mehr sagte; dieß hielt er für das sicherste für sich und das dienlichste, um den Fol-

gen

gen dieser Sache zuvor zu kommen; und vielleicht wäre es ihm mit jedem andern als einem Rafis gelungen.

Dieser, als er seine Abolition, die ihm der König nebst der Annahme seiner andern Vorschläge schicken ließ, erhielt, bemerkte, daß sie nicht von Lomenie unterzeichnet war, dem sie der König doch natürlich zugestellt haben würde, wenn ihm die Sache nicht durch einen andern Canal vorgetragen worden wäre: er schloß daher, daß sie durch Villeroy's Expedition gelaufen seyn müsse, und lief unverzüglich zu dem Gesandten, bey dem er sich beschwerte, daß er ihn betrogen habe. Er entdeckte ihm nun alles, und zeigte ihm, warum er darauf gedrungen habe, sich geradezu an Se Majestät, und am wenigsten an Villeroy zu wenden. Er gab ihm alle Aufklärungen, die er über die heimlichen Verständnisse des l'Hote versprochen hatte. Hierauf sagte er Barrault kurz, daß er, um der Gefahr, die in Madrid über ihm schwebe, wo möglich noch zu entgehen, kein anders Mittel sehe, als sich aufs baldigste nach Frankreich zu flüchten, und er stieg auch wirklich sogleich zu Pferd, was ihm wohl gerathen war, denn am folgenden Morgen wurde das Haus, wo er wohnte, von Häschern umringt, und als man ihn da nicht fand, ließ man ihm eiligst nachsetzen, um ihn einzuhohlen, ehe er die Grenze erreichte. Allein Rafis entgieng glücklich, oder vielmehr durch die Geschwindigkeit, mit der er sich mit Descartes, dem Sekretär Barraults, den ihm dieser mitgab, um ihn zu begleiten, und in Frankreich vorzustellen, aus dem Staube machte. Sie rasteten nicht, bis sie sich in Bayonne sahen, wo sie ihre Reise ohne Zeitverlust fortsetzten, und nach Paris und von da nach Fontainebleau kamen, wo der König sich aufhielt, wie sie gehört hatten.

Sie begegneten Villeroy unterwegs, der sich ebenfalls nach Fontainebleau in sein Haus von Juvisy begab,

gab, und glaubten, ihm nichts geheim halten zu dürfen. Sie baten ihn sogar, seinen Schreiber immer zur Vorsicht fest setzen zu lassen; und um allein die Ehre von dieser Sache zu haben, erboten sie sich, nach Paris zurück zu gehen, und ihn selbst gefangen zu nehmen. Willeroy nahm weder ihren Vorschlag, noch ihr Anerbieten an, selbst dafür zu haften. Man muß gestehen, daß dieß höchst unvorsichtig war; allein er bildete sich ohne Zweifel ein, daß l'Hote doch nicht entgehen könnte. Er sagte den beyden Kourieren, er habe diesen Schreiber in Paris zurückgelassen, er werde aber morgen nachkommen, und dann sey es noch Zeit, sich seiner zu versichern; auch glaube er, sey es nöthig, zuvor mit Sr Majestät davon zu sprechen; sie wagten ja doch nichts dabey, wenn sie nur selbst ganz stille von der Sache schwiegen. Dieß Verfahren befremdete sie, und machte sie äußerst unzufrieden; allein sie mußten gehorchen. Sie gaben ihm ihre mitgebrachte Briefschaften, damit er sie dem König überbringen möchte, was er am folgenden Tag that.

Der König hatte diese Briefschaften am Osterfest noch nicht erhalten, als ich in Fontainebleau ankam, folglich auch noch nichts von der Ankunft der beyden Eilboten und dem Namen des Verräthers erfahren. Man wußte noch nichts bestimmtes als die Warnung, den Leuten Willeroys nicht zu trauen. Da ich sehr spät und äußerst ermüdet nach Fontainebleau kam, so machte ich den König erst am folgenden Morgen meine Aufwartung. Ich traf ihn angekleidet, obschon die Sonne kaum herauf war. Die Nachricht von Barrault beunruhigte ihn. Er nahm mich bey der Hand, gieng in die Galerie neben seinem Zimmer, und unterhielt mich sehr weitläuftig von den Neuigkeiten, die er von seinen Gesandten erhalten hatte. Die verlohrne Londner

ner Depesche fiel ihn wieder ein, was ich ihm bey dieser Gelegenheit gesagt hatte, indem ich diesen Streich den Leuten Villeroys Schuld gab, und was er damals für Würkung der Eifersucht und Freundschaft gehalten hatte, schien ihm in diesem Augenblick so stark, daß er mir gestand, er fange an, es zu glauben, und tausend nachtheilige Dinge von dem Staatssekretär zu argwöhnen. Da er die Ankunft des Descartes und Rasis nicht so nahe vermuthete, so befahl er mir an der Entdeckung dieser Sache, auf welche Art es sey, zu arbeiten.

Schon drey Tage hatten wir, der König und ich, uns damit beschäftigt, als Villeroy mit den gedachten Briefschaften ankam. Ich gieng just mit dem König in der langen Galerie (Ulysses Galerie) des Fichtengartens spatzieren, wo ich Abschied von ihm nahm, um wieder nach Paris zu gehen, als Villeroy ihn anredete. Auf seinem Gesicht lag alle Traurigkeit, die man empfinden muß, wenn man seinem Herrn solche Neuigkeiten zu bringen hat, und ich kann sagen, daß ich als ein Mann, der Ursache hatte, die Demüthigung eines Nebenbuhlers zu suchen, oder mich wenigstens derselben zu freuen, durch meine Gegenwart ebenfalls Antheil an seinem Verdruß haben mochte. Während er diese Briefschaften las, blickte mich der König an, und drückte mir drey bis viermal die Hand. Er ließ ihn nicht enden, sondern unterbrach ihn sehr lebhaft, als er auf l'Hote gekommen war: „und wo ist er denn dieser Hote Ihr Schreiber? Haben Sie ihn nicht festsetzen lassen?" Ich glaube, Sire, antwortete Villeroy ganz bestürzt, er ist zu Hauß, aber noch nicht arretirt. „Was, sagte Heinrich aufgebracht, Sie glauben, er „sey bey Ihnen, und lassen ihn doch nicht arretiren? „Bey Gott! das ist zu nachläßig; womit haben Sie „sich denn amusirt, seit Sie seine Verrätherey wissen?

„das mußte sogleich auf der Stelle besorgt werden. Hur„tig zurück, und bemächtigen Sie sich seiner."

Villeroy gieng mit allen möglichen Zeichen des Schmerzens und der Verwirrung. Ich verschob darum meine Abreise nach Paris nicht um einen Augenblick, wo ich am folgenden Tag einen Brief vom König erhielt, der Descartes, der mir ihn überbrachte, aufgetragen hatte, mir in seinem Namen alles, was vorgefallen war, zu erzählen. Da ich das Publikum davon unterrichten muß, so will ich, um den Vorwurf zu vermeiden, daß ich die Erzählungen der Feinde Villeroys davon unterstütze, bey dem, was ich noch zu sagen habe, die Darstellung zu Grund legen, die davon in der Apologie seines Betragens enthalten ist, die er öffentlich bekannt machen zu müssen glaubte. (21) Folgendes ist der Verfolg dieser Sache, nachdem er erst alles, was von dem Augenblick, da er mit beyden Eilboten sprach, bis zu seiner Aufwartung bey dem König vorgefallen war, auf der vortheilhaftesten Seite für sich dargestellt hatte.

Bey seiner Nachhausekunft vom König fand Villeroy den Bischof von Chartres, und einige andere Standespersonen, die auf ihn gewartet hatten, und ihn sehr lange in seinem Kabinet aufhielten, weil da die Rede von den bevorstehenden Ceremonien bey Anlegung des Ordens vom blauen Hosenband war, weßwegen Descartes, der ihm hatte sagen wollen, daß l'Hote so eben mit Desnots von Paris angekommen sey, aus Achtung für diese Gesellschaft nicht wagte hinein zu gehen. L'Hote, dem sogleich die Neuigkeit von der Ankunft der zween spanischen Eilboten entgegen kam, behielt genug Geistes-Gegenwart, um nur mäßig betreten über diese verdrüßliche Dazwischenkunft zu scheinen. Er stellte sich, als habe er etwas zu essen aus der Küche nöthig, gieng aber

aber nur dadurch. Er betrog den Hausmeister, indem er ihm sagte, er wolle sich im Gasthof erfrischen, um da zugleich die Stiefeln abzulegen, und sich in Stand zu setzen, vor seinem Herrn zu erscheinen. Da Villeroy, nachdem ihn endlich seine Gesellschaft verlassen hatte, nach l'Hote fragte, und man ihm geantwortet hatte, daß er, wie jedermann glaubte, in der Küche sey, so glaubte er nicht besser thun zu können, als wenn er einen Bedienten schickte, und dem Haushofmeister sagen ließ, er solle l'Hote aufhalten und nicht aus den Augen lassen, und selbst unterdessen zu Lomenie gienge, um sich du Broc, Lieutenant des Bannrichters, von ihm auszubitten, durch den er ihn gefangen nehmen wollte. Er brachte Lomenie selbst mit, und stellte sich mit ihm in ein Fenster, das auf den Hof gieng, wo dieser Streich ausgeführt werden sollte. Zu spat! L'Hote war weg! —

Wer auch günstig genug für Villeroy gesinnt ist, um ihm hieben auf sein Wort zu glauben, wird sich doch wenigstens über die Langsamkeit ärgern, womit er diesen Staatssekretär Befehle ins Werk setzen sieht, die er aus dem Mund des Königs unmittelbar, und in einem so ernstlichen und dringenden Ton empfangen hat. Er wäre noch viel schuldiger, wenn tausend Umstände von den Entkommen des l'Hote, die Descartes und Rasis bekannt machten, und nicht in seiner Apologie angeführt sind, wahr wären. Sicher wäre es ungerecht, alles zu glauben, was gegen Villeroy bey dieser Gelegenheit ausgesagt wurde. (22) Seine Feinde hatten zu gutes Spiel, als daß sie die Gelegenheit nicht hätten benutzen sollen; die Protestanten besonders schilderten ihn mit den gehässigsten Farben, eine Rache, die sie sich nicht versagen konnten, weil er ehemals mehr als jemand dazu beygetragen hatte, den König von ihrer Religion abzubringen. Allein auf der andern Seite

muß

muß man in seiner Entschuldigung, wie seine ganz ergebene Anhänger thaten, auch nicht so weit gehen, ganz nichts tadelwürdiges in seinem Betragen finden zu wollen. Alle meine Freunde sagten laut, wenn dergleichen in meinem Hause vorgegangen wäre, so würde die Verläumdung wohl ganz anders gegen mich losgezogen haben. Die fremden Gesandten am französischen Hof, und der päbstliche Nuntius selbst, kamen in Paris zu mir, und erklärten, wenn nach einer solchen Entdeckung ihre Briefschaften noch durch die Hände Villeroys laufen müßten, so würden sich ihre Herrn wohl hüten müssen, etwas von Bedeutung zu schreiben.

Was nun noch den Verräther betrifft, so bestand alles, was man thun konnte, darin, daß man ihm die Häscher nachschickte. Er war mit einem Spanier, der ihn begleitete, bis an die Marne, nahe bey der Furth von Fay gekommen, wo er, weil ihm die Häscher ganz nahe auf dem Hals waren, kein andres Mittel sah, ihnen zu entkommen, als daß er sich in den Fluß stürzte, über den er vielleicht zu schwimmen hofte; allein er ertrank. Der Spanier wollte sich lieber gefangen geben, und wurde mit dem aus dem Wasser gezogenen todten Körper des l'Hote nach Paris geschaft. Villeroy schien es im Ernst zu verdrießen, daß man seinen Schreiber nicht lebendig hatte bekommen können; Er hatte recht; es war das einzige Mittel, den Verläumdern den Mund zu schließen. Er war der erste, der darauf antrug, als er mir von dieser Sache schrieb, dem Kadaver (23) alle Schande anzuthun, und an dem Spanier ein Exempel zu statuiren.

Dieß war aber nicht im Stand, den Zorn des Königs zu besänftigen, der lange nicht wußte, mit was für Augen er Villeroi nach diesem Vorfall ansehen sollte. Er war drey Tage unschlüssig, ob er ihn nicht

von

von sich jagen sollte, allein Villeroy warf sich mit so viel Zeichen eines tiefen Schmerzens zu den Füssen des Königs, vergoß so viele Thränen, und schluchzte so viele Betheurungen seiner Unschuld, daß Heinrich ihm glaubte, (das Publikum hielt sich immer überzeugt, daß er sich nur gestellt habe, ihm zu glauben) und mit seiner gewöhnlichen Güte ihm die Verzeihung angedeihen ließ, um die er ihm so inständig angefleht hatte.

In dieser Lage fand ich die Sachen, als ich wieder nach Fontainebleau kam, um Sr Majestät zu sagen, wie ich das nicht vermeiden konnte, welche Vorstellungen die fremden Gesandten bey mir gemacht hätten. Die Geheimschrift aller der unsrigen wurde verändert, undder König legte es nun nur noch darauf an, diese Gelegenheit zu benutzen, um Villeroy sorgfältiger und vorsichtiger bey der Wahl seiner Leute, und weniger hochmüthig als er sonst war, zu machen. Er verabredete mit mir einen Brief, den er dazu dienlich glaubte, weil ich ihn öffentlich bekannt machen sollte. Dieser Brief wurde mir von dem König durch Perroton von Paris gebracht, wie, wenn er mir darinn von der Gnade Nachricht ertheilen wollte, die er gegen Villeroy bey sich vorwalten zu lassen für gut befunden habe. Es hieß darinn, der König habe den Thränen und den Flehen Villeroys die Verzeihung nicht versagen können; ich solle daher nach dieser Verzeihung nicht mehr Mißtrauen, als Er selbst, gegen ihn beybehalten, und in dem Zustand, in welchem er sich gegenwärtig befinde, wäre es ein Liebeswerk, wenn ich ihm einen Trostbrief schriebe, und ihn dabey meiner Freundschaft versichern wollte; Er, der König, bitte mich selbst um diese Gefälligkeit.

Ich unterstützte die Absicht des Königs ohne Widerwillen; ich könnte selbst sagen, mit einer Aufrichtigkeit, die er nicht von mir verlangte, ausser daß ich mich nicht

entschließen konnte, Villeroy zu schreiben, daß ich ihn ganz schuldlos glaube, was, wie ich glaube, eine lächerliche Schmeicheley gewesen wäre; ich sagte übrigens genug davon, um das Publikum zu seinem Vortheil durch meinen Brief zu überzeugen, daß ich ihn wenigstens des Hauptverbrechens, dessen er beschuldigt wurde, nicht für schuldig hielte. Ich brachte ihn einige Tage hernach auf den Gedanken, sein Manifest herauszugeben. Ich stellte ihm vor, daß er sich hauptsächlich bemühen müsse, den Protestanten, denen er eine Blöße gegeben hatte, den Mund zu schließen; dieß würde er nicht besser bewerkstelligen können, als wenn er seine etwas heftige Denkungsart, die er gegen sie bewiesen habe, mäßigte, und den Katholiken menschlichere Gesinnungen gegen sie einflößte, dabey auch sich öffentlich als Beförderer der von mir so oft vorgeschlagenen Ordnung zu Begründung einer vollkommenen Eintracht zwischen beyden Religionstheilen, zeigte. Wenn ich in diesem Brief noch hinzusetzte, daß seine gänzliche Rechtfertigung von seinem künftigen Betragen abhangen werde, und wenn ich mich dabey auf das Beyspiel des Marschalls von Biron berief, so geschah das einzig zu Folgeleistung des Befehls von dem König, der wohl für nachsichtig, aber nicht für schwach gelten wollte.

Villeroy dankte mir in seiner Antwort auf diesen Brief, für meine gute Rathschläge, die er genau befolgen wolle, und für meine ihm geleisteten guten Dienste, die er nie vergessen würde. Er gesteht dabey, daß er freylich einem jungen Menschen, wie l'Hote, nicht so blindlings hätte trauen sollen, und läugnet nicht, daß, ob er gleich sich in seinem Gewissen vorwurfsfrey fühle, so habe er doch einen Fehler begangen, der einen Flecken auf seine Ehre werfen könne, den alle Dienste, die er Sr Majestät sein ganzes Leben hindurch vollends zu leisten

leisten gesonnen sey, nie ganz zu verwischen im Stand seyn möchten. Er entschuldigt sich damit, daß er nie gedacht hätte, daß l'Hote bey den wesentlichen Verbindlichkeiten, die er gegen ihn gehabt habe, je einer Untreue gegen ihn fähig seyn könnte. Lange nachher noch sprach Villeroy oft, wenn er an mich schrieb, von seinem Versehen, seinem Unglück und seiner Unschuld, und beynahe immer von der Verbindlichkeit, die er nur von dieser Gelegenheit her zu haben glaubte.

Es scheint, auch Barrault habe den Verläumdungen der Feinde Villeroys keinen Glauben beygemessen, indem er ihm bald darauf schrieb, was in einer Unterredung zwischen ihm und Prada, von dieser Sache gesprochen wurde. Rafis hatte keine Ursache sich zu beschweren. Ausser den funfzehnhundert und sechszig Pfund, die er von Barrault zu seiner Abreise aus Spanien erhalten hatte, erhielt er noch ein Geschenk von tausend Thalern, ausser den Bedingungen, die ihm der Gesandte zugestanden hatte. Auch Barrault hatte keinen Schaden hievon, denn er erhielt das rückständige letzte Quartal seines Gehalts. Descartes stellte dem König vor, wie viel es koste, um in Spanien anständig zu leben; und daß, ungeachtet meiner Briefe, sein Herr nichts von diesem Quartal habe erhalten können.

Das so eben gedachte Memoire, die Religion betreffend, bestand in einigen Artikeln, deren Annahme von den Katholiken und Protestanten, meiner Meynung nach, die Wiedervereinigung beyder Religionen, oder wenigstens die Erhaltung des Friedens unter denselben bewirken mußte, durch Zerstörung der gehässigen Vorurtheile, womit ein Theil den andern als ketzerisch und Pest für den Staat behandelt, und dafür wieder als gottlos und abgöttisch behandelt wird. Ich hatte es mit Genehmigung des Königs aufgesetzt, und es ihm mehrmals

mals in Gegenwart des Bischofs von Evreux, der Herren von Bellievre, Villeroy, Sillery und des Pater Cotton gezeigt.

Wenn die Protestanten nicht alles glauben, was die Katholiken glauben, so glauben sie doch wenigstens nichts, was diese, wie sie nicht läugnen können, nicht eben so gut als wir glaubten, und glauben alles, was Wesentlich in der christlichen Religion ist; da der Dekalogus, das Apostolische Glaubensbekenntniß, und das Gebet des Herrn der große und allgemeine Grund unsers gemeinschaftlichen Glaubens sind. (24) Das wäre genug. Warum das übrige nicht einem jeden selbst überlassen, als problematische Punkte, von denen das Für und Wider einer völligen Freyheit heimgestellt bleiben muß? Wir sind überzeugt, daß es unnütz, daß es sogar frech ist, die Gott selbst vorbehaltenen Geheimnisse ergrübeln zu wollen; hier wollen wir sie nicht nur ergründen, sondern werfen uns sogar zu Richtern derselben auf, indem wir einander aus Verschiedenheit der Meynungen und Einsichten, die wir von ihm in blos spekulativen Warheiten empfangen haben, ein Verbrechen machen. Lassen wir die Erkenntniß derselben, so wie die Erlassung in Ansehung derselben, einzig ihm, und geben wir nur den Herrschern, um des allgemeinen Besten willen, die Macht, in der Gesellschaft zu bestrafen, was die Liebe verletzt. Es gehört nicht vor die menschliche Gerechtigkeitspflege, sich zu Rächern dessen aufzuwerfen, was die Sache Gottes ist.

Noch eine andre Betrachtung. Wenn, unglücklicherweise für uns, wir der irrende Theil sind, können sich die Katholiken einbilden, daß sie uns durch Schimpfen und Verfolgen dahin bringen werden, ihre Gesinnungen anzunehmen? Mitleiden und Sanftmuth sind die einzigen Mittel, welche der Religion förderlich sind,

und

und die sie lehrt. Der Feuereifer ist nichts als Rechthaberey oder Ungestüm unter einem schönen Namen versteckt. —

Dieß war der Bestand dieses Aufsatzes. Nichts ist wahrer und einfacher; allein unglücklicherweise erstrecken sich die Rechte, welche die Menschen der Wahrheit über sich selbst einräumen, nur über sehr wenige Dinge, und was sie Vernunft und Religion zu nennen übereingekommen sind, ist, wenn man es recht betrachtet, beynahe durchgängig nichts als die Richtung ihrer Selbstsucht. —

Wenn die Vereinigung beyder Religionen in moralischer Rücksicht so gut als unmöglich ist, so ist sie es nicht weniger in politischer, indem sie nicht ohne Mitwirkung des Pabsts, die sich gar nicht erwarten läßt, zu Stande kommen kann. Denn selbst unter der Regierung Klemens VIII, der unter allen Päbsten, die seit langer Zeit auf dem Römischen Stuhl gesessen haben, am meisten unparteyisch und am geneigtesten zu jener zärtlichen Duldung war, welche das Evangelium seinen Jüngern zur Pflicht macht, kam sie nicht zu Stande. Dieser heilige Vater war damals so alt und schwächlich, daß jedermann sein Ende sehr nahe glaubte, und der König deswegen für dienlich hielt, die Kardinäle Joyeuse und Sourdis nach Rom abgehen zu lassen, um bey dem bevorstehenden Konklave das Beste der Nation zu wahren. Auf Anrathen des ersten gab er dem andern neuntausend Pfund zu seiner Ausrüstung und den Reisekosten, nebst zweytausend vierhundert Thalern Gehalt auf so lang, als er sich im Dienst zu Rom aufhalten würde.

Eine der letzten Handlungen Klemens des VIII. war eine Promotion von achtzehn Kardinälen auf Einmal.

mal. Diese Anzahl schien so stark, daß man in der Welt dafür hielt, er habe, weil er sein Ende heran nahen fühlte, seinem Nepoten, dem Kardinal Aldobrandini, dadurch einen letzten Beweis seiner Liebe geben wollen, der nach aller Wahrscheinlichkeit bey der großen Anzahl von Kreaturen seines Hauses im Konklave ihn selbst, oder doch wenigstens ein Subjekt, unter dem der Kardinal regieren könnte, auf den päbstlichen Thron erheben müßte. Da von diesen achtzehn Hüten zween auf Frankreich kommen mußten, so war die Wahl der zwo Personen, welche der König dem Pabst zur Annahme ernennen sollte, der Gegenstand einer eifrigen Bewerbung am Hof zwischen dem Bischoff von Evreux und Seraphin Olivary auf einer — und den Herrn von Villars, Erzbischoff von Vienne und von Marquemont auf der andern Seite (25). Diese letzten hatten für sich Bellievre, Sillery, Villeroy und alle deren Freunde. Ich glaubte auf der Seite des Herrn du Perron, der mein Bischoff und mein Freund war, und des Olivary seyn zu müssen, der durch vorzügliche Frömmigkeit bekannt war. Diese beyde erhielten auch, ungeachtet aller Bewegungen der Gegenparten, den Vorzug. Du Perron unterließ übrigens auf mein Anrathen nicht, Villeroy ein so verbindliches Danksagungsschreiben zu schicken, als wenn er ihm wirklich gedient hätte. Dieß ist Hofsitte! —

Die so dringende Angelegenheiten, wegen denen der König Chantilly im Anfang eines schönen Frühjahrs verlassen mußte, waren die Berichtigung und Unterzeichnung der verschiedenen Rechnungen von den Ausgaben für seine Gebäude, Jagd, Taschengelder, außer denen für die Festungswerke, das Geschütz und den Straßenbau. An dem dazu angesetzten Tage schickte der König, um das Zudringen der Sollicitanten,

ten, die nur auf den Augenblick lauerten, da wir, Se Majestät und ich, beysammen waren, den jungen Lomenie zu mir, und ließ mir sagen, ich solle nicht ins Louvre kommen, sondern Er selbst wolle am folgenden Tag ins Zeughaus kommen, wohin Er auch wirklich so früh kam, daß er noch eher da war, als ein großer Theil der zu den vorzunehmenden Geschäften gehörigen und von mir hinbestellten Officianten. Es waren ihrer nicht wenige, Befehlshaber in Festungen, Ingenieurs, Bauintendanten und Controleurs, die verschiedene bey den Geschütz angestellte Personen, Aufseher über die Brücken, Straßen, und andre.

Heinrich mußte mir sehr wichtige Dinge in geheim zu sagen haben. Ich schloß es aus einer düstern Verdrüßlichkeit, die er nicht so gut in sein Herz zurückpressen konnte, daß ich sie nicht aus seinem Gesicht und allen seinen Worten hätte merken sollen; noch mehr aber schloß ich es daraus, daß er mich in die große Waffenhalle führte, den Ort, wo er mir gewöhnlich Dinge von Wichtigkeit vertraute. Man darf hier eins von den sonderbaren Gesprächen erwarten, dergleichen man schon einige in diesen Memoiren gelesen hat.

Unsre Unterhaltung fiel nicht sogleich auf das, was ihm den hauptsächlichsten Kummer verursachte. Das Herz, in seine eigne Bitterkeit verhüllt, bedarf in diesen ersten Augenblicken fremder Gegenstände, um sich heraus zu heben, besonders, wenn sich bey der Ursache derselben auch ein wenig Beschämung mit einmischt. Es war daher im Anfang nur die Rede von dem Herzog von Bouillon und la Tremouille und den andern Theilhabern dieser Kabale, welchen ihre Bosheit neuerlich wieder eingegeben hatte, ihr Interesse mit dem des Prinzen von Condé, der Marquisin von Verneuil und

der d'Entragues zu verbinden, was man Sr Majestät durch ihre eigne Briefe und unverwerfliche Zeugen zu beweisen erbötig war.

Da ich ihm um einen ganzen Tag Bedenkzeit zu dem Rath, den ich ihm in Ansehung dieser neuen Verständnisse geben sollte, bat, so kam er auf seinen Aufenthalt in Chantilly, seine Jagd, die Summen, die er im Spiel verloren, das Geld, das er zu Geschenken für seine Mätressen verwendet hatte, und auf andre überflüssige Ausgaben, die in die Ausgabenrechnung des laufenden Jahrs kommen mußten, so wie auch die für die Manufaktur- und andre Gebäude, die es nicht weniger waren. Alles dieß zusammen machte eine so beträchtliche Summe, daß Heinrich, der sich innerlich Vorwürfe darüber machte, kein besseres Mittel fand, der Beschämung, die ihm meine Antwort verursachen würde, auszuweichen, als indem er, ehe ich noch Zeit hatte zu antworten, hinzusetzte, ich könne dazu auch noch ein Geschenk von sechstausend Thalern setzen, das er mir hiemit mache.

Da dieser Vorsicht unerachtet mein Gesicht großes Erstaunen und großen Verdruß über eine so starke Vermehrung unnützer Ausgaben verrieth, so wollte Heinrich noch einmal einer Erklärung ausweichen, und sagte, daß er nach allen den häufigen Arbeiten und Mühseligkeiten seines Lebens wohl einige Nachsicht für seine Vergnügungen zu verdienen glaube. Ich antwortete ihm mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit und Festigkeit, daß er Recht habe, vorausgesetzt, daß er die Entwürfe, die er mir, und ich auf seinen Befehl dem König von England mitgetheilt habe, mit dem, sein Leben in Wollüsten und Weichlichkeit zuzubringen, vertauscht hätte; wenn er sich aber noch seiner alten Ent-

würfe.

würfe erinnere, so wäre es ein starker Selbstbetrug, zu glauben, daß sie mit so kostspieligen Vergnügungen bestehen könnten; er müsse daher eins oder das andre wählen.

Ich hielt hier inne, nachdem mich Heinrich ohne Antwort, voll innrer Bewegung, und gleich einem, der jetzt tief nachsinnt, angehört hatte; allein die augenblickliche Stimmung des Herzens, die so starken Einfluß auf unsere Gemüthsbewegungen hat, lenkte das seinige zum Unwillen und Zorn. Er begnügte sich jedoch, mir zu sagen, er sehe wohl, daß ich sehr ungünstige Gesinnungen von ihm annehme, und mir befahl, die angezeigten Summen in Rechnung zu bringen, ohne mich weiter darum zu bekümmern.

Ich ließ mich das nicht verdrießen, denn ich kannte ihn beynahe so gut, als mich selbst. Nie hatte ich ihn weder gegen den Ruhm, noch gegen die Wahrheit unempfindlich gefunden, und konnte nicht glauben, daß er es in so kurzer Zeit erst geworden seyn sollte. Statt also zu den gewöhnlichen Palliativmitteln meine Zuflucht zu nehmen, sagte ich ihm, ich sehe wohl, daß die Freyheit, die ich mir bey meinen Vorstellungen genommen habe, ihm mißfällig gewesen sey, und brachte ihn doch wieder von neuem auf dieselbe Materie. Ich sagte ihm von den Mitteln, die man in Teutschland und Italien ins Werk setze, um die rühmlichen Thaten vorzubereiten, die er einst thun wollte, und von dem Erfolg derjenigen, welche daselbst auf seinen Befehl daran arbeiteten. Ich wiederholte ihm, daß alle diese Mühe verloren seyn würde, wenn das Geld, das unverletzlich dazu bestimmt seyn sollte, auf eitle unnütze Verschwendungen wegginge. Ich bewies ihm durch eine sehr ausführliche Berechnung ganz klar, daß man dieß große Werk nicht beginnen könne, ohne fünf und

vierzig Millionen baar vor sich zu haben, d. h. die Einkünfte von zwey Jahren aufs genaueste zusammengespart: daß man dabey dennoch noch voraussetzen müsse, daß der Krieg nur drey Jahre währe, indem man sonst die königlichen Einkünfte voraus erheben, oder das Volk durch außerordentliche Auflagen drücken müßte. Hier die Berechnung und der Beweis davon.

Ein Heer von funfzigtausend Mann Fußvolk, das geringste, das man dazu brauchen kann, kostet monatlich neunmalhunderttausend Pfund zu unterhalten, also, das Jahr nur zu zehn Monaten angeschlagen, jährlich neun Millionen. Sechstausend Pferde, die auf dieses Fußvolk gerechnet werden müssen, kommen monatlich auf dreymalhundert vierzig tausend Pfund, und jährlich auf drey Millionen und viermalhunderttausend. Funfzig Stück groben Geschützes können unter hundert und funfzigtausend Pfund monatlich, und jährlich einer Million und fünfmalhunderttausend nicht im gehörigen Stand erhalten werden. Diese drey Artikel allein machen jährlich beynahe vierzehn Millionen, und folglich nahe an zwey und vierzig Millionen in den drey Jahren, welche der Krieg währen darf. Die Kosten zur Werbung, Ankauf, Proviantfuhrwesen, u. s. w., die beym Anfang des Kriegs unvermeidlich sind, können nicht unter hundert und funfzigtausend Pfund, und der Abgang von eben diesen Lebensmitteln, nebst andern nicht vorherzusehenden Kosten beym Munitionswesen eben so hoch, angeschlagen werden. Der Rest von den fünf und vierzig Millionen geht leicht auf außerordentliche Ausgaben, deren Angabe hier zu weitläufig wäre.

Der König erwiederte, ehe man noch mit allem zur Ausführung fertig wäre, würden sich so viele Hindernisse hervorthun, daß man umsonst gearbeitet haben werde;

werde; allein in dem Augenblick, da er so sprach, las ich schon auf seinem Gesicht, daß sein erster Zorn verraucht sey, und er alles, was ich ihm sagte, vollkommen billigte. Er gab mir es bald zu, und gestand zugleich mit einer an einem unumschränkten Herrn ganz löblichen Aufrichtigkeit, daß die Schwierigkeiten, die er mir gemacht, und was er mir Hartes gesagt habe, eigentlich nur aus einem von einer größern Last, als über die er sich anfangs beklagte, da er von der Aufrührerbande sprach, niedergedrückten Herzen herkomme, und diese größere Last wären die häuslichen Verdrüßlichkeiten, welche ihm die Königin und die Marquise von Verneuil verursachten. Diese Worte, die mir unglücklicherweise nur allzu wahr schienen, gaben unsrer Unterredung eine andre Richtung.

Die Liebe Heinrichs zu Fräulein von Entragues war einer von den Unfällen, die ein schleichendes Gift über das ganze Leben verbreiten, weil das Herz, in seinem Innersten angegriffen, in der That sein ganzes Unglück fühlte, aber durch ein grausames Verhängniß weder Kraft noch Willen hat, davon zu genesen. Er erfuhr all den Uebermuth, Wankelmuth und die eigensinnige Launen (26), deren ein stolzes, ehrsüchtiges Weib fähig ist. Die Marquise von Verneuil besaß Geist genug, um ihre ganze Macht über den König zu kennen, und bediente sich derselben nur, um ihn zur Verzweiflung zu bringen. Sie unterhielt ihn nur von den Gewissenszweifeln, die sie sich über die Leichtigkeit mache, womit sie sich seinen Wünschen ergeben habe; Zweifel, über die er um so mehr ungeduldig werden mußte, da ihm nicht unbekannt war, daß sie sie ganz leicht bey Personen von sehr mittelmäßigen Umständen vergaß: bald wohnten sie einander nicht mehr bey, ohne sich zu zanken. Heinrich kaufte Gunstbezeugungen

gangen sehr theuer, welche nichts, was das Glück zärtlicher Herzen macht, versüßten, und noch überdieß ihn und die Königin, seine Gemahlin, beynahe unaufhörlich von einander schieden.

Diese Prinzessin ihrerseits, die schon von Natur sehr wenig zuvorkommendes, und von ihrer Nation einen heftigen Hang zur Eifersucht hatte, ließ an ihrem Gemahl ihren Haß aus, dessen Wirkungen sie ihrer Nebenbuhlerin nicht ganz empfinden lassen konnte, und so war dieser unglückliche Herr zwey Weibern ausgesetzt die nichts mit einander gemein hatten, als die besondere Absicht, ihm alle Art von Zufriedenheit zu rauben. Alle Mühe, die man sich gab, sie einander zu nähern, war beynahe in demselben Augenblick verloren. Die Königin verfiel sogleich wieder darauf, von dem König ein Opfer zu verlangen, das er ihr nicht zugestehen konnte, und seine Weigerung darüber, obschon mit Liebkosungen begleitet, und mit allen möglichen Gefälligkeiten gewürzt, fiel ihr so empfindlich, daß sie darüber alles vergaß, und selbst daran arbeitete, die Ursache ihres Verdrusses zu unterhalten, indem sie von den Gattenrechten alles abschnitt, was das Herz zärtliches und zuvorkommendes darein legen sollte.

Sie bekam bald Nachricht von dem Eheversprechen, das Heinrich dem Fräulein d'Entragues gethan hatte, wovon ich, wie man oben gesehen hat, die Urkunde zerriß, die er wieder schrieb; und sie hatte keine Ruhe, bis er ihr versprochen hatte, seiner Mätresse diese Schrift wieder zu nehmen, von der ihr ohnehin alle Geistliche versicherten, daß sie nach allen Rechten ganz ungültig sey; und Heinrich nahm es endlich aus bloßer Gefälligkeit auf sich, sie der Marquise wieder abzufodern, und zwar in einem Ton, der ihr deutlich genug zeigte,

daß

daß er keine abschlägige Antwort erwarte. Er kam eben von diesem Wagestück her ins Zeughaus. Die Gewalt, die er sich angethan, der wenige Nutzen, den er davon geärndtet, und die Reden, womit seine Mätresse ihre Verweigerung in seiner gestrigen Unterredung mit ihr begleitet hatte, waren es, was seinem Herzen eine so tiefe Wunde versetzt hatte.

Die Marquise von Verneuil gerieth in eine wüthende Entrüstung, als sie von dem gedachten Versprechen reden hörte, und sagte Heinrichen in gar ungelinden Ausdrücken, daß er sie — sonst wo suchen könne. Um ihr die unangenehmen Dinge, die er ihr zu sagen hatte, nicht auf zweymal sagen zu müssen, fing er an, ihr ihre Verbindungen mit dem Grafen von Auvergne und den Empörern im Königreich vorzuwerfen. Sie würdigte ihn nicht einmal einer Antwort auf diese Beschuldigungen, sondern nahm selbst einen vorwerfenden Ton an, und sagte ihm, daß es ihr unmöglich sey, länger mit ihm zu leben; da er alt werde, so werde er jetzt mißtrauisch und argwöhnisch; sie werde mit Freuden einen Umgang abbrechen, der nicht gut genug belohnt werde, um ihr angenehm seyn zu können, ihr im Ganzen nichts eintrage, als den allgemeinen Neid und Unwillen. Sie erfrechte sich, gegen die Königin in so verächtlichen Ausdrücken zu reden, daß Heinrich versichert, er sey auf dem Punkt gewesen, ihr Maulschellen dafür zu geben. Er sey plötzlich weggegangen, um nicht so weit zu kommen, aber voll bittern Unwillens, den er eben nicht vor ihr zu verbergen suchte, und mit der Betheurung, daß sie ihm wohl noch die Verschreibung herausgeben sollte, welche dieses Wetter veranlaßt hatte.

Nach dieser ganzen Erzählung, welche den Zorn Heinrichs wieder entflammte, mußte er doch gestehen,

was

was ich auch ohne dieß schon voraus gesehen hätte, daß er sich schwerlich entschließen könnte, alles zu halten, was er in seinem Zorn versprochen hätte, und nach der Weise der Verliebten, welche nie so viel Drang fühlen, den Gegenstand ihrer Liebe zu loben, als wenn sie alles mögliche Ueble von ihm gesagt haben, zog er nun wieder das andre Register von den guten Eigenschaften seiner Mätresse, wenn sie nur erst einmal aus einem solchen Anfall von schneller Hitze und Eigensinn heraus wäre. Er lobte entzückt die Reize ihres Umgangs, den fröhlichen Anstrich ihres Geistes, ihre Antworten voll Lebhaftigkeit und Witz. Was er sagte, war nicht ohne Grund, und die Vergleichung, die er dabey mit der Stimmung der Königin anstellte, machte ihm jene Vorzüge nur desto fühlbarer. „Das alles finde ich „nicht zu Haus," sagte er; „ich finde bey meiner Ge„mahlin weder Gesellschaft, noch Unterhaltung, noch „Vergnügen; sie hat weder einen gefälligen Geist, noch „einen angenehmen Umgang, und richtet sich in keinem „Stück nach meiner Laune, noch nach meinem Tempe„rament. Wenn ich nach Haus komme, und anfan„gen will traulich mit ihr zu kosen, und mich ihr nä„here, um sie zu umarmen u. d. gl., so macht sie mir „ein so eiskaltes Gesicht, daß mich friert und mir alle „Lust vergeht, und ich suchen muß, mich sonst einiger„maßen schadlos zu halten. Mein armes Mühmchen, „Guise, ist dann meine einzige Zuflucht, wiewohl sie „mir auch manchmal meine Wahrheiten sagt; sie thut „das aber mit einer so guten Art, daß ich gar nicht „darüber böse werden kann, und mit ihr lachen muß." Dieß war in der That die Art dieses Herrn, und vielleicht hat es die Königin nur sich selbst zuzuschreiben, daß sie ihn nicht aus dem Netz ihrer Nebenbuhlerin zog, und von jeder andern Galanterie abhielt; wenigstens scheint es mir, daß es sein voller Ernst damit

und

und seine wahre redlichste Absicht war, als er beym Schluß dieser Unterredung mir recht angelegentlich auftrug, seine Gemahlin dahin zu vermögen, daß sie sich besser in seine Art und in seinen Charakter schicken lernen möchte.

Ich wollte so eben antworten, wie sich denn wirklich auf dieß alles viel sagen ließ, als wir durch die Herren de Vic, Trigny, Pilles, Fortia und andre unterbrochen wurden, welche hereinkamen und sagten, daß alles schon seit länger, als einer Stunde, warte, und daß es schon so spät sey, daß man diesen Vormittag nicht alles abthun könne. Der König ging, nachdem er mir empfohlen hatte, reinen Mund zu halten, in den Saal, wo der Rest des Tages und zween ganze folgende mit dem Geschäfte zugebracht wurden, wegen dem man sich versammelt hatte. Die Oberaufsicht über die hohe Gerichtsbarkeit Guyenne erhielt auf mein Vorwort Biscose (27), der schon in Diensten war. Man ernannte einen Kommissär zu Abtragung des Forts Craon. Ich übergehe andre ähnliche kleine Einrichtungen.

Sobald wir ein wenig Luft hatten, knüpfte der König den abgerissenen Faden unsrer Unterredung wieder an. Der Gegenstand derselben lag ihm so sehr am Herzen, daß er mir Billets auf Billets schrieb, um mich zu bewegen, die mir vorgeschlagene Wiederannäherung zwischen ihm und der Königin zu unternehmen. Ich sah wohl, daß die Sache ihre Gefahren hatte. Ein allzu hitziger und freyer Eifer bey zwo Personen von diesem Rang zieht oft den Unwillen Einer, und bisweilen beyder Partien zu; überdieß beurtheilte ich mich richtig genug, um einzusehen, daß sich dieser Auftrag für niemand weniger als für mich schicke, weil ich gar

gar keine Anlage zu all den kleinen dazu erfoderlichen Künsteleyen habe.

Ich beschloß daher nichts zu unterlassen, was Heinrich bewegen könnte, selbst die einzige richtige Partey zu ergreifen; Vernunftgründe, Ermahnungen, Beyspiele, alles wurde von mir angewendet, um ihm zu beweisen, daß es bloß von ihm abhänge, sich auf Einmal und für immer Ruhe zu verschaffen, es käme nur darauf an, daß er den Ton des Herrn gegen alle annähme, die Königin zwänge ihre üble Laune, ihre Vorwürfe, und besonders ihre öffentlichen Klagen in sich zu verschließen, welche immer auf ärgerliche Klätschereyen ausliefen, und daß er besonders in Ansehung derer, welche den Geist der Königin vergiften, das kleinste Wort, das sie ihr zu hinterbringen, oder gegen Se Majestät zu sprechen wagten, mit aller Strenge bestrafte. Ich stellte ihm vor, daß es ihn, um sich seiner Ruhe zu versichern, nur den tausendsten Theil des Muths und der Geistesstärke kosten würde, wovon er so schöne Proben bey Gelegenheiten von ganz andrer Wichtigkeit gegeben habe; und daß seine Ehre unter einer von einem so großen König beynahe unbegreiflichen Schwachheit leiden müsse. Ich bewies ihm, daß jeder Oberherr ohne Tyranney, und bloß vermöge der Rechte seines Standes von seinen Unterthanen und Hofleuten sowohl für seine Person, als den Staat den nöthigen Gehorsam, um alles in Unterwürfigkeit und Respekt zu erhalten, fodern, und daß es ihm nicht zum Vorwurf gereichen kann, wenn er die, welche sich erfrechen, die Ruhe seines Hauses zu stören, mit aller Strenge bestraft. Zu den Vorstellungen fügte ich Bitten, und beschwor Heinrich, mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen, den Gebrauch seines Ansehens zu versuchen. Der Zustand, in dem ich ihn erblickte, erregte mein ganzes Gefühl.

Es

Es ist sicher, daß er nur da zugreifen durfte, und ich konnte nie recht begreifen, warum er sich so sehr dagegen sträubte. Er erinnerte sich der Anschläge, die ich ihm zu Blois darüber gegeben hatte, und die Verschiedenheit derselben von denen, die ich ihm jetzt empfehlen wollte, gab ihm eine Art von Triumph über mich, und er gab mir mit einer Art von Selbstberuhigung zu verstehen, daß ich vielleicht so gut als er an dem allem Schuld wäre. Allein diese Verschiedenheit, genau betrachtet, war nur scheinbar, und indem ich ihm die Ergreifung von Mitteln ausredete, deren Folgen sehr gefährlich seyn konnten, (mehr darf ich davon nicht sagen, ohne die Geheimhaltung zu verletzen, die ich versprochen hatte,) war ich weit entfernt, Mittel auszuschließen, die so leicht und so wenig gewaltsam sind, daß man sie nicht einmal an einem bloßen Hausvater, der sie zur Ruhe seiner Familie ergriffe, tadeln könnte. Auch mußte mir Heinrich darauf sagen, wenn ich ihn kennte, so würde ich einsehen, daß es ihm unmöglich wäre, die mindeste Strenge gegen Personen zu gebrauchen, die er gewöhnt hätte, auf einen vertrauten Fuß mit ihm zu leben, am wenigsten gegen eine Frau.

Ich hatte ihm hierauf nichts zu sagen, als daß er also seine Mätresse fortjagen, und seiner Gemahlin alle Genugthuung geben müsse. Er kam mir darin zuvor, und sagte, daß er bereit wäre, wenn es seyn müßte, alles was seiner Gemahlin anstößig wäre, abzuschaffen, wenn er nur versichert seyn könnte, sie nach diesem Opfer so zu finden, wie er sie wünschte; er sehe aber voraus, daß er sich den Rest seines Lebens hindurch Zwang auflegen würde, ohne sie zu bessern, weil sie, indem sie bloß den Eingebungen ihrer Galle folge, den-

noch glaube, denen der Vernunft zu folgen. Um mir dieß zu beweisen, ließ sich Heinrich wieder auf eine lange Aufzählung der Fehler der Königin ein, welche beynahe nichts als bloße Wiederholung dessen war, was er mir schon von ihrer Lust gesagt hatte, die sie daran finde, ihm durch den Sinn zu fahren und ihn zu ärgern. Er setzte nur noch hinzu, daß sie stets einen so starken Haß gegen seine natürliche, obschon noch vor Ihrer Ankunft in Frankreich geborne, Kinder bey allen Gelegenheiten habe blicken lassen, daß sie ihn sicher nie ablegen würde. Er verbreitete sich über die wenige Dankbarkeit, die sie stets für seine gute Behandlung und seine Aufmerksamkeit gezeigt habe, ihr in allen Geldbedürfnissen zuvor zu kommen, wiewohl er wohl wisse, daß sie es nur empfienge, um es an die Leonore und deren Mann und an einige andre zu verschwenden, die ihr die schlimmsten Anschläge gäben. Er nahm mich zum Zeugen, daß nie eine Königin von Frankreich so viele Geschenke erhalten habe. Es ist wahr, ich war der erste, der sie begünstigte, und ließ gewöhnlich durch meine Gemahlin darum anhalten; ich that dieß aber einzig in Absicht auf den Hausfrieden, den man oft durch dieß Mittel erkauft, und immer auf Befehl des Königs selbst. So sehr wie er sich gegen Conchini und dessen Frau entrüstete, die er als Spanische Kreaturen und Spione des Herzogs von Florenz behandelte, hätte gewiß niemand gern an der Stelle dieser zween Italiener seyn wollen; allein Heinrich ließ es dabey bewenden, sich selbst Vorwürfe darüber zu machen, daß er nicht den Rath befolgt habe, den ich ihm, als die Königin nach Frankreich kam, ertheilte, diese ganze Italiänische Brut nicht mit ihr über die Apenninen zu lassen.

Der Schluß dieses ganzen langen Gesprächs war eben der, wie bey den vorhergehenden, ich müsse durch die gelindesten Mittel suchen, die Königin dahin zu vermögen, daß sie sich nach dem Wunsche des Königs füge; doch so, daß ich sie nicht merken ließe, daß ich auf höhern Befehl handle. Heinrich bat mich darum, und legte mir die Sache aufs dringendst - angelegentlichste ans Herz, und sagte, daß er nicht zweifle, daß ich es zu Stande bringen würde. Er erinnerte sich einer ähnlichen Gelegenheit, wo ich von ihr erhalten hatte, daß sie an ihren königlichen Gemahl einen Brief schrieb, wozu sie zuvor niemand von allen, die sich damit befaßt hatten, hatte vermögen können.

Achtzehntes Buch.

1604.

Der Zufall bot mir, just da dieses alles vorging, eine Gelegenheit dar, die mir sehr günstig für die Ausführung des so eben erhaltenen Auftrags bey der Königin zu seyn schien. Die gewöhnlichste Art, ihr Geschenke zu machen, war die Ausfertigung solcher Edikte, wovon oben die Rede war, zu Ihrem Vortheil, oder daß man sie Weinkauf von dem Waarenhandel und den Verträgen beziehen ließ, die sie durch ihren Schutz beförderte, und diese Edikte oder Kaufhandlungen mußten immer erst durch meine Hand gehen, ehe sie ihre Gültigkeit erhielten, die Theilhaber mochten nun erst ernannt, examinirt oder autorisirt werden müssen.

Man bot eines Tags der Königin vierzigtausend Pfund für die Auswirkung eines Edikts, das die Salzsteuer-Beamte in Languedoc betraf. Sie schickte d'Argouges (1) zu mir, um mir das Edikt zu bringen, und mir den Vorschlag zu wissen zu thun. Ich antwortete ihm, der König könnte ohne großen Nachtheil des allgemeinen Besten die verlangte Gnade zugestehen; ich glaube aber nicht, daß die Königin ihre Zeit zu dieser Bitte gut gewählt hätte, da mir der König so unzufrieden über einige ihrer letzten Schritte zu seyn scheine, daß ich sehr fürchte, er möchte diese Gefälligkeit nicht für sie haben, wenn sie nicht wenigstens damit anfinge,

fienge, ihn zu besänftigen. Ich wäre so frey mich zu erbieten, Ihr hierin mit Rath und That an die Hand zu gehen, wenn sie anders sich von beyden noch eben den Nutzen verspreche, den sie wohl sonst schon einigemal gehabt hätten. Die Königin nahm es an, und versprach alles aus Begierde nach der angebotenen beträchtlichen Summe. Sie glaubte, daß sie wie zuvor durch einen sehr demüthigen Brief ihre Absicht erreichen könnte; sie schrieb einen, und schickte mir ihn zur Durchsicht, mit dem Erbieten, daran zu ändern, so viel ich gut finden würde.

Nie hatte ihr ein Schritt so viele Ueberwindung gekostet. Sie hatte einen so großen Abscheu vor der Marquise von Verneuil, daß sie kaum ihren Namen auszusprechen würdigte; allein wenn sie durch etwas an sie erinnert wurde, so drückten alle ihre Geberden, Bewegungen und selbst ihr Stillschweigen ganz zum Sprechen aus, was sie nicht sagen wollte. Da sie daran gewöhnt werden mußte, von ihrer Widersacherin reden zu hören, so brachte ich sie geradezu auf dieses Kapitel, da sie sich dann durch tausend der stärksten Beywörter, mit denen sie die Marquise beehrte, Luft machte. Sie sagte, sie würde sich nie dazu entschließen können, ein Weibsbild mit günstigen Augen anzusehen, die sich unterstände, sich mit Ihr zu messen; die ihre Kinder zu eben dem Stolz und zu eben dem respektswidrigen Betragen gegen Sie erziehe; die den Staat verwirre, indem sie die Aufrührer unterstütze, ohne daß der König, von seiner Leidenschaft verblendet, sich einfallen lasse, sie in ihre Schranken zurückzuweisen.

Ich fieng damit an, daß ich Theilnahme an ihren Leiden bezeugte, zeigte ihr aber, daß sie Folgen von ihrem Betragen gegen den König wären, und ließ sie dadurch ihren Fehler so wohl fühlen, daß sie einen zweyten

 Brief

Brief schrieb, so wie ich ihn ihr angab. Sie schickte ihn dem König, der nach Paris gegangen war, und sie zu Fontainebleau gelassen hatte. In seiner Freude darüber schrieb er eine so zärtliche und artige Antwort, daß er natürlich erwarten konnte, eine Replik in demselben Ton dagegen zu erhalten; allein unglücklicherweise hinterbrachten der Königin ihre Kundschafter zu gleicher Zeit, da sie die Antwort erhielt, daß der König nichts desto weniger wie sonst zu der Marquise gegangen sey, daß man sich da über ihre Leichgläubigkeit lustig gemacht habe, u. s. w. Dieß machte, daß sie alles wieder vergaß, was sie versprochen hatte. Sie sagte, der König betrüge sie, und, statt zu schreiben, sagte sie dem Ueberbringer bloß mit trockenem und verächtlichem Ton: sie schreibe nicht, weil sie den König morgen bey sich erwarte, wie er Ihr geschrieben habe. Der König war billig aufgebracht über dieses Benehmen. Er konnte es nicht verschweigen, und da die, welche ihn hörten, eben nicht die Leute dazu waren, die Sache geheim zu halten, wie ich, dem er in der ersten Bewegung schrieb, so wurde alles von beyden Seiten wieder gesagt, und der Handel noch verwirrter als zuvor.

Ich mußte also wieder zu Feld ziehen, um diesen neuen Kampf zu schlichten; allein was konnte ich erwarten? höchstens einen Waffenstillstand von nicht längerer Dauer als alle andern, so lang der König nicht das einzig wirksame Mittel ergriff. Ich schlug es ihm noch einmal vor, als er mich durch la Varenne hatte holen lassen, um mit einander zu versuchen, seinen Kummer zu zerstreuen, der immer heftiger in seinem Innern kochte. Ich fand ihn im Gewächshause der Tuillerien, in das ihn ein heftiger Platzregen getrieben hatte. Da er unaufhörlich verlangte, ich solle ihm sagen, was ich ihm zu thun riethe, und da er mir es auf meine Weigerung durchaus

durchaus befahl, so sagte ich ihm endlich: „er solle von „einer Seite vier oder fünf Personen übers Meer, von „der andern eben so viel übers Gebirge schaffen lassen.“ Er antwortete mir, daß die Hälfte von diesem Rath wohl ausführbar wäre, da ihn nichts hindere, gegen die Aufrührer, die an seinem Hof verrätherische Verständnisse hätten, Strenge zu brauchen; mit den Italienern ginge das aber nicht so leicht, weil er dadurch, außer dem, daß er von diesem rachsüchtigen Volk alles zu befürchten hätte, die Königin unversöhnlich erbittern würde, wenn er ihr ihre Günstlinge entrisse. Als er über meinen Vorschlag nachdachte, fiel ihm ein sehr sonderbares Auskunftsmittel ein, das ihm anwendbar schien, nehmlich zu dem, was ich vorgeschlagen hatte, die Einwilligung der Königin selbst zu erhalten. Er hielt sich dabey auf, als wenn die Sache ausführbar gewesen wäre, und verlangte, daß ich mich mit allen meinen Kräften bestreben sollte, dieses Wunder zu bewirken, indem er mir versprach, sogleich allen seinen Liebschaften zu entsagen, wenn ich dieß zu Stande brächte. Also ein neuer Auftrag von dem König, der es mir überließ, über die dienlichsten Mittel dazu nachzusinnen, und seinen Spatziergang im Garten allein fortsetzte, da der Regen während unsrer Unterredung aufgehört hatte.

Ich fieng bey der Königin nicht sogleich mit der Bitte um eine Einwilligung an, zu der sie mir gar nicht aufgelegt schien. Ich glaubte, daß der einzige günstige Augenblick, diese zu erlangen, der seyn müßte, da sie sich völlig mit ihrem Gemahl aussöhnte. Ich arbeitete so eifrig daran, daß ich endlich unter beyden hohen Personen das beste Vernehmen herstellte, in dem sie je gestanden hatten. Man versprach das Vergangene zu vergessen, und für die Zukunft die Ohren vor jedem Klätscher zu verschließen. Die Ruhe dauerte drey

 Wochen,

Wochen, und diese Zeit über war der Hof voll Freude und Lustbarkeiten. Allein neue Ränke der Marquise von Verneuil hatten hierauf vermittelst nachtheiliger Erzählungen ihre gewöhnliche Wirkung bey der Königin. Alle diese guten Entschlüsse verrauchten abermals, und man mußte endlich doch noch, als das letzte Mittel, die Auskunft versuchen, welche der König vorgeschlagen hatte.

Man kann sich denken, mit welchem Gesicht die Königin den Vorschlag aufnahm, mit einer Art von Schande die liebsten ihrer Leute zurück zu schicken. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, und alles einzig von meiner Beharrlichkeit gehofft, jeden abgeschlagenen Sturm so oft als möglich wieder zu erneuen. Allein sie blieb durchaus unerbittlich; und um alles zu sagen, Heinrich selbst hielt sein mir gegebenes Wort, dieses Opfer durch die Aufopferung jeder andern Liebschaft zu erwiedern, so schlecht, daß sie daher ihre besten Gründe nahm, den meinigen nicht nachzugeben.

Was ich voraus gesehen hatte, geschah. Die Königin erbittert durch die, die ich geradezu angegriffen hatte, fieng an mit mir selbst Händel zu suchen. Sie beschwerte sich, daß ich ihr nicht Wort gehalten habe, als wenn es in meiner Macht gestanden hätte, Heinrich von seiner Mätresse zu trennen; allein ich unterließ nicht, ihr dagegen vorzustellen, daß sie das ihrige noch viel schlechter hielte, und daß sie durch ihre Kälte und Antipathie, die der König nach so vielen Rückfällen für unverbesserlich ansehen müsse, selbst Schuld an dem Uebel sey, das sie mir zur Last lege. Ich führte ihr die Frau von Guise als ein Beyspiel an, das sie hätte nachahmen sollen, um Herz und Geist Sr Majestät zu fesseln. Sie beschwerte sich darauf, daß ich nicht alle schuldige Achtung für ihre Briefe beweise. Ich hörte das

das von der Frau des Conchini, der am wenigsten unvernünftigen unter allen, denen sie Macht über sich einräumte. Ich antwortete auf diesen Vorwurf, daß ich freylich nicht immer Rücksicht auf die Briefe nähme, die ich von der Hand eines Ihrer Schreiber geschrieben sähe, weil sie entweder ohne Ihr Zuthun auf Veranlassung unbilliger, ungestümer Bettler, die Ihren Namen mißbrauchten, oder einzig in der Absicht geschrieben wären, mir durch eine abgedrungene abschlägige Antwort Ihren Haß zuzuziehen; daß ich aber nicht glaube überführt werden zu können, daß ich auf diejenigen, die von Ihrer eigenen Hand wären, nicht mit allem möglichen Respekt und Ehrfurcht geantwortet habe.

Und, aufrichtig, ich mußte meine ganze Pflicht so fest als ich that, vor Augen haben, um sie nicht gegen die Königin zu vergessen. Es war gar kein Ende mit Bitten. Blos die laufenden Ausgaben für ihr Haus kosteten dem König jährlich dreymalhundert fünf und vierzigtausend Pfund. So viele Gratifikationen, Weinkaufe, und zu ihrem Vortheil erlassene Edikte reichten noch nicht zu für ihre andre Ausgaben. Sie versetzte einst zum Verdruß ihre, oder vielmehr der Königinnen von Frankreich, Ringe und ganzen Schmuck, und man war genöthigt, aus dem königl. Schatz das Geld zu ihrer Wiedereinlösung zu nehmen. Das Edikt, die Eximirten in jeder Pfarre betreffend, war zu ihrem Vortheil; da einige Einnehmer von Rouerque und Quercy mit ihren Bezahlungen im Rückstand geblieben waren, so ließ Sie sie zu ihrem Vortheil schlagen. Sie wollte die Hochzeit des Italieners Sandy, Ihres Gärtners ausrichten, und verlangte dazu von mir sechs hundert Pfund, freylich eine Kleinigkeit, aber eben hauptsächlich aus solchen Kleinigkeiten kann man die Anlagen der Großen zur Oekonomie beurtheilen. Was

 konn-

konnte ich thun, da ich es gleich unthunlich fand Ihr alles zuzugestehen, und Ihr alles abzuschlagen? was anders, als daß ich ihr alles abschlug, was eigentlich und würklich der Gerechtigkeit und dem Besten des Staats Eintrag thun konnte, und bey dem, was man ihr nicht wohl abschlagen konnte, besonders in Ansehung dieser Edikte, alle Bedrückung bey Erhebung der Gelder zu verhindern suchte. Von den persönlichen Streitigkeiten Ihrer Majestäten kann man sagen, daß sich der König unbegreifliche Schwachheiten und die Königin unentschuldbare Thorheiten zu schulden kommen ließ.

Da ich sah, wie wenig ich ausgerichtet hatte, seit ich mich mit allen diesem häuslichem Wirrwarr abgab, so begriff ich endlich, daß dies unter die Dinge gehöre, deren Auseinandersetzung man blos den Parteien selbst überlassen muß. Ich zog mich also ganz sachte aus dem Spiel, und überließ großmüthig Silley das Feld, dessen der König sich ebenfalls bediente. Er fand bisweilen, daß er den Geist dieser zwo Damen sanfter zu lenken wußte als ich, was ich ohne Mühe glaube. Ich kann weder schmeicheln, noch meine Gedanken verstellen, und zu diesem Geschäft braucht man nichts als Gefälligkeit und Verstellung, ohne diese hat man nichts zu hoffen und alles zu fürchten; doppelt zu fürchten, wegen des Antheils, den hieran die Gemahlin und die Maitresse haben. Von der ersten hat man so eben einen Beweis hievon gesehen; auch was diese betrift, kann ich mit voller Kenntniß davon sagen: Hätte ich meine Maasregeln nicht so gut genommen, so wäre ich erst vor einigen Tagen beynahe das Opfer des Liebhabers und der Geliebten geworden. Es war bey folgender Gelegenheit.

Zur Zeit da sich von Tag zu Tag die Beschwerden zwischen Heinrich und der Marquise von Verneuil häuften, wurde ich von dem König abgeschickt, um ihr in seinem Namen die bittersten Vorwürfe zu machen. Statt nachzugeben, und ihr Unrecht zu gestehen, nahm sie einen so übermüthigen Ton an, daß ich nicht zweifelte, das Stück möchte sich diesmal mit einem gänzlichen Bruch endigen, was ich von ganzem Herzen wünschte. Nicht nur verweigerte sie die Befriedigung, die der König von ihr verlangte, sondern schien auch so entschlossen, den ganzen Umgang mit dem König abzubrechen, daß sie mich sogar aufs nachdrücklichste bat, mir Mühe zu geben, ihn zur Einwilligung in diesen für beyde gleich vortheilhaften Entschluß zu bewegen, und sobald ich nach Haas käme, einen Brief, dessen Inhalt wir mit einander verabredeten, an ihn zu schreiben, worinn sie sich so starker Ausdrücke bediente, daß ich denken mußte, es sey ihr völliger Ernst. Da ich indessen bey meiner Kenntniß von dem Charakter dieser Frau befürchtete, sie möchte wieder läugnen, was ich dem König schrieb, und mir zur Last legen, ich habe durch heimliche Ränke gesucht, sie mit ihm zu veruneinigen, was er mir bey aller seiner Gnade nie vergeben haben würde, weil in Herzens-Angelegenheiten seine Empfindlichkeit sehr weit gieng: so brauchte ich die Vorsicht, diesen Brief der Marquise zu senden, ehe ich ihn dem König zustellte, und ließ ihr dabey sagen, sie möchte ihn aufmerksam lesen und prüfen, um zu sehen, daß ich in diesen sehr langen Brief nichts gesetzt habe, als was sie selbst mir anbefohlen hätte; und möchte mir wieder sagen lassen, ob ich nicht genau den Inhalt ihrer Worte befolgt habe. Ich trug überdieß dem Ueberbringer auf, mir nichts mündlich zu bringen, sondern sie zu veranlassen, mir

schriftlich

schriftlich anzuzeigen, was sie daran zu ändern und überhaupt mir zu sagen hätte.

Sie hatte bereits von der Strenge ihres ersten Entschlusses sehr nachgelassen. Mein Diener schloß dies aus ihren Wortklaubereien und aus ihrer Aeusserung, daß sie damit nicht zufrieden sey, wiewohl sie nicht davon sprach, daß der Brief unterbleiben sollte. Als er sah, daß sie ihn nach dieser ganz unbestimmten Erklärung ohne etwas positives zurück schicken wollte, fiel ihm mein Befehl wieder ein, und er sagte zu ihr, er habe ein schwaches Gedächtniß, und bäte sie daher, ihm schriftlich mitzugeben, was sie ihm da gesagt habe, damit er nicht Gezanktes bekomme, wenn er ihre Rede nicht alle, oder nicht recht ausrichte. Sie verstand vollkommen, was man ihr nicht gern sagen wollte, allein sie war schon zu weit gegangen um wieder umkehren zu können, ergriff daher die Feder und schrieb mir, sie billige den Brief, bis auf ein Wort, das, wie sie sagte, den König zu sehr ärgern würde. Ich hatte ihm nehmlich geschrieben, sie bäte, ihr noch bisweilen die Ehre Seines Besuchs zu schenken, aber übrigens keine vertrauliche Gemeinschaft mit ihr zu haben; das milderte sie, indem sie dafür setzte: keine vertraute Gemeinschaft, die ihr nachtheilig werden könnte, was im Grund nicht sehr vom ersten verschieden war.

Ich verschloß den Brief der Marquise sorgfältig, und schickte den meinigen dem König mit einiger Hoffnung, daß er wenigstens aus Troz, wenn nicht aus Vernunft, die Hände zu dem Entschluß seiner Mätresse bieten, und es endlich müde seyn würde, sich von einem Weibe Gesetze geben zu lassen. Wirklich las er meinen Brief zweymal durch, mit allem Unwillen und Aerger, den er darüber empfinden mußte. „Gut also, sie will

„es,

„es; ich wünsche es noch mehr; sie soll in ihrem eignen „Netz gefangen werden!“ So sprach er bey sich selbst leise zwischen seinen Zähnen murmelnd; allein mein Bote ließ kein Wort zur Erde fallen. Der König foderte Feder und Dinte, und schrieb mir durch den Ueberbringer sogleich wieder zurück, daß die Marquise von Verneuil nächsten Montag einen Brief von ihm bekommen werde, der zeigen solle, daß er noch Herr seiner Leidenschaften sey.

Dieser Brief ist vom 16. April; allein der verheissene Montagsbrief soll noch kommen! — Vielmehr kam er selbst nach Paris und rannte sogleich zu seiner Mâtresse, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, sie wenigstens zu beschämen, und ihr tausend Geständnisse ihrer Reue zu entreißen, und — spielte selbst diese Rolle! — Er läugnete alles, was in seinem Namen gesagt worden war, und verurtheilte sich selbst, kurz er gab sich nun der wieder ganz Preis, die er erst mit der äußersten Verachtung behandelt hatte. Da schätzte ich mich denn sehr glücklich mich eines Briefs versichert zu haben, der die Rache der Marquise im Zaum halten mußte. Sie ließ sich aber doch dadurch nicht von dem Versuch abhalten, mich für einen Betrüger und Verläumder auszugeben, und ich wollte nicht dafür stehn, daß Heinrich ihr nicht in diesem Augenblick glaubte. Der Brief, den ich ihm im Zeughaus zeigte, öffnete ihm die Augen hierüber, aber nicht über die Treulosigkeit seiner Mâtresse. Er sagte zu mir im Weggehen, er wolle ihr den Kopf derb waschen; ich glaubte ihm nicht, und konnte ich es, nach dem was vorgefallen war? —

Nach der Aussöhnung zwischen dem König und der Königin, die, wie man gesehen hat, auf Kosten der Marquise von Verneuil geschah, unternahm es dieses Weib, die sich dießmal aufgegeben glaubte, den Frieden

zu

zu stören, und erreichte diese Absicht nur zu gut. Es ist zum Erstaunen, wie viele Maschinen sie spielen ließ, um die Liebe des Königs wieder zu erwecken, um seine Eifersucht zu erregen, um zu machen, daß er sich nach ihr sehnte, und sogar, daß er sie fürchtete. Alles, heiliges und unheiliges, setzte sie dazu in Bewegung. Sie spielte die Andächtige, und mischte sich dann wieder mit zurückgeworfenem Nacken unter die Rotte der Aufrührer. Sie suchte alle die Mädchen auf, mit denen Heinrich einigen anhaltenden Umgang gehabt hatte, und ließ sie Eheversprechungen wie die ihrige unterschieben. Sie mißbrauchte die ihrige so weit, daß sie daraus ein eingebildetes Recht herleiten und die Ehe der Königin dadurch kassiren lassen wollte; und, wird man es glauben? fand Geistliche, welche sie in ihren ausschweifenden Einfällen bestärkten, und sich erdreisteten, öffentlich die Aufgebote zu der Ehe zu verkünden, zu der sie sich rühmte, den König mit ihr zu zwingen. Zu gleicher Zeit verbreitete man im Publikum eine Menge von Briefen und Aufsätzen, in denen man die lächerlichen Ansprüche dieses Weibes mit Gründen auszuführen suchte. (2) Heinrich hätte viel dafür gegeben, wenn er die Urheber hätte entdecken können; er brauchte zu dieser Untersuchung beynahe seinen ganzen Hof, und auch ich bekam den Auftrag dazu, wie die andern.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle mit dieser Sache in Verbindung stehende Nebenbegebenheiten erschöpfen wollte, die so unbedeutend sie meistens sind, dennoch einigen, die, sie betrafen, sehr ernstliche Händel zuzogen. Ich bin es aber selbst schon überdrüßig, einen solchen Gegenstand auszuführen, und zum Nachtheil eines Herrn zu reden, der mir sonst so viele Gelegenheiten gab, den unerschütterlichen Heldenmuth seines Herzens zu rühmen. Dieser ganze Lärm, der nichts als

als verliebte Zänkerey zum Grund hatte, endigte sich gewöhnlich damit, daß der König mit verstärkter Leidenschaft in die Arme seiner unwürdigen Buhlerin zurückkehrte, welche das Mißverständniß zwischen ihm und der Königin auf den höchsten Grad trieb. (3) Es war Verhängniß, daß dieser Herr, nach einem sehr sonderbaren Widerspruch, sein ganzes Leben hindurch Lust und Vergnügen nur auf Kosten seiner Ruhe und Gesundheit suchen sollte. Ich bekümmerte mich blos aus diesen beyden Gründen darum. Konnte ich, ohne das lebhafteste Misgefühl, die Gesundheit eines mir so theuren Königs zusehends welken sehen? Zwar hatte er in diesem Jahr keine tödliche Krankheit; aber nie hatten noch la Riviere und Du Laurens so viel mit ihm zu thun gehabt. Er mußte oft aderlassen, Diät halten, Kraftbrühen trinken, um den schlimmen Wirkungen eines schwarzen brandigen Geblüts zuvor zu kommen, das in seinen häufigen Unpäßlichkeiten von ihm gelassen wurde. Zorn, Aerger, Ungeduld setzten ihn in so heftige Bewegung, daß einst nach einem heftigen Aerger über ein Verfahren der Marquise von Verneuil die Ader am Arm, die er sich hatte öffnen lassen, wieder aufbrach, als er sich zur Mittagstafel setzen wollte. Er machte die Reise nach Monceaux mit der Königin, um bequem die Gesundbrunnen von Pouges und Spaa (4) trinken zu können.

Nichts fehlte noch, um diese häusliche Unruhen aufs höchste zu treiben, als daß sich die Königin Margaretha auch noch darein gemischt hätte. Dieß ist das einzige Unglück, das Heinrich nicht begegnete. Man kann, im Gegentheil die Sanftmuth dieser Dame, ihre Unterthänigkeit, und besonders ihre Uneigennützigkeit, in einer Lage nicht genug loben, in der es ihr nicht an Beweggründen gefehlt hätte, sich alles zugestehen zu lassen

lassen, was sie verlangte. Sie forderte selten, und nur unbeträchtliche und billige Dinge, die Erfüllung der mit ihr eingegangenen Verträge, und einige Freyheiten für ihren Flecken Usson. Ihre Hauptangelegenheit, worinn sie sollicitirte, war bey der Erbschaft ihrer Mutter, der Königin Katharine. Diese hatte, vermöge ihres Ehevertrags, was sie an Effekten besaß, in Ermanglung männlicher Erben ihren Töchtern vermacht, mit Uebergehung der natürlichen Kinder ihres Gemahls. Das war alles ganz billig; dennoch wollte Karl von Valois, Grav von Auvergne, Margarethen darum bringen. Ihr fehlte das Hauptdokument zur Darthuung ihres Rechts. Der König trat mit seinem Ansehen für sie dazwischen, um es ihr mittheilen, und die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Margarethe beobachtete dieß gerade uneigennützige Betragen ihr ganzes Leben hindurch. Nun hatte man Veranlassung, ihre nahe Verbindung mit dem König zu bemerken. Ich würde sie noch mehr loben, wenn ich nicht den Vorwurf einer Parteilchkieit gegen sie befürchten müßte. Der Antheil ist bekannt, den die Güte dieser Dame sie stets an meinen Umständen und an meinem Glück nehmen ließ. Ihre Briefe an mich reden die Sprache, die man gegen einen wahren erprobten Freund spricht. „Ihr seyd immer, so drückt sie „sich darinn aus, meine Zuflucht, und nach Gott die „Stütze, auf die ich mich am meisten verlasse."

Kommen wir nun auf andre Beunruhigungen, die eine aufrühererische Kabale dem König in diesem Jahr erweckte; Frau von Verneuil wird auch hier wieder vorkommen. Ohne daß ich ewig die Namen der Herzoge von Bouillon, la Tremouille und Rohan, des Graven von Auvergne, d'Entragues und seiner Frau, du Ples-

Plessis rc. zu wiederholen brauche, wird man wohl einsehen, daß ich sie alle zusammen unter dieser Benennung begreife. Derselbe Geist, der sie bey ihren Einflüssen auf die Versammlung der Protestanten zu Gap beherrscht hatte, leitete noch jetzt alle ihre Unternehmungen, und ließ sie noch alles ins Werk setzen, was dazu dienlich schien, die Unterthanen des Königs aufzuwiegeln, oder ihm neue Feinde von aussen zu erwecken. Es ist unglaublich, wie sehr Lüge und Verläumdung nachtheilige Gerüchte von diesem Herrn in Umlauf brachte, und wie viele böse Anschläge gegen die Regierung unter diesen Anführern angesponnen wurden.

Der König schickte mir durch d'Escure nach Paris eine Nachricht, die er zu St. Germain-en-Laye erhalten hatte, und schrieb mir dabey, ob ich gleich schon jetzt keine gute Meynung von dieser ganzen Rotte habe, so würde ich doch Mühe haben zu glauben, was er mir davon schriebe. Ich kann nicht umhin zu sagen, daß sich die Protestanten in Frankreich so betrugen, daß sie nicht hoffen durften, beklagt zu werden, wenn sie einst eine etwas strenge Züchtigung dafür erhielten. Sie rühmten sich beynahe ganz öffentlich, daß sie den König schon noch zwingen wollten, den Herzog von Bouillon nicht nur in seinem Reich aufzunehmen, sondern auch mit solchen Aemtern und Ehrenstellen zu bekleiden, die eines Herrn, der an der Spitze einer Religionspartey stünde, würdig wären. Du Plessis, die Seele dieses Körpers, flößte ihnen keinen andern Gedanken ein. Tremouille hatte seine Kreaturen gefaßt gemacht, alles zu unternehmen, indem er sie beredete, daß man auf dem Punkt sey, in Frankreich die erstaunlichste Umwälzung ausbrechen zu sehen, während der Herzog von Rohan übernahm, dieß Gerücht auswärts, besonders in England durch einen Vertrauten, Namens Durand, zu

zu verbreiten, der sorgfältig alle Mittel versuchte, den König Jakob wieder von Heinrich abzuziehen. Dieser Mensch, der sich in London Herr von Haute-Fontaine nennen ließ, war so thätig, daß der König und jedermann sich überzeugt hielten, er habe noch vielmehr gethan, als ihm aufgetragen war: denn es kam an den Tag, daß er bereits über die Bedingungen der Anstellung seines Herrn in England, wo er ihn naturalisiren lassen wollte, verhandelt habe. Wenn dieser Einfall Durand nicht eigen ist, so kann er wenigstens nur von der Herzogin von Rohan, der Mutter, gekommen seyn. Auch ist noch gewiß, daß der Herzog von Rohan in seinem Namen, dem König von England durch eben diesen Durand ein kostbares Pferd zum Geschenk machen ließ; was ihm unter den jetzigen Umständen ohne Genehmhaltung Sr Majestät durchaus nicht erlaubt war.

Unter allen aber verdient der Graf von Auvergne am meisten geschildert zu werden, dessen Verbindungen mit Spanien beynahe alle Welt wußte. Er hielt sich damals in Auvergne auf, wo er weder für die allgemeine, noch seine besondere Sache unthätig war. Er hatte die Eheversprechung, welche der König der Marquise von Verneuil, seiner Schwester gegeben hatte, mit in seinen Plan gezogen, und durch Hinzufügung eines Mährchens von sich selbst, das noch lächerlicher als jenes erste Stück war, dennoch aber in Spanien Leute gefunden hatte, die beydes ganz ernstlich glaubten, hatte er sich daselbst ein großes Zutrauen erworben. Wir werden bald sehen, wohin ihn dieß brachte.

Die Mittel, die der König gegen alle diese Meutereyen anwendete, bestanden darinn, daß er mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit über die innern und äussern Angelegenheiten des Reichs wachte, und die Intendanten

ten und andre öffentliche Stellen nur mit Männern besetzte, deren Rechtschaffenheit, Verdienst und zugleich Ergebenheit gegen ihn bekannt war. Ein Beyspiel davon sah man an Bouccault, der aus einem bloßen Advokaten, Steuerraths-Präsident in Montpellier wurde, weil er Sr Majestät in Languedoc gut gedient hatte. Heinrich befahl mir auch noch, den Kanzler, Villeroy und Sillery versammeln zu lassen, die mit mir eine Art von Rath ausmachen sollten, um über diese Angelegenheit besonders zu berathschlagen. Ich unterhielt auch, stets auf seinen Befehl, einen Briefwechsel mit den vornehmsten Protestanten, wovon ich freylich, der Meinung des Königs ungeachtet, gestehe, daß er eben nicht von großem Nutzen war; er versprach sich aber, und das mit Recht, das meiste von einer Reise, die er in diesem Jahr gegen Provence und Languedoc machen wollte, während ich meinerseits mich nach Poitou begeben und die Westseite von Frankreich visitiren sollte.

Ich billigte diese Idee, als Heinrich sie mir mittheilte, ausserordentlich, und wir beschäftigten uns lange mit den Zurüstungen zu dieser doppelten Reise. Die Besitzergreifung von meiner Statthalterschaft, die ich nothwendig vornehmen mußte, sollte der meinigen zum Vorwand dienen. Der König hatte für die seinige keinen nöthig, im Gegentheil mußte er vielmehr ganz wohl unterrichtet von dem Gegenstand scheinen, der seine Gegenwart in den mittäglichen Provinzen seines Reichs erforderte, und sich öffentlich die ganze Wirkung davon versprechen, die sie haben mußte. Ich sollte unterwegs, oder unter einigem Vorwand ausser meinem Wege das Orleanische, Touraine, Anjou, Poitou, Saintonge, Angoulême, und Guyenne visitiren, der König aber ebenfalls einen Absprung nach Berry, Bourbonnois, Lyonnois und Dauphiné machen, (7) so daß wir beyde zusammen beynahe ganz Frankreich besuchen

würden. Wir setzten die Zeit unsrer Abreise, unsres Aufenthalts und selbst den Ort fest, wo wir uns wieder treffen könnten, nämlich Toulouse, und ich hielt die Reise des Königs für so sicher, daß ich meine einzige Sorge seyn ließ, eilig von Fontainebleau nach Paris zurück zu gehen, um die Regierungs-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, damit nichts unsre Abreise aufhalten möchte, die spätestens im Monat Junius vor sich gehen sollte. Die Privatpersonen, welche beym Conseil des Königs Rechtssachen anhängig hatten, betrieben die Beendigung derselben aus allen Kräften, sobald das Vorhaben Sr Majestät öffentlich bekannt worden war, und die Räthe waren über diese Betreibung erfreut, weil ein großer Theil von ihnen, der dem König auf der Reise folgen sollte, die Entscheidung der unter ihnen anhängig gemachten Rechtssachen nicht gern dem neuen Conseil überlassen wollte, das der König für die Zeit seiner Abwesenheit ernennen würde.

Dieser so gut angelegte Entwurf blieb jedoch, was die Reise des Königs betrift, unausgeführt. Die Erklärung dieses Vorhabens gegen seine Höflinge verursachte allgemein große Bewegungen am Hof, wie gewöhnlich, und setzte alles in Unruhe. Da war auch beynahe nicht Einer, der das nicht ungern von dem König hörte, und sich alle mögliche Mühe gab, ihn von dieser Reise abzubringen. Einige, wie die Minister, und andere nahe bey der Person des Königs Angestellte, um sich die Kosten einer theuren Reise zu ersparen, und alle höfische Weichlinge, um der Abmattung und den andern bey dergleichen Expeditionen gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu entgehen; so daß, als der König die Sache seinen Staatsräthen, die er dazu ausdrücklich nach Fontainebleau kommen ließ, und seinen vornehmsten Hofleuten, die er alle deßwegen versammelte,

förm-

förmlich vortrug, man ihm nur Schwierigkeiten entgegensetzte, ohne den eigentlichen Punkt zu berühren.

Man führte die Unsicherheit der Belagerungen von Ostende und Ecluse an, die Furcht vor einem Bündniß zwischen Spanien und England, die Handlungsangelegenheit mit Spanien, die Sache des Grafen von Auvergne und der Marquise von Verneuil, die neuerlich entstandene Streitigkeit zwischen den Graubündern und den Grafen von Fuentes über Veltlin, wobey Frankreich wegen Venedig und der Schweitz nicht gleichgültig bleiben könnte, alles Sachen, wovon ich schon gesprochen habe, oder bald sprechen werde; kurz, man stellte so große Unbequemlichkeiten von dieser Reise vor, und wußte sie noch so zu vergrößern, daß der König sich bewegen ließ, sie einzustellen.

Man fand selbst Mittel, ihn auch seine Meynung in Ansehung der meinigen ändern zu lassen. Angelegenheiten, die beym Staatsrath verhandelt wurden, fiengen an, ihm von so großer Wichtigkeit zu scheinen, daß er, damit ich sie, während einer gar zu langen Zwischenzeit, nicht aus dem Gesicht verlieren möchte, verlangte, ich sollte mich dießmal blos auf das einschränken, was ich thun könnte, ohne aus Poitou zu gehen, und sollte die Besuchung der Seeküsten auf ein andermal ausgesetzt seyn lassen. Ich bin nicht in Abrede, daß nicht ein Theil der bey dieser Gelegenheit angeführten Gründe, den König von seinem Vorhaben abzubringen, von großem Gewicht war, allein ich glaube doch den hauptsächlichsten und ächten angegeben zu haben, und bestehe noch auf meiner ersten Meynung, daß sie dem Staat hätte sehr nützlich werden können.

Wer durch die Nachricht von dieser Reise des Königs in nicht geringe Verlegenheit gesetzt worden seyn

 mußte

mußte, und dessen Namen man wohl hier nicht erwartete, ist Lesdiguieres, und das um so mehr, da man sich im Publikum noch mit einer andern trug, daß der Herr Graf von Soissons die Statthalterschaft in denen Lesdiguieres gegebenen Sicherheitsplätzen erhalten sollte. Er konnte sogar glauben, daß dieser nicht sehr friedliche Schritt des Königs gegen ihn persönlich gerichtet seyn möchte. Man hatte neuerlich seinen Briefwechsel mit Bouillon entdeckt. Morgens, der heimlich davon aus Dauphiné Nachricht gegeben hatte, führte Beweise davon an, als er nach Paris gekommen war, diese Thatsache um so mehr außer Zweifel setzten, als sie auch noch durch gedachten du Bourg bestätigt wurden.

Ich reiste im Monat Junius ab, und schlug den kürzesten Weg nach Poitou ein, begleitet von mehrern Standespersonen aus der Provinz, die sich auf das Gerücht von meiner Reise bey mir einfanden. Einige davon hatten dabey weiter keine Absicht, als mir alle die Ehre zu erzeigen, die man einem Statthalter schuldig zu seyn glaubt. Allein einige andre, worunter ich ohne Anstand Richelieu und Pont-Courlay (8) zähle, giengen nur mit, um desto eher meine Absichten dabey zu ergründen, entweder durch meine eigne Reden, oder durch Ausforschung meiner Leute nach allem, was bey mir gesprochen und gethan würde, um alsdann die Häupter der protestantischen Partey davon zu unterrichten, damit sie ihre Maasregeln gegen alles nehmen könnten, was ich, wie sie voraussetzten, gegen sie zu Gunsten der Katholischen zu unternehmen Befehl hätte, überhaupt, um meine kleinste Unvorsichtigkeiten, wenn ich mir deren zu Schulden kommen lassen sollte, aufzufangen, und zu versuchen, mich bey dem König strafbar oder verdächtig zu machen. Wenn meinen Feinden einige ihrer schlimmen Absichten gelangen, so schlug ihnen doch

doch wenigstens diese letzte fehl. Der regelmäßige Briefwechsel, den der König mit mir unterhielt, sobald ich mich von seiner Person entfernen mußte, wurde, wie gewöhnlich, fortgesetzt, und verschafte mir nur noch mehr Gelegenheiten, mir sein Vertrauen zu erwerben, und zu erkennen, wie sehr er für meine Person besorgt war indem er mich sehr gnädig erinnerte, daß ich in einem Lande sey, wo man mir, man möge sich noch so gut verstellen, sehr übel wolle, weßwegen ich stets auf meiner Hut seyn sollte.

Es ist wahr, daß die Feinde des Königs und die meinigen Vorkehrungen getroffen hatten, alle meine Bemühung fruchtlos zu machen, und das Volk gegen mich aufzubringen. Die sicherste Wirkung versprachen sie sich von der Aussprengung des Gerüchts, daß ich nur deßwegen nach Poitou käme, um die Eigenthümer der Salzwerke (9) zu zwingen, sie abzutreten, und um sie alle für den König zu kaufen. Nirgends sahe ich mehr bösen Willen gegen mich, als bey denen, die ihn am wenigsten hätten haben sollen, bey meinen Glaubensgenossen, den Reformirten; ich rede jederzeit nur von den Vornehmsten, wiewol sie sich äußerlich bestrebten, mir alle mögliche Ehre anzuthun. Wenn sie mir die Entdeckung der Geheimniße in ihren Berathschlagungen versagten, so geschah es immer unter so gut bemäntelten Vorwänden, daß ich mich stellen mußte, als wär ich gar nicht unzufrieden darüber. Sie fürchteten Parabre, der sich vorzüglicher an mich angeschlossen hatte, als die andern, wiewol sie ihn als sehr eifrig für seine Religion kannten, blos weil er von Natur aufrichtig war, und redlichere Absichten hatte. Sie trugen d'Aubigné und Constant auf, ihn nicht zu verlassen, so lang er sich bey mir aufhalten würde.

Allein alle diese böse Gesinnungen gegen mich waren auf diesen engen Kreis dieser wenigen eingeschränkt, oder wurden sehr sorgfältig verborgen gehalten. Ich wurde mit allen Zeichen der vorzüglichsten Achtung überall empfangen, wo ich mich einige Zeit aufhielt; und wo ich nur durchgieng, kam man mir entgegen, begleitete mich mit Pomp, und hielt Reden an mich. Die Geistlichen sogar zeigten sich am eifrigsten, und nie hörte ich eine Sticheley auf meine Religion. Die von Poitiers, die in dem Ruf stehen, hart und ungesellig zu seyn, machten mir einen ganz andern Begriff von ihrem Charakter, durch ihre ehrerbietige und höfliche Sitten.

Noch mehr überraschten mich die von la Rochelle. Diese hochmüthige Stadt, die sich gewöhnlich rühmt, nur den König selbst zum Gouverneur zu haben, und nach ihm unter einem so wichtigen Maire, der nothwendig aus denen ernannt werden muß, den sie dem König vorschlägt, konnte diese schöne Vorzüge um so mehr gegen mich behaupten, da sie der Strenge nach nicht in meiner Statthalterschaft begriffen war. Indessen fand ich doch da einen Empfang, wie ich ihn kaum hätte erwarten können, wenn sie mich selbst zu ihrem Befehlshaber erwählt hätte. Ich zog mit einem Gefolge von zwölfhundert Pferden ein. Mit einer solchen Bedeckung fürchtet man die Nachstellungen nicht, vor denen mich der König gewarnt hatte. Die Rocheller öffneten diesem ganzen Zug ihre Thore, ohne Unterschied der Personen oder Religion, verschaften für alle, und beynahe in lauter Bürgerhäusern, Quartier. Bey einem öffentlichen Gastmahl, das sie mir zu Ehren gaben, und zu dem ich mit Prunk eingeladen wurde, sagten sie, als auf die Gesundheit des Königs getrunken wurde, wenn Se Majestät ihnen die Ehre angethan hätten, vor ihren Thoren zu erscheinen, wärs auch mit dreyssig tausend

Mann

Mann gewesen, so hätten sie sie ihm geöffnet, und wenn sie nicht groß genug gewesen wären, so hätten sie dreyhundert Toisen von ihrer Mauer niederreissen wollen, um ihn einzulassen. Ich sah nichts als Verehrung, und hörte nichts als Lobeserhebungen dieses Herrn. Sie versicherte mir ebenfalls mit den schmeichelhaftesten Lobpreisungen, wenn ich auch zwey und dreymal mehr Leute bey mir gehabt hätte, würden sie doch nicht andres verfahren seyn.

Die gedachte Gasterey bestand aus siebenzehn Tafeln, jede wenigstens von zwanzig Gedecken, und am folgenden Tag gab man mir eine Kollation so prächtig als die Malzeit gewesen war. Man veranstaltete dabey auch Vorstellung eines Seetreffens, zwischen Coreilles und Chef-de-Baye, wobey zwanzig Französische Schiffe eine gleiche Anzahl Spanischer angriffen. Die Spanier wurden besiegt, und, an Händen und Füßen geschlossen, vor ein öffentlich ausgestelltes Gemälde des Königs gebracht, und dann auch mir, als seinem Generalstatthalter, vorgestellt. Nichts war dabey vergessen, was dieses Schauspiel vollkommen machen konnte, Kleider, Waffenfarben, Flaggen und Wimpel. Ich vergalt diese gute Aufnahme in Rochelle damit, daß ich ihnen im Namen des Königs, dessen Lobrede ich öffentlich machte, die Befreyung ihrer Gefangenen zugestand. Diese und den Herrn von Lussan ausgenommen, bestrafte ich alle diejenige, die den Handlungsverträgen zuwider gehandelt hatten, mit Strenge. Der König war zufrieden, die Stadt Rachelle vermocht zu haben, diese Gnade von ihm zu erbitten, die er ihr übrigens gut zu verkaufen wußte. Ich erfuhr zu Poitiers Umstände, die mich den Grafen von Auvergne noch ungleich schuldiger finden ließen, als ich gedacht hatte.

Die wenige Zeit, die mir der König gestattet hatte, die Angelegenheiten in der Provinz in Ordnung zu bringen, machte, daß ich die Bereisung von Hoch- und Nieder-Poitu auf eine andere Zeit aussetzen mußte; ich konnte nicht mehr von ihm erhalten, als die Erlaubniß nach St. Jean-d'Angely und nach Brouage zu gehen, indem ich ihm vorgestellt hatte, daß diese Reise nothwendig sey, wäre es auch nur um dem Volk dieser Gegend den Wahn zu benehmen, daß der König ihre Salzwerke an sich ziehen wolle. Ich ging von la Rochelle an diese beyde Orte, wo ich von den Herren von Rohan und St. Luc besser empfangen wurde, als ich erwartet hatte. Ich that mein Möglichstes, um Rohan zu seiner Pflicht zurück zu bringen. Ich sprach mit ihm von seinen Verständnissen in England, und rieth ihm Durand aufs bäldeste von dort abzurufen. Er bezeugte sich darüber, wahr oder verstellt, äußerst erstaunt; beklagte sich über die Verläumdungen seiner Feinde; wollte nichts von Durand wissen, und bekannte sich, um mich von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, zu einigen Dingen, z. B. zu dem Pferd, das er dem König von England zum Geschenk gemacht habe, wobey er jedoch versicherte, daß er die Erlaubniß dazu vom König gehabt habe, deren er sich leicht wieder erinnern würde.

Von St. Jean nahm ich den Weg nach Paris über Thouars, wo ich den Herzog von la Tremouille sprechen wollte. Ich versah mich bey ihm keiner so gefälligen Aufnahme, als ich fand, da ich wußte, wie sehr wehe es ihm that, mich in dem Besitz einer Statthalterschaft und in Ehrenstellen zu sehen, die er so sehr gewünscht hatte, daß er sich öffentlich darum bewarb. Ich unterhielt ihn verschiedenemal von allen den Ursachen, welche die Reformirten dem König gaben, sich über sie zu beschweren, und das that ich selbst in Beyseyn

seyn der Herren Parabère, St. Germain de Clan, Besses, la Valliere, Constant, d'Aubigné, (diese verließen einander nie) und Preaux, la Ferriere und la Saussaye. Alle diese Personen entrüsteten sich sehr über die Falschheit der Beschuldigungen, die man gegen sie bey dem König vorgebracht habe, und versicherten dreust ihre Treue und Ergebenheit gegen den König; und, um mich desto besser zu hintergehen, begleiteten sie alle diese Versicherungen mit so vielen Höflichkeiten und sogar niederträchtigen Schmeicheleyen gegen mich, daß sie auf der entgegengesetzten Seite ausschweiften.

Durch alle ihre Verstellungen entdeckte ich aber dennoch ihre Entwürfe, und da ich in ihrer Gegenwart das Gespräch auf die Lage der Sachen in Spanien und England lenkte, so verriethen sie sich selbst unvermerkt, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß dieser ganz kleine Hof von Anhängern der Herzoge von Rohan und la Tremouille die unzufriedenen und unbothmäßigen Gesinnungen hegte, deren sie bey dem König beschuldigt worden waren. Allein ich entdeckte zugleich, und die Nachrichten, die mir meine Stelle in der Provinz verschaffte, gaben mir in der Folge alle mögliche Gewißheit darüber, daß diese Herrn zum Glück weiter nichts über die übrigen Protestanten vermochten. Es waren nicht mehr, wie ehmals, diese unbeschränkten Oberhäupter, die mit Einem Wort alle Stimmen lenkten; man floh sie vielmehr wie Verpestete, wenn sie zu den Berathschlagungen in die Versammlungen kamen; sie hatten sich selbst das Spiel durch ihre eigne Unvorsichtigkeit verderbt, indem sie den ganzen Körper zu so gewagten und gefährlichen Schritten verleiteten, daß auch dem kurzsichtigsten die Augen endlich darüber aufgehen mußten; und das Vortheilhafteste, was man noch von ihnen sagen kann, ist, daß sie noch in der besondern

sondern Partey selbst wieder eine abgesonderte Partey ausmachten. Aber diese war so schwach, daß sie sich nur noch durch eine leere Behauptung eines Ansehens erhielt, von der ihr nichts als ein Schatten mehr übrig war.

Ich versäumte nicht aus dieser so günstigen Lage Vortheil zu ziehen. Ich zog das Volk vollends aus seinem Irrthum, zerstörte die gefährlichen Gerüchte in Ansehung der Salzwerke, Salzsteuer und andrer Monopolien, deren man sich bedient hatte, um es aufzubringen. Man fing an, den König besser kennen zu lernen. Alle Ideen von Bedrückung und Sklaverey verschwanden. Den Protestanten insbesondere machte ich begreiflich, es sey falsch, daß Heinrich je daran gedacht habe, sie von Aemtern und Würden im Staat auszuschließen; sein großer Grundsatz sey vielmehr immer gewesen, genau das Gleichgewicht zwischen beyden Religionstheilen zu halten. Ich zeigte ihnen auch noch, wie sehr das Vorurtheil sie gegen Clemens VIII. verblendet habe, der jederzeit den Krieg gegen die Reformirten ausgeredet habe, also weit entfernt gewesen sey, nur auf ihre Ausrottung zu denken und auszugehen.

Thaten vollendeten, was ich mit meinen Worten nur angefangen hatte. Ich theilte Pensionen an diejenigen von der reformirten Partey aus, welche zum Frieden gerathen und dem König gut gedient hatten; und um sie vollends ganz zu überzeugen, daß sie sich in ihrer guten Meynung von den rechtschaffenen und billigen Absichten ihres Herrn nicht geirrt hätten, zeigte ich ihnen das Verzeichniß von den Verbesserungen, die er im Staat vorzunehmen gesonnen sey, so wie man es oben gesehen hat, und sie waren sehr erfreut darüber. Ich kann sagen, daß ich durch alle diese Mittel die Partey des Herzogs von Tremouille so sehr erschütterte, daß

sie nach diesem nicht mehr auf sechs Personen von Bedeutung rechnen konnte. Dem Herzog von Bouillon fiel es so empfindlich, sehen zu müssen, daß er den Rest von Ansehen, den er bis dahin in dieser Gegend von Frankreich noch zu erhalten gewußt hatte, vollends verloren habe, daß er sich entschloß, seine übrigen Tage vollends in der Art von Verbannung zuzubringen, die ihn wider seinen Willen ruhig an dem Hofe des Churfürsten von der Pfalz aufhielt. Diese Behauptung ist nicht gewagt. St. Germain, dem keines der Geheimnisse des Herzogs verschlossen war, schrieb es an la Saussaye, dem er so gut trauen zu dürfen glaubte, als sich selbst; aber la Saussaye gab mir den Brief von St. Germain, und ich zeigte ihn dem König.

Nachdem ich auf diese Art alles gethan hatte, was mir die Lage der Umstände und die Kürze der Zeit erlaubten, so gehorchte ich dem dringenden Verlangen des Königs, das er mir in allen seinen Briefen wiederholt hatte, aufs schleunigste zurück zu kommen, und folgte kurz nach meinem letzten Brief von Thouars vom 16. Jul. Ich reiste von da ab, nachdem ich noch einen Besuch bey dem Herzog von Tremouille gemacht hatte. Er befand sich schon bey meiner Ankunft nicht allzu wohl; ich verließ ihn bey meiner Abreise todtkrank; und er starb (10), ohne daß er je wäre dahin zu bringen gewesen, den König zu besuchen. Mit seinem Tod fiel eins der Häupter der Aufrührer.

Ich kam am 22. nach Paris, wo ich ein Billet vom König vom 18. fand, worin er mir auftrug, in alle Gegenden der Normandie, Bretagne und Poitou, die ich hatte bereisen wollen, zwo vertraute Personen (ich wählte Nicolai und Bois) zu schicken, und selbst zu ihm nach Monceaux zu kommen, wo er seine Brunnenkur

nenkur vollends brauchte, und mich erwartete. Aus dem gnädigen und liebreichen Empfang sah ich, daß ich das Glück gehabt hatte, seine Erwartungen zu befriedigen (11). Ich unterhielt ihn drey Tage nach einander von den Angelegenheiten, die den Gegenstand meiner Reise ausgemacht hatten, und erzählte vollends mündlich, was in den Berichten in meinen Briefen an ihn oder Villeroy mangelhaft geblieben seyn mochte.

Man wollte sagen, der Herzog von Epernon habe sich damals in Guyenne so betragen, daß er sich dadurch in den Augen des Königs mehr als je verdächtig gemacht habe, ich hätte die Sache bestätigt und dem Herzog bey dieser Gelegenheit alle schlimme Dienste eines Todtfeindes gethan. Ich erkläre mich hier aufs nachdrücklichste gegen diese Sage, so fern sie mich betrifft; ich erkläre sie für falsch in Ansehung der darin angegebnen Thatsache gegen die Ehre Epernons, und halte sie für eben so ungegründet in Ansehung der Gesinnungen, die man dadurch dem König gegen ihn zuschreibt. Es scheint, daß der Brief, den er an den Herzog wegen dem Streit du Plessis mit dem Bischoff von Evreux schrieb, hinreichen möchte diese Gesinnungen zu beweisen, denn er nennt ihn darin seinen Freund, eine Benennung, die er nicht gern denen gab, die er derselben nicht würdig glaubte.

Hiezu setzen wir noch eine Wahrheit, von der ich genaue Kenntniß habe, die nehmlich, daß der König seit dieser Zeit Epernon bey einer Menge Sachen verbindlich zuvorkam, und mir oft sagte, ich sollte ihm Besuche machen, und andre Freundschaftsdienste erzeigen, ehe ich welche von ihm erhielte. Ob man Heinrich etwas zum Nachtheil des Herzogs während seines Aufenthalts in Guyenne vorgebracht habe, kann ich weder verneinen

noch

noch behaupten; das einzige was ich noch weiß, ist, daß der König nach dem Briefe Epernons an ihn und mich durch Perronne keinen Verdacht mehr gegen ihn hatte. Die Aufrichtigkeit und das Zeugniß eines guten Gewissens leuchten aus seiner Unterwerfung und dem Erbieten, sich auf den ersten Befehl des Königs selbst zu stellen, um mit seiner Person für seine Gesinnungen zu haften, so unverkennbar hervor, daß nichts dagegen einzuwenden bleibt. Jedermann wurde bekannt, was zwischen dem König und dem Herzog zu Lebzeiten und selbst nach dem Tod Heinrichs III. vorgieng, und wie sehr sich Heinrich IV. deswegen über ihn aufgebracht zeigte. Mehr braucht es nicht. Vergessenheit der Beleidigung ist eine seltne, und gewöhnlich noch seltner geglaubte Tugend bey großen Herrn. Man hat die auffallende Beweise außer Acht gelassen, die Heinrich bey mehr als Einer Gelegenheit von dieser ächten Seelengröße gegeben hat, welche verzeihen lehrt; und alles, was er in der Folge für Epernon gethan hat, führt den Beweis noch vollständiger, daß er sie gegen ihn ausübte.

Was mich betrifft, so könnte ich, statt daß ich in der angegebenen Zeit ein Feind Epernons gewesen seyn sollte, tausend Beweise von einem guten Vernehmen unter uns anführen; ich denke aber, mein Wort soll hinlänglich zu meiner Beglaubigung und seiner Rechtfertigung seyn. Man hat mich bis jetzt noch immer so unfähig gefunden, meinen Haß und meine Freundschaft zu verbergen, als einen Unschuldigen zu unterdrücken und einen Staatsverbrecher in Schutz zu nehmen. —

Epernon that in Guyenne einen so unglücklichen Fall, daß er das Schenkelbein und den Daumen brach, und an der Schulter und dem Ellenbogen stark verwundet wurde, was ihn nöthigte, vierzig Tage im Bett auf

dem Rücken zu liegen. Ich schrieb ihm wegen diesem verdrüßlichen Vorfall, und er dankte mir darauf mit eben der Gewogenheit, wovon alle seine Briefe gewöhnlich voll waren, denn er behandelte mich damals als Freund, und ich war auch sein Vertrauter in allem, was die Person des Königs betraf (12). Ein andrer meiner Freunde, der aber nie aufgehört hatte es zu seyn, von dem ich auch in diesem Jahr vertraute, freundschaftliche und höfliche Briefe erhielt, ist Bellegarde. Sie sind von Dijon datirt; er befand sich damals in seiner Statthalterschaft Bourgogne. Ich komme nun auf den Grafen von Auvergne zurück, um diese Angelegenheit umständlicher vorzunehmen.

Es hatte nur von dem König abgehangen, diesem unruhigen Kopf alle Mittel, Anschläge gegen den Staat zu machen, zu benehmen. Die Gelindigkeit, mit der Er ihn so übelangebracht behandelte, da Er den Marschall von Biron bestrafen ließ, war die Ursache seines Rückfalls, so wie die Schwachheit, die Er wegen der Marquise von Verneuil stets gegen dieses ganze Haus gezeigt hatte, nur zu dessen Bestärkung in seiner ersten Empörung diente. Es wäre vielleicht noch jetzt nicht schwer gewesen, die Gelegenheit, die Er hatte entwischen lassen, wieder zu finden, als er die Nachrichten von den neuen Bemühungen des Grafen von Auvergne in Spanien erhielt, und man von der Gefangennehmung Morgans (13), den er bey seinen heimlichen Ränken brauchte, die um diese Zeit geschah, mehr Aufklärung in der Sache erwarten konnte. Allein der König begnügte sich, den Escures durch mich nach Auvergne, wo sich der Graf damals aufhielt, abschicken zu lassen, um das ganze Complot zu entdecken, und ihn in Güte zu überreden, daß er sich Sr Majestät zu Füßen werfen sollte.

Auvergne

Auvergne begriff, daß er keine andre Wahl hätte. Die Gefangennehmung Morgans hatte ihm seinen ganzen Plan verrückt. Seine Maaßregeln waren nicht gut genug genommen, um hoffen zu dürfen, daß seine Absichten verborgen bleiben könnten, und seine Entwürfe noch nicht weit genug vorgerückt, daß er die Maske abnehmen durfte. Er fürchtete den Grafen und die Gräfin von Entragues und sein ganzes Haus durch seine Flucht einer schimpflichen Behandlung auszusetzen. Er gab also d'Escures Gründen nach, und versprach, sich von ihm an den Hof führen zu lassen, und da dem König seine geheimsten Geheimnisse und sogar einen gewissen Brief von seiner Schwester von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen, wenn ihm der König verspräche, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen. Das Original dieses Briefs von der Marquise von Verneuil fiel mir erst im folgenden Jahr in die Hände, und man wußte nicht recht, was man darauf bauen sollte, weil der Bruder und die Schwester bald einig, bald so gespannt waren, daß sie einander nicht ausstehen konnten. Das Merkwürdigste daraus ist, daß sie ihren Bruder ermahnte, auf einen guten Zufluchtsort außer Lands bedacht zu seyn, worauf sie selbst umgehe.

Ein Umstand, der die Aufrichtigkeit des Grafen bey den Versprechungen, die er d'Escures machte, sehr in Zweifel setzen muß, ist, daß er zu gleicher Zeit, da er mit ihm nach Paris abreiste, Yverne nach Spanien abschickte. Der Bischoff von Montpellier entdeckte dieß und schrieb es dem König; dieser wollte sich aber zum zweytenmal mit seinen schönen Versprechungen abspeisen lassen. Er befahl nur, daß das Parlement in aller Form Rechtens Morgans Proceß einleiten und führen sollte, damit die Entdeckung des Verbrechens der Gnade, die er der ganzen darein verwickelten Au-

vergnischen Familie wiederfahren lassen wollte, desto mehr Gewicht geben möchte. Alles, was er dabey gewann, war die endliche Zurückerhaltung des berufenen Eheversprechens (14), deren Zurückgabe er so lange vergeblich von seiner Mätresse gesucht hatte; sie geschah in Gegenwart der Herren Graf von Soissons, Herzogs von Montpensier, des Kanzlers, Sillerey, la Gueute, Jeannin, Gevres Villeroy, damit man diese Zurückgabe in der Folge weder durch eine Einschränkung, noch durch Wegläugnung entkräften könnte. Es wurde sogar eine Urkunde ausgefertigt, daß dieß die ächte und einzige Verschreibung des Königs hierüber sey, und Entragues Erklärung dieser Aussage gleichlautend beygebogen.

Dieses Benehmen Heinrichs war nicht darnach eingerichtet, daß es den Grafen hätte klüger machen können. Auch fieng er wirklich seine Verständnisse wieder beynahe unter den Augen des Königs an. Die einzige Vorsicht, die er anwendete, war darauf gerichtet, den König zu betrügen, der sich auch lange durch seine verstellte Aufrichtigkeit täuschen ließ. Endlich aber wurde das ganze Geheimniß noch einmal entdeckt durch Briefe von und an Auvergne, die Lomenie in die Hände fielen, und die dieser sogleich dem König brachte. Dieser gestand nun freylich seinen ganzen Fehler, aber zu spät. Denn, mag ihn sein eigner Scharfsinn, oder mögen ihn andre gewarnt haben, er hatte Zeit sich vom Hofe wegzumachen, ehe man das Vorhaben, ihn gefangen zu nehmen, ausführen konnte, und er mochte sich wohl, nach der Gefahr, die er da gelaufen war, vorgenommen haben, nie wieder dahin zurück zu kehren, und sogar, auf das erste Zeichen, daß etwas gegen ihn im Werk sey, Frankreich ganz zu verlassen.

Der König theilte mir die Verlegenheit mit, in die man durch seinen Fehler gerathen war. Man ließ

d'Escures wieder nach Auvergne abgehen, er machte sogar zwo Reisen dahin schnell auf einander; allein die Mittel, die erst so gut angeschlagen hatten, blieben dießmal fruchtlos. D'Auvergne wußte immer die verlangte Rückkehr an den Hof abzulehnen, und das auf eine so unbefangene Art, daß man selbst nicht einmal aus seiner Weigerung einen Beweis für seine Schuld nehmen konnte, wie man die Absicht gehabt hatte. Er machte die schönsten Versprechungen, und schien immer auf dem Sprung, abzureisen. Man mußte sich also endlich entschließen, das einzige noch übrige Mittel, seine Gefangennehmung zu versuchen, was nicht gar leicht auszuführen zu seyn schien.

Ich warf die Augen auf einen Mann, der mir sehr geschickt dazu zu seyn schien, diesen Streich glücklich durchzusetzen; es ist der Schatzmeister Murat. Sein persönlicher Haß gegen den Grafen von Auvergne, seine Verständnisse im Land, die Leichtigkeit, sich lange im Land aufhalten zu können, ohne Verdacht zu erregen, seine Entschlossenheit zu einem Gewaltsstreich, und seine Begierde dem König gut zu dienen, waren so viele vortreffliche Anlagen, die es zu verbürgen schienen, daß er sich mit Ehre aus der Sache ziehen würde. Ich nannte ihn dem König, als er mit mir von dieser Sache sprach, und Er genehmigte ihn. Ich ließ Murat kommen, mit dem ich anfangs mit aller Vorsicht zu Werk ging, die eine solche Eröffnung fodert. Als ich sah, daß er, statt Gründe vorzubringen, um den Vorschlag abzulehnen, meinem Antrag selbst zuvor kam, so erklärte ich mich deutlich, und sah, daß ihm der Vorschlag nicht mißfiel. Er verlangte weiter nichts als eine Vollmacht dazu unter dem großen Siegel. Sie wurde ihm ausgefertigt und sehr geheim gehalten. Da man noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte,

daß d'Escures den Grafen vielleicht noch an Hof bringen könnte, in welchem Fall Murat nichts zu thun hatte, so befahl ich ihm, indem ich ihm seine Verhaltungsbefehle gab, nicht anders als mit d'Escures zu handeln, und vor jedermann die Rolle, die man ihm bey dieser Sache habe geben wollen, geheim zu halten, wenn man seiner weiter nicht nöthig haben sollte. D'Escures reiste am 17. August nach Auvergne ab; dieß war schon seine dritte oder vierte Reise dahin. Murat folgte ihm einige Tage darauf mit Vollmachten an die Städte und Landrichter, welche nur an Ort und Stelle ausgefüllt werden sollten. Unterdessen hatte man Briefe des Grafen mitgetheilt bekommen, worin seine Furcht und Scham so ausgedrückt waren, daß der König wohl urtheilen konnte, er würde sich nie entschließen, wieder bey Hof zu erscheinen, und daher für dienlicher hielt, daß d'Escures sich hüten sollte, im Namen des Königs weiter in ihn zu dringen, um ihn nicht noch schüchterner zu machen. Murat erhielt Befehl, allein zu o..ren, und d'Escures, wachsam zu seyn, um noch vollständigere Aufklärungen über Auvergnes Gewerbe in Spanien einzuziehen, und wo möglich den Vertrag aufzufangen, den er bereits mit dem Spanischen Staatsrath gemacht haben mußte. D'Escures führte dieß mit solcher Geschicklichkeit aus, daß der Graf gar nichts davon merkte, so fein und wachsam er auf die Schritte des Staatsraths war.

Ein kleines Geldgeschäft, das ein Bruder des Murat mit dem Grafen hatte, war der ganz schickliche Vorwand für diesen, um zu ihm zu gehen. Nachdem dieß abgethan war, fieng der Graf von selbst an, Murat von der Lage seiner Angelegenheiten im Verhältniß zu dem Hof zu unterhalten. Der Agent des Königs schien also in seinen eignen Worten Veranlassung gefunden

den zu haben, den Rath, den er ihm unter den jetzigen Umständen ertheilte, darnach einzurichten. Auvergne gründete starken Verdacht auf die Anträge, die er im Namen des Königs erhalten hatte, sich wieder an den Hof zu zeigen; und darauf, daß d'Escures, indem er ihn zu dieser Reise zu bereden suche, ihm doch den Antheil, den der König daran habe, nicht zu kennen schiene, versicherte er, daß er diese Reise nicht machen, und lieber ins Ausland gehen, als sich so in die Hände seiner Feinde liefern würde. Er führte das Beyspiel des Marschalls von Biron an, das ihn abzuschrecken schien. Er sagte, da er ehmals das Unglück gehabt habe, seinen König zu beleidigen, so könne er sich nicht entschließen, wieder vor ihm zu erscheinen, ehe er durch seine Dienste das Andenken daran, das noch übrig geblieben seyn könnte, vertilgt hätte, und ohne mit einer neuen urkundlichen Bestätigung die Abolition erhalten zu haben, die ihm der König zugestanden habe. Endlich gab er zu verstehen, er habe nicht Lust, sich dem Hof anzuvertrauen, weil er die Nachrichten von der Gefahr, die ihn da erwarte, von Personen am Hofe selbst habe, Leuten vom ersten Rang, die genau um die Sache wüßten, und auf die er sich sicher verlassen könne.

Murat, der sich auf diese Art zum Vertrauten gemacht sah, antwortete mit angenommener Einfalt, er für sich könne eben nicht sehen, wiefern es für den Grafen unthunlich seyn sollte, wieder bey Hof zu erscheinen, da er seinen Fehler dem König gestanden und von ihm Verzeihung erhalten habe, was einen großen Unterschied zwischen ihm und dem Marschall von Biron mache; nur ein Rückfall von seiner Seite könnte ihn zu Zweifeln berechtigen, indem Heinrich noch nie jemand sein Wort gebrochen habe; sein eignes Gewissen müsse ihm daher am besten rathen können. D'Escures und

er arbeiteten mit dem nehmlichen Anschein von Aufrichtigkeit, um ihn sicher und gegen seine Warner mißtrauisch zu machen.

Auf dieß alles antwortete der Graf nichts, als er wolle nichts wagen, wo sein Kopf aufs Spiel gesetzt werden könnte; er werde weder von dem König, noch von der Königin, noch den Prinzen vom Geblüt geliebt; der Oberstallmeister sey sein Todfeind; das Stillschweigen seiner Freunde bey dieser Gelegenheit sey ein sichrer Beweis, daß sein Untergang beschlossen sey; niemand rede für ihn beym König; er erhalte keine Briefe von Villeroy, Sillery oder mir, weil wir den Vorwurf verhüten wollten, die Werkzeuge seines Untergangs gewesen zu seyn; auch der Connetable schreibe ihm nicht, aus Furcht, sich selbst verdächtig zu machen. Die Marquise von Verneuil war die, über die er am meisten unzufrieden schien. Er sagte, in Ermanglung eines wirklichen Verbrechens wäre seine Schwester fähig, ihm welche anzudichten, um nur auf seine Unkosten sich mit dem König wieder auszusöhnen. Er schloß mit neuen Schwüren, daß er sich nicht aus seinem sichern Aufenthalt locken lassen würde. Da er nicht argwohnte, daß Escures und Murat in der Absicht gekommen seyen, ihn dazu zu bereden, so sagte er ihnen, er habe geträumt, Vitry werde in drey Tagen ankommen, um ihn durch glatte Worte einzunehmen, er würde es aber vergeblich versuchen.

Dieser Zufluchtsort war Vic, ein elendes Haus, ohne alle Bequemlichkeit, allein mitten im Wald, wo Auvergne den ganzen Tag zubrachte, unter dem Vorwand zu jagen. Hätte man auch keine Beweise von seinem Verbrechen gehabt, so zeugten doch seine Furcht, seine Unruhe, seine heftige Gemüthsbewegung, die so hoch stieg, daß sie seinen Verstand zum Theil verrückte,

sein

sein ganzes Ansehn, seine Gesichtszüge, seine ganze Person laut genug gegen ihn. Er führte das elendeste Leben von der Welt. Seine innerliche Leiden rächten schon zum voraus den König und den Staat. Er wagte weder zu Haus zu bleiben, noch sich davon zu entfernen. Man sah ihn in keiner der benachbarten Städte mehr. Er ging nicht mehr zu seinen besten Freunden unter dem benachbarten Adel, und traute seiner eignen Mätresse nicht mehr, welches eine gewisse Frau von Chateau Gay war. Er besuchte sie nicht in ihrem Hause; wenn er sie sehen wollte, so hielt er seine Rendesvous in einem abgelegenen Dorf, oder wohl auch im freyen Felde, immer bey Nacht, und nie zweymal nach einander auf derselben Stelle. Bediente mußten auf den Anhöhen umher Wache halten, und ihm, wenn sie jemand kommen sahen, mit einem besonders dazu bestimmten Horn ein Zeichen geben; bisweilen waren es auch Hunde, die er zur Wache brauchte.

Mit diesen Vorsichtsanstalten bot er allen seinen Feinden Trotz, und rühmte sich mit Uebermuth und noch mehr Unvorsichtigkeit, sie alle anzuführen, und ihnen auf jeden Fall zu entkommen. Allein bey diesem allem war nichts festes in seinen Entschlüssen. Er wollte nie zween Augenblicke nach einander dasselbe; und dieser so gut berichtete Mensch kannte selbst die, die gerade zu seinem Verderben gekommen waren, so wenig, daß er aus ihnen seine Freunde machte, sie zu seinen Rathgebern nahm, und tausendmal bereit war, sich ihnen ganz anzuvertrauen; Klugheit ist freylich keine Eigenschaft, die sich gern mit einem bösen Gewissen paart. Hätte Auvergne nur ein wenig Gebrauch von ihr machen können, so hätte er gesehen, daß da keine Sicherheit mehr für ihn sey, wenn er sich nicht eiligst nach Spanien machte, und dieß ist vielleicht das

Einzige, woran er nicht dachte. In dem Augenblicke, als er d'Escures und Murat entschlossen schien, sich nicht in Gefahr zu begeben, führte er eine ganz verschiedene Sprache gegen sie. Er bestellte sie einst drey Meilen von seiner Wohnung. Dieser Befehl setzte sie erst in Unruhe; sie gingen jedoch hin, und er sagte ihnen, er sey entschlossen vor dem König zu erscheinen. Der König, dem sie sogleich Nachricht davon gaben, und der es noch mehr glaubte, weil noch ein falsches Gerücht dazu gekommen war, schrieb mir am 19. November, Auvergne sey in Moret, im Begriff nach Paris zu kommen. Sie waren hierinn nicht von dem Grafen betrogen worden; er selbst war es durch seine eigne Unbeständigkeit; denn er war der erste, der sie bey sich zurück hielt, als sie ihm sagten, daß sie wieder fort wollten, und er beschied sie zur letzten Antwort auf Fougeus Ankunft, von dem er sich große Aufklärungen versprach, und sie schienen aus bloßer Gefälligkeit darein zu willigen.

Ich habe alle diese Umstände aus den Briefen Murats. Ich erhielt deren sogar vom Grafen selbst um diese Zeit. Er hatte sich bey den beyden Geschäftsträgern beklagt, daß er auf vier Briefe, die er mir geschrieben haben wollte, keine Antwort erhalten habe. Ich erhielt auch wirklich vier von ihm, allein auf Einmal, und von so gleicher Schrift, obschon sehr weit auseinander datirt, daß ich gleich sah, was ich davon zu halten hätte. Es scheint, er habe im Anfang nicht auf mich gedacht, oder seine Gründe zu haben geglaubt, um sich nicht an mich zu wenden; in der Folge aber dieß Mittel für dienlich zu seiner Wiederaussöhnung gehalten, denn er sprach oft mit ihnen von mir. Er bediente sich also des abgenutzten Kunstgriffes, seine Briefe zu antedatiren, um mir zu beweisen, daß er immer diesen Gedanken gehabt habe:

Wenn

Wenn die Absicht des Grafen war, von mir ein Versprechen heraus zu bringen, das er hernach als Caution brauchen könnte, so betrog er sich stark. Ich antwortete ihm zwar, allein so, als wenn ich ihm nichts besseres noch sichereres zu sagen hätte, als was ich auch dem Marschall von Biron in einem mit dem seinigen ähnlichen Fall gesagt hatte. Er sah sich als Staatsverbrecher behandelt, ohne daß dieß sein Mißtrauen vermehren konnte; und überhaupt war diese Antwort eine Abschrift von eben dem Brief, den ich an diesen Marschall geschrieben hatte; er konnte es auch nicht übersehen, da ich es ihm geradezu sagte. Durch diesen Contrecoup von wirklich ganz neuer Erfindung gab ich Auvergne zu verstehen, daß er weder dem König widrige Gesinnungen gegen sich beymessen, noch die Rathschläge, die ich ihm wegen der Einrichtung seines Betragens schon oft zuvor gegeben hatte, vernachlässigen, noch andre Thatsachen und Gerüchte voraussetzen dürfe, als die er in seinen eignen unruhigen und aufgejagten Gewissen gegründet fände. Dieß war alles, was ich dem Strafbaren schrieb; und er fand es in seinem Unfall so truglos, daß er äußerst zufrieden damit war.

D'Escures und Murat fanden endlich eine Gelegenheit, wie sie sie längst suchten. Man hielt Musterung über die Schwadron von Chevauxlegers des Herrn von Vendome. Sie eröffneten dem Herrn von Erre (besser Eure), dem Commandeur derselben, den Entwurf, den sie darauf bauten, und da die Staabsofficiers die Hände dazu boten, so wurde die Sache folgendermaßen vorgenommen. Von Eure ging zu dem Grafen, und sagte ihn, da er General über die ganze leichte Reiterey sey, so würde er sich ohne Zweifel bey dieser Musterung einfinden. Auvergne sah keine Gefahr dabey, denn ausserdem, daß er ein Pferd ritt, das, wie er sagte, den

Wind überhohlte, und das er wirklich gewöhnt hatte, zehn Meilen in einem Rennen zu machen, hatte er sich auch vorgenommen, in keinen geschlossenen noch engen Ort zu gehen, und noch viel weniger abzusteigen. Er kam also; (Philibert von) Nerestan ritt vor, um ihn an der Fronte seines ganzen Corps zu bewillkommen, auf einer elenden Mähre, und nur mit vier Bedienten; allein diese Bedienten waren vier starke entschlossene Soldaten, die man in die Livree gesteckt hatte. In dem Augenblick da Nerestan sein Kompliment machte, fallen zween von diesen Soldaten dem Grafen in den Zügel und die zween andern ergreiffen ihn bey einem Bein, werfen ihn auf der andern Seite vom Pferd, und fallen dann so rasch über ihn her, daß er keine Zeit hatte, weder seine Pistolen noch seinen Degen zu ziehen, und noch weniger zu entfliehen. Er wurde in guter Verwahrung nach Paris gebracht, und in die Bastille gesetzt (15).

D'Entragues wurde zu gleicher Zeit gefangen genommen, und die Marquise von Verneuil beyden Schuldigen einigermassen zugesellt, weil sie auf Befehl des Königs Hausarrest bekam, wo (16) sie unter der Verwahrung des Chevalier du Guet blieb. Diese Beygesellung rettete dem Stiefvater und Bruder das Leben. Sie wagten es anfangs nicht, dies zu hoffen, und nach so vielen Rückfällen erwartete es das Publikum noch weniger, besonders da man ihren Proceß nach aller Strenge anfing. Der Graf von Auvergne eröffnete den König alle seine Verständnisse in und ausser dem Königreiche. Man brachte auch das oben gedachte Versprechen einer Verbindung zwischen ihm und den Herrn Bouillon und Biron heraus, das der König nie von ihm hatte erhalten können.

Die Kommunikation zwischen dem König und der Marquise von Verneuil, fing um diese Zeit ebenfalls wie-

der

der stark an; zwar nicht eben über denselben Gegenstand, denn ich glaube wohl, daß man keine große Strenge von ihm gegen sie erwartet. Er konnte sich nicht entschließen, sie einen einzigen Augenblick an seiner Begnadigung zweifeln zu lassen. Mit Mühe beobachtete er noch einigermaßen den äußerlichen Wohlstand, indem er ihr durch verschiedene Abgeschickte sagen ließ, daß sie diese Gnade nur durch eine gänzliche Unterwerfung unter die Bedingungen, die er vorschriebe, erhalten würde. La Varenne, Sigogne und der ganze Hof wurde zu diesen Bothschaften gebraucht, welche, so wie sie gingen, im Grund nichts anders waren, als das Entgegenkommen eines Liebhabers, der ungeachtet seines Zorns fürchtet, seiner Wiederaussöhnung mit seiner Geliebten ein zu starkes Hinderniß in den Weg gelegt zu haben. Der Marquise entging dieß nicht, und sie wußte sichs zu Nutz zu machen. Ich diente bey dieser Gelegenheit Heinrich ebenfalls zum Dollmetscher, wiewohl ich sah, daß er sich nicht zu seiner Ehre aus der Sache ziehen würde; allein er wollte es durchaus, und ich gehorchte ihm in der Absicht, wo möglich die Entwicklung der Farce desto minder schimpflich für ihn ausfallen zu lassen.

Der erste Befehl, den ich von ihm erhielt, war, zu der Marquise von Verneuil zu gehen, um sie über alle die Punkte, deren man sie beschuldigte, zu vernehmen, sie dahin zu bringen, daß sie ihres Fehlers geständig wäre, und sie die Größe desselben fühlen zu lassen. Ich kann nicht sagen, daß mein Auftrag sich weiter erstreckte, wenn man dazu nicht noch bittere Vorwürfe und, wohl sehr unnütze, Rathgebungen setzt, wie sie sich gegen einen Herrn hätte aufführen sollen, dem sie so viele Verbindlichkeiten hatte. Das erstemal, daß ich zu ihr ging, bekam ich sie nicht zu sehen. Sie

ließ

ließ mir sagen, ein Fluß, den sie im Gesicht habe, verhindre sie, jemand zu sprechen. Ich schickte zum zweytenmal einen Adlichen zu ihr, und ließ fragen, welche Stunde sie mir bestimmen wolle. Ehe mein Abgeschickter zurück war, erhielt ich einen von ihr, den sie unterdessen fortgeschickt hatte, um mir zu sagen, daß sie mich um zwey Uhr nach Mittag erwarte.

Ich fand eine Frau, der ihre Erniedrigung noch nichts von ihrem ersten Trotz genommen hatte, (17) und die, weit entfernt sich bis zur Bitte um Gnade und bis zur Entschuldigung ihres Vergehens herabzulassen, als ein rasendes Weib sprach, und selbst ihre Bedingungen machen wollte; Klagen und Entrüstung gegen den König, neue Bitten, das wars, womit sie anfing, indem sie eine wohlweise und selbst scheinheilige Mine annahm. Dies war bey mir sehr übel angebracht. Ich schmeichelte ihr nicht, ich schonte sie nicht. Ich fing mit dem an was die größte Schuld auf sie häufte, und warf ihr ihre Verbindungen mit den Feinden des Staats vor. Ich sagte ihr, daß sie sich noch sehr glücklich schätzen könnte, wenn man ihre Züchtigung bey der Erlaubniß bewenden ließe, sich selbst aus dem Reich zu verbannen, und ihre Tage überall nur nicht in Spanien zu beschließen, und daß ihr diese Gnade nicht zugestanden werden würde, bis sie im Criminalverhör gewesen wäre, und den König um Vergebung ihres Ungehorsams gebeten hätte.

Ich kam dann auf ihr unanständiges Betragen gegen die Königin. Ich zeigte ihr, daß das den König selbst angreifen heiße, und sich einer strengen Züchtigung aussetzen, wenn man, so wie sie eine Fürstin, die ihre Gebieterin sey, (18) mit einer ganzen Menge Schimpfreden angreife. Ich warf ihr ihre lächerliche Sucht vor, sich der Königin gleich zu stellen, und ihre

re Kinder den königlichen Prinzen gleich zu setzen; ihr stolzes verächtliches Betragen, und besonders ihre teuflische Bosheit, Zwietracht unter Ihren Majestäten zu stiften; und setzte hinzu, daß man es ihr nicht nachlassen würde, sich der Königin zu Füssen zu werfen, um sie um Vergessenheit und Vergebung aller ihrer Beleidigungen anzuflehen.

Eben so wenig schonte ich sie in Ansehung der scheinbaren Andacht, hinter die sie sich zu verschanzen suche, während sie ihre ersten Pflichten gegen den König, die Königin und das Vaterland, aus den Augen setze. Ich fuhr geradezu damit heraus, daß diese anscheinende Frömmigkeit nichts als Grimasse sey, und bewies ihr dies durch ihren ganzen Lebenswandel, woraus sie sehen konnte, daß ich von ihren Galanterien wohl unterrichtet sey. Ich ließ mich sehr umständlich auf alle ein, um ihr ihre gewöhnliche Ausflucht abzuschneiden, daß sie nur in der eifersüchtigen Einbildungskraft des Königs bestünden, und daraus zog ich einen neuen Grund zu ihrer Beschämung, in Ansehung des Herrn, dem sie so unwürdig mitspielte. Ich zeigte ihr, was sie hätte thun müssen, wenn ihre Frömmigkeit eine wahre Rückkehr zu Gott gewesen wäre, und versicherte, daß der König sich nicht widersetzt hätte, wenn er bey ihr alle Zeichen, die eine wahre Andacht begleite, gefunden hätte.

Ich gab ihr endlich alle Arten von gutem Rath, um den sie mich nicht bat, und den sie nicht zu befolgen gesonnen war. Sie hätte wenigstens suchen sollen den Schein davon anzunehmen; allein sie begnügte sich, mir frostig zu antworten, nach dem sie mich hatte ausreden lassen: sie dankte mir dafür, und wolle sichs überlegen. Als ich sie fragte, ob sie einige Ursache zu Klagen hätte, die der Verletzung ihrer Pflicht ge-

gen den König zum Vorwand dienen könnte, so antwortete sie, wenn der König diese Frage an sie thun lasse, so habe er unrecht, da ihm diese Ursache besser als irgend jemand bekannt seyen; thue ich sie aber nur für mich, so hätte ich nicht minder Unrecht, da ich kein Mittel hätte, sie zu befriedigen.

Ich fuhr fort, und fragte, was sie von dem König verlange. Sie antwortete, ob sie schon wisse, daß hierinn die Wünsche des Königs nicht mit den ihrigen übereinstimmen, so bestehe sie doch darauf, daß man ihr erlauben möchte, so wie auch ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Kindern, sich irgendwo außer Frankreich nieder zu lassen. Bey dem Namen ihres Bruders setzte sie hinzu, sie wisse wohl, daß er nur wegen seiner Freundschaft für sie leide. — Ich hatte Mühe diesen Entschluß für aufrichtig zu halten. Ich ließ mirs vier und fünfmal wiederholen; sie änderte nichts daran. Der Verdruß über die Gefangenschaft ihrer Familie, und die Behandlung, die ihr widerfahren war, konnte sie wohl zu diesem Entschluß gebracht haben, und die Bedingungen, die sie dabey machte, bestärkten mich in dieser Meynung. Indem ich sie auf eine nähere Erklärung über diese Niederlassung außer dem Königreich brachte, sagte sie, sie wolle darum nicht ins Ausland gehen, um da Hungers zu sterben, noch der Königin die Freude machen, sie ein elendes Leben führen zu sehen; Sie müßte wenigstens ein liegendes sichres Gut von hundert tausend Franken habe, das sey noch sehr wenig Lumperey gegen das, was sie sich von rechtswegen von dem König zu versprechen gehabt hätte. Diese Worte, die sie mit Aerger aussprach, gingen ohne Zweifel auf die Eheverschreibung, deren Verlust sie tief kränkte. Sie suchte vergebens mir ihren Zorn zu verbergen.

Ich

Ich hatte nie gedacht, großen Nutzen von meiner Zusammenkunft mit der Marquise von Verneuil zu ziehen. Indessen verursachte mir doch das, was sie von einer Niederlassung außer Frankreich sagte und wiederholte, Nachdenken, und je mehr ich darüber sann, desto mehr kam ich auf das wahre und einzige Mittel, die ganze Verwicklung zu entwickeln. (19) Es kam nur darauf an, Heinrich stark genug zu machen, um in den Vorschlag der Marquise zu willigen; dadurch brachte er sich eine ewige Veranlassung zu Schwachheiten aus den Augen, und um seine Ruhe und den Hausfrieden zu erkaufen, kostete es ihn auf diese Art wenigstens nichts als Geld. War dieß so schwer? Ich nahm mir vor, alle meine Kräfte dazu zu versuchen.

Ich gieng zum König, um ihm Bericht von dem Erfolg meines Auftrags zu erstatten, und legte ihm das Mittel zur Auskunft vor, das sich darbot. Es befremdete mich nicht, daß er es nicht eben so glücklich finden wollte als ich: allein ich hatte mich mit den stärksten Gründen aller Art gewaffnet, um es ihm wenigstens erträglich zu machen. Was stellte ich ihm nicht alles vor! Politik, Vortheil, Ruhe, Vernunft, alle Beweggründe wurden erschöpft. Ich erinnerte ihn an seine eigne Meinung von dieser Frau und ihrer Familie. Ich führte Züge an, die um so fähiger seyn mußten, ihn zu bewegen, da sie wohl sonst schon diese Wirkung hervorgebracht hatten; die Namen, die er der d'Entragues und ihren Töchtern gegeben hatte; die erwiesenen Abenteuer, die die Veranlassung dazu gewesen waren, diese Geldsummen, die auf seinen Befehl, für, ich weiß nicht, welche köstliche ersteGunst akkordirt wurde, von der er doch selbst sagte, daß sie in der Macht seiner Geliebten stehe. Das Kind, welches sie unter Donnerschlägen zur Welt gebohren hatte — und andre Anekdötchen dieser Art,

die ein ekles Herz hätten heilen sollen. Nie habe ich so rührend noch, wie ich glaube, überzeugend gesprochen. Die Schande, die ich auf Heinrich für jetzt und künftig zurückfallen sah, durchdrang mich mit der lebhaftesten Empfindung. Ich bat, ich flehte, ich drang in ihn auf alle Art. Ich ließ mich durch einen fehlgeschlagenen Versuch nicht abschrecken; ich erneuerte den Angriff öfters. Mein Eifer gieng bis zur Verfolgung, und riß mich einigemal aus mir selbst, wie in der Unterredung in dem Garten der Conciergerie zu Fontainebleau, wo wir so laut sprachen, daß wir von Bastien und Brunault gehört wurden.

Ich weiß nicht, ob es je etwas so Unbegreifliches gegeben hat. Ein Fürst, dessen seltne Eigenschaften Königen zum Muster dienten, bringt uns dahin, entweder den Augen eine Hälfte dieses Heldenherzens verbergen, oder gestehen zu müssen, daß sie nur die andre schändet. Thränen im Auge, über die Gebrechlichkeit sterblicher Größe, ergreife ich ohne Bedenken das letztere, weil ich mich dazu verbunden glaube. Ich würde mir sogar einbilden, meinen Zweck, die Menschen, besonders die Fürsten durch Beyspiel zu belehren, nur halb erfüllt zu haben, wenn ich etwas aus diesem Gemälde verwischte. Ich lege es ihnen dar, dieß Herz, wo so viele Größe mit so vieler Schwäche vermischt ist, damit ihnen eine durch die andre desto auffallender werde, und zur Warnung dienen möge, gegen eine gefährliche Leidenschaft, von der sie sehen, daß sie in ihnen tausend schimpfliche Bewegungen erzeugen kann, deren man sie nicht fähig hielte; Furchtsamkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, Eifersucht, Wuth, Falschheit und Lüge; ja, Lüge und Falschheit. Heinrich, dieser gerade, wahre, offne Mann, Heinrich lernte sie kennen, sobald er sich der Liebe überließ. Oft gewahrte ich, daß er mich durch

fal-

falsche Eröffnungen sogar betrog, wo nichts ihn nöthigte, mir wahre zu machen; daß er Rückkehr zu Vernunft, daß er Entschlüsse heuchelte, von denen sein Herz nichts wußte; daß er sich seiner Ketten zu schämen log, in dem Augenblick, da er sich im Herzen zuschwur, sie nie zu zerbrechen, vielmehr ihre Glieder noch zu stählen! —

Was die Eifersucht betrift, die ihm seine Maitresse öffentlich vorwarf, so war er wirklich nur zu sehr damit behaftet. An seinen Bemühungen, Nebenbuhler auszustechen, konnte man leicht erkennen, daß er schwach genug war, nicht verachten, und furchtsam genug, nicht strafen zu können. Aut Caesar, aut nihil! schrieb er mir in einem seiner Briefe. Wie viele befremdende wunderliche Widersprüche! Er war überzeugt, daß die Marquise von Verneuil die Andacht nur zum Deckmantel ihrer Ausschweifungen brauchte, und diese Ueberzeugung verwundete sein Herz mit tausend Dolchstichen; allein er fühlte darum nicht minder lebhaft den Kützel, der ein verderbtes Herz nach dem Sieg über eine ungeheuchelte Andacht lüstern macht.

Eine dieser Unbegreiflichkeiten, die mich immer am meisten befremdete, und am meisten an seiner Heilung verzweifeln ließ, ist die, daß ich sehen mußte, wie in diesen Augenblicken, wo er ganz keine Schonung mehr in allem, was er von seiner Maitresse sagte, zu beobachten schien, das, was er schrieb, um ihr vorgewiesen zu werden, immer in einem andern Ton war. Ich habe eben dieß bey der Marquise bemerkt, wo es mich aber weniger befremdete; es sey nun, daß diese Liebende, selbst in ihrem stärksten Zorn sich nicht erwehren konnten, immer noch ein wenig auf das Herz des andern Theils zu rechnen, und daß ihr Verständniß, ihnen selbst unmerklich, einigermaßen fortdauerte, oder daß dieser Herr, sinn-

sinnreich sich selbst wegzuwerfen, schon lange zuvor seiner Maitresse Waffen gegen sich in die Hände gegeben hatte, und sie nicht so weit treiben wollte, daß sich sich deren hätte bedienen müssen; oder endlich, und dieß ist das für ihn am wenigsten nachtheilige Urtheil, das sich davon fällen läßt, daß etwas Geheimes unter ihnen vorgefallen war, worüber sich Heinrich, aus Schmerz oder Schaam nicht entschließen konnte, sich mir oder sonst jemand zu entdecken.

Ich habe hier alles zusammengestellt, was zu dieser Sache gehört, wiewol ein Theil der erzählten Thatsachen, wie die Gefangennehmung des Grafen von Auvergne, und der über seine Familie verhängte Proceß erst in das Ende dieses Jahrs fällt. Ich that dieß, um die Erzählung nicht zu sehr zerstückeln zu müssen (20). Wir werden sie im folgenden Jahr fortsetzen und schließen, erst aber noch aus dem jetzigen einige andre hievon ganz verschiedene Merkwürdigkeiten nachholen.

Anmerkungen

zum

dreyzehnten bis achtzehnten Buch

der Denkwürdigkeiten

Sülly's.

Vierter Band.



Anmerkungen zum Dreyzehnten Buch.

1) Urban von Laval, Marquis von Sable starb im Jahr 1629.

2) Pierre Fongeuse, Sieur Descures.

3) Simon Nicolas war ein königlicher Secretair. "Ein „Dichter, ein Bonmotiste und ein alter Sünder, sagt „das Journal d'Henry IV. der an Gott glaubte, weil er die„sen Glauben unter andern Sachen in seiner Erbschaft ge„funden hatte, (ex beneficio Inventarii) der aber nichts „desto weniger in allen Gesellschaften, nach dem verdorbe„nen Geschmacke dieses elenden Zeitalters, willkommen war. „Er starb zwey Jahre nachher, in einem Alter von sieben„zig Jahren; da man von Gott, von dem Tod und einem „ewigen Leben mit ihm redete, versetzte er: seinen Antheil „am Paradies würde er gern für eine funfzigjährige Ver„längerung seines Lebens jedem abgetreten haben".

4) Dies heißt, die Sache deutlich genug sagen, und da die andern gleichzeitigen Schriftsteller alle hierüber einstimmig sind, so kann man kaum noch zweifeln, daß Heinrich IV. nicht nur den Entschluß gefaßt, den Hof von diesen Angebern zu reinigen, welche das Gemüth der Königin gegen ihn aufbrachten, sondern auch diese Prinzessin ihre Unbescheidenheit dadurch ein wenig stark empfinden zu lassen, daß er sie zu besuchen aufhörte und sie nöthigen wollte in einem seiner Schlösser von ihm entfernt zu leben, vielleicht auch sie nach Florenz zurück zu schicken dachte. Man sieht aus der Histoire de la mère et du Fils: Tome I. S. 9. daß der König ihr mit beydem drohte. Rosny fand ohne Zweifel diesen letztern Entschluß ein wenig zu heftig, wie er auch in Betracht der Umstände dies wirklich war.

5) Die Chron. Septennaire meldet, der Herr von Rosny sey von Sr. Majestät deswegen nach Rochelle geschickt worden, und die Einwohner dieser Stadt haben ihm aufgetragen, dem König in ihrem Namen Vorstellungen gegen die Taxierung oder den Tarif dieser Auflage zu machen.

6) „Während dieser Reise nach Poitiers, sagt die Chron. „Septenn., welche beynahe zwey Jahre dauerte, schien der

„Hof traurig, der König nachdenkend; es wurde kein „Staatsrath gehalten, keine Geschäfte verrichtet, keine Pro„cesse entschieden, als zu Blois". Dieses kam von den öffentlichen und häuslichen Verdrießlichkeiten Heinrichs her, von welchen der Verfasser Nachricht gegeben hat.

Zu S. 17 f. f. Zur Einleitung in die Hauptbegebenheit, welche Sülly im XIII Buch nach seinem Gesichtspunkt beschreibt und zur Beleuchtung dessen, was schon im XII Buch von Birons Aufführung während des Kriegs mit Savoyen gelesen worden ist, wird eine umständlichere Schilderung der damals gegen Heinrich IV. intriguirenden Partie und ihrer Anführer nöthig. Ohne diese Ergänzung würde das Detail von Umständen, welches S. geben wollte, wobey er aber öfters über Zwischengeschichten von großem Einfluß, weil sie nicht auf ihn selbst Beziehung gehabt hatten, wegeilt, unzusammenhängend bleiben. Nirgends aber würden bloße Bruchstücke unangenehmer seyn, als wenn man eine Intrigue merkwürdiger Personen gegen einen König wie Heinrich der IV, durch sie mehr nur ahnden als durchschauen lernen sollte. —

Karl von Gontaub, Herzog von Biron, Sohn des berühmten Marschalls dieses Namens, einer der Generale, denen Heinrich seine Krone zu verdanken hatte, war, so zu sagen, der Repräsentant der Mißvergnügten. Der Sohn erbte von seinem Vater die Tugenden eines großen Generals, Klugheit in Entschließungen, Lebhaftigkeit in der Ausführung, gütige Herablassung zu den Soldaten, und Unerschrockenheit im Gefechte. Keiner, sagte der König, hat ein helleres Auge, den Feind zu recognosciren, und eine fertigere Hand, ein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Auch ließ ihn Heinrich, der eben so geschickt, schätzbare Eigenschaften zu beurtheilen, als sorgfältig war, Dienste zu belohnen, schnell alle Ehrenstufen besteigen. Nachdem Biron vom vierzehnten Jahre an Oberster der Schweizer in Flandren, nachher Feldmarschall, Generallieutenant und Admiral gewesen war, sah er sich im vierzigjährigen Alter als Marschall von Frankreich, Gouverneur von Burgund, zu allen Konseils gelassen, mit Reichthümern überhäuft, als Herrn der Truppen durch ihre Achtung, und als Freund seines Fürsten. Birons schönste Tage waren die, da er bescheiden, mäßig, ein Muster der Aufführung für den Officier und Soldaten, und nur darauf bedacht war, sich

durch seinen Eifer für seinen Fürsten und durch seine Thaten gegen die Feinde des Staats auszuzeichnen. Es scheint, daß diese schönen Tage bald durch einige Wolken verfinstert wurden, weil sein Vater, der bey der Belagerung von Espernay 1592, zu früh für seinen Sohn, blieb, zu ihm sagte: Biron, ich rathe dir, geh, wenn es Friede seyn wird, auf dein Landgut, und pflanze Kohl in deinem Garten; sonst wirst du deinen Kopf auf den Greveplatz bringen. — Beauvais la Nocle Herr von La Fin, hatte immer die größte Herrschaft über Birons Geist. Sonst hatte ihn der Herzog von Alençon, Bruder Heinrichs II, zu der Zeit bey den Spaniern gebraucht, als dieser Prinz dahin arbeitete, sich zum Souverain von Flandern zu machen. La Fin unterhielt beständig eine Verbindung mit diesen Feinden des Reichs, und bediente sich dessen auch beym Herzog von Savoyen, da er der Agent einiger Mißvergnügten in Provence ward, mit vieler Klugheit. Diese Verständnisse machten ihn zum Vertrauten der Liguisten, die aus Frankreich vertrieben und nach Italien, nach den Niederlanden und Spanien geflüchtet waren. La Fin war unternehmend, thätig, einschmeichelnd und überaus geschickt sich der schwachen Seite derer zu bemächtigen, die er gewinnen wollte, s. Mathieu S. 489. Verwegen mit den Verwegnen, vorsichtig mit den Klugen, schien er sich ganz seinen Genossen zu übergeben, um sich auf ihre Kosten zu retten. Der König, der ihn kannte, und über die Freundschaft, die er zwischen ihm und Biron errichtet sah, unruhig war, konnte sich nicht entbrechen, den letztern zu warnen. Schaffen Sie ihn, sagte er, von sich, wo er sie nicht zu Grunde richten soll. Unglücklicherweise fehlte es dem Marschall, der La Fins vergifteten Schmeicheleyen ausgesetzt war, an Gegengift zur Verwahrung davor. Er war schlecht erzogen. Erst Kalvinist durch Erziehung, nachher aus Wohlstand Katholik, hatte er schon, da er sechzehn Jahr alt war, zweymal die Religion verändert, und war sein ganzes Leben hindurch gleichgültig gegen die Lehren der einen sowohl als der andern. Die Grundsätze der Moral, welche die Subordination ehrwürdig und die Pflichten gegen den Fürsten und das Vaterland heilig machen, kannte Biron entweder nicht oder verachtete sie, als seiner unwürdig. Man gewöhnte ihn früh, die Regel nach seinem Geschmack und Interesse zu modeln. Stets siegreich im

Kriege, beständig glücklich in seinen andren Unternehmungen, gefürchtet in seiner Gesellschaft und niemahls einem Widerspruch ausgesetzt, bey seinen Fehlern entschuldigt, bey seinem Glücke mit lautem Beyfall beehrt, ward er ungestümm, eigensinnig und stolz. Er hätte sich gern zum Mittelpunkte von allem gemacht, und, wie er zum Könige sagte, zu dem Mann, außer welchem niemand etwas gethan haben sollte. Seine Zunge war wie bey allen eiteln Leuten sehr leicht. Der König entschuldigte ihn lange Zeit, und wenn man ihm die unbesonnenen Reden des Marschalls hinterbrachte, die zuweilen den Monarchen, sein Betragen, und seine Regierung gradezu betrafen, so antwortete Heinrich: Ich glaube zwar, daß der Marschall alles dies gesagt hat, allein man muß seine Prahlereyen, seine Ruhmredigkeit und Eitelkeit nicht immer im buchstäblichen Sinne nehmen. Man muß dies von ihm, als von einem Menschen, ertragen, dem es eben so unmöglich ist, von andern nicht schlecht zu sprechen und sich selbst nicht äußerst zu rühmen, als mit dem Pferde unterm Leibe und dem Degen in der Hand nicht gut zu handeln, wenn sich eine Gelegenheit dazu findet. Biron hätte müssen ununterbrochne Beschäftigungen haben, die so anziehend für ihn gewesen wären, als sie der Krieg darbietet. Weil es ihm daran fehlte, so fand er ein Vergnügen an allen Arten von Aufwand. Seine außerordentlich großen Verlüste im Spiel erschreckten ihn selbst. Ich weiß nicht, sagte er, ob ich auf einem Schaffotte sterben werde; das aber weiß ich, daß es nicht in einem Spitale geschehen wird. Traurige Alternative, die in der That zuweilen zügelloser Spieler wartet! — Biron bewies, daß von großem Spielen zum Verbrechen oft nur ein Schritt sey. Nach großen Verlusten seinen Betrachtungen überlassen, ward er auf den König zornig, der es ihm an Geld fehlen ließe. Er beschuldigte ihn des Geizes und der Undankbarkeit. Wenn man ihm glaubte, so hatte der König seine Dienste nie hinlänglich bezahlt. Er wünschte die unruhigen Zeiten zurück, da der Raub die Leeren seiner Verschwendung ausfüllte. Um diese bestreiten zu können, hielt er sich alles erlaubt, sollte er auch das Reich wieder in einen schrecklichen bürgerlichen Krieg stürzen, woraus er es durch seine Tapferkeit hatte ziehen helfen. Die Spanier wußten diese seine Gesinnung zu ihrem Vortheil anzuwenden. Mathieu. S. 488. Wir haben gesehn, daß sie sich vor dem

Ver-

Verbinsschen Frieden nur durch Ränke gegen Heinrich IV. behaupteten, daß sie seine Generale zu bestechen suchten, da sie sie nicht besiegen konnten. Von damalen an versuchten sie Birons Treue; erhielten aber nichts, als unbestimmte Gefälligkeiten. Während der Belagerung von Amiens faßten ihre Spione Hofnung. Sie wußten ohne Zweifel, daß der Marschall einer von denen war, die es gern gesehen hätten, wenn Frankreich in große Lehen getheilt worden wäre. Ueberdies bemerkten sie, daß Biron, der bis itzt gegen die Religion sehr gleichgültig gewesen, viel Eifer für sie affectirte, daß er einen Rosenkranz trug, die Kirchen fleißig besuchte, mit Lob von den eifrigen Liguisten sprach, und sich für einen standhaften Vertheidiger der Katholiken ausgab, wenn sie einmal seiner Hülfe benöthigt seyn sollten. Die spanischen Agenten richteten ihren Verführungsplan nach diesen Kenntnissen ein. Sie verbreiteten Leute um ihn her, die ihm unaufhörlich vorsagten, daß er die einzige Stütze der Religion und Freyheit sey. Die Spanier, sagten sie zu ihm, werden zum Frieden genöthigt; der König wird allmächtig werden. Wer wird die Katholiken und die Großen vertheidigen, wenn er sie unterdrücken will? Wird der Friede zu Stande gekommen seyn, antwortete Biron, so weiß ich, daß die Liebschaften des Königs, das Mißvergnügen vieler Großen, und der Mangel seiner Geschenke viele Zwistigkeiten erregen werden, und zwar mehr, als nöthig sind, den friedlichsten Staat von der Welt in Verwirrung zu bringen. Sollte es aber hieran fehlen, so werden wir in der Religion so viele finden, als wir nur wollen, die kältesten Hugenotten in Zorn, und die reuigsten Liguisten in Wuth zu setzen. Zum Unglück wählte ihn der König, der sich dieser Verändrung im Herzen des Marschalls gar nicht versah, ihn nach Brüssel zu schicken, um den Erzherzog den Vervinsschen Frieden beschwören zu lassen. Biron ward hier nicht nur als ein Deputirter eines großen Königs, sondern auch als ein Mann aufgenommen, dessen persönliches Verdienst diese seine Qualität unendlich übertraf. Man befliß sich, ausfindig zu machen, was seinem Geschmack schmeicheln konnte. Spiel, Schauspiele, glänzende Einzüge, Freudengeschrey des Volks, prächtige Feste, achtungsvolle Ehrenbezeugungen, nichts ward vergessen. Mannspersonen und Frauenzimmer redeten mit ihm von seinen Schlachten in

einer

einer Art von Begeistrung, und die Bewundrung der Hofleute ging bis zur Verehrung. Von allen Generalen des Königs, sagten sie, hätten sie nie einen gefürchtet, außer ihn: Er hätte dem Monarchen die Krone aufgesetzt. Es müsse ihm aber allerdings verdrüssen, daß ihm seine Thaten mit einigen elenden Vorzügen bezahlt würden. Gewiß, setzten diejenigen hinzu, die um das Geheimniß wußten, ist der König auf ihren Ruhm eifersüchtig. Sie müssen daher von ihm nichts anders als kaltsinniges Betragen erwarten. Wir hingegen würden Ihre Dienste besser zu erkennen wissen, wenn Sie sich zu uns halten wollten. Mit diesen Bemühungen verband Emanuel, Herzog von Savoyen, die seinigen. Er kam am Ende dieses Jahrs nach Frankreich, um wo möglich, vom Könige die Abtretung des Marquisats von Saluzzo zu erhalten, welches er während der Ligue weggenommen hätte. Seiner unangenehmen Gestalt unerachtet war er doch liebenswürdig, und verband mit einer geistvollen Physiognomie ein feines und einnehmendes Betragen. Er sprach gut, und auf seinen Lippen wohnte Aufrichtigkeit; in seinem Herzen aber Verstellung. Er hatte geschickte Minister; Er verführte sie zuerst, damit sie andre desto besser verführen könnten, Emanuel mischte sich in alle Unterhandlungen. Der Augenblick, da er einen Vertrag mit einem Hofe unterzeichnete, war derjenige, wo dieser das größeste Mißtrauen gegen ihn haben mußte, weil er mit dem feindlichen Fürsten einen entgegengesetzten schloß. Man fürchtete ihn, weil er fruchtbar an allen Auskunftsmitteln, wenig bedenklich bey der Gerechtigkeit derselben, stets bewafnet, und ein guter Feldherr war. Schien sich auch Emmanuel nur mit dem Spiele, der Jagd, Schauspielen und andern Lustbarkeiten, die man ihm darbot, zu beschäftigen; so verlor Er dabey doch seinen Gegenstand nie aus dem Auge, und bediente sich des Vertrauens, welches das Vergnügen oft unter den Menschen stiftet, die Gesinnungen der Vornehmsten gegen den König zu erforschen. Vielen von ihnen waren, und zwar aus verschiedenen Gründen, nicht vortheilhaft. Epernon, zum Beyspiel, der unter Heinrich III. ein sehr mächtiger Günstling gewesen war, konnte es nicht gewohnt werden, daß er unter Heinrich IV. nur geschätzt und vielleicht gefürchtet ward. Die Herzoge von Bouillon und de la Tremouille, denen der König und das Vertrauen der Hugenottischen Partey sonst so viel Ansehn gaben, sahn

sich

sich zu ihrem Verdruß durch den Anwachs der königlichen Macht bedroht, ferner hin nichts weiter, als bloße Hofleute zu seyn. Der Graf von Auvergne war äußerst ungehalten darüber, daß der König, der sich gegen seine Schwester, die Marquise von Verneuil, stets schwach zeigte, nicht schwach genug seyn wollte, sich mit ihr zu vermählen, und Biron, der unglückliche Biron, ließ sich in eitle Klagen aus, die er für wichtig angesehn wissen wollte, und die mehr Unordnung seines Kopfs als Verdorbenheit seines Herzens zu erkennen gaben. Keiner als Biron, der Verstellung und Furcht unfähig, gab sich zu allem her. Sein Abfall war das Werk giftiger Nachrichten, die seinen Zorn gegen den König entflammten. Der Herzog von Savoyen sagte ihm: Heinrich liebe den Adel seines Reichs nicht, und fürchte, er möchte sich erheben. Ich will Ihnen, ließ sich der ränkevolle Emanuel eines Tages gegen ihn heraus, davon einen unverwerflichen Beweis geben. Sie wissen, ich habe eine zahlreiche Familie. Ich hätte gewünscht, eine meiner Töchter in Frankreich anbringen zu können, und habe dem Könige vorgestellt, Ihnen eine zu geben, wenn er Sie anständig setzen wolle. — Was für eine Wahl treffen Sie? antwortete mir Heinrich. Diese Familie ist keine der angesehensten in meinem Reiche. — Ein Vertrauen ist das andre werth, erwiederte der schäumende Marschall. Der König hat zu mir gesagt: Sie wären ein Betrüger; zu eben der Zeit, da Sie sich für ihn gegen die Spanier erklären wollten, haben Sie einen Allianztraktat mit ihnen unterzeichnet. Ein geschickter Staatsmann lächelt zu dergleichen Vorwürfen. Emanuel ward darüber nicht empfindlich, außer deswegen, daß sie ihm zeigten, man sehe seine Untreue ein. Er fing nun an, für seine Sicherheit in Frankreich besorgt zu seyn. Wirklich sprach man auch im Staatsrathe von seiner Verhaftnehmung, und nur des Königs Güte rettete ihn. Er verdoppelte seine Schmeichelenen gegen Biron, sie vereinigten beyde ihren Unwillen. Um die Vereinigung fester zu machen, nahm Emanuel den bekannten Grafen von Fuentes zu Hülfe, dessen Anschläge und Anerbietungen im Stande waren, Birons letzte Bedenklichkeiten zu besiegen, wenn ihm deren noch einige übrig blieben. Don Pedro Henriquez de Azevedo, Graf von Fuentes, der blutgierigste persönliche Feind, den Heinrich jemals hatte, war des Königs von Spanien,

Philipps III. Gouverneur von Mailand. Voll von der Größe seiner Nation konnte er nicht ertragen, daß sie eine Nebenbuhlerin hatte. Die Venezianer, der Pabst, die Schweizer, (doch diese wohl mit weniger Geduld) alle seine Nachbaren erfuhren seinen Unternehmungsgeist. Grif er sie nicht an, so drohte er ihnen doch; zerstörte er ihre Festungen nicht, so baute er deren doch auf ihrem Grund und Boden. Spanien, welches bey diesem Verfahren gewann, ließ ihm freye Hand, außer daß es dasselbe nicht billigte, wenn die Klagen zu groß würden. Indessen behielt es doch stets etwas von des Grafen unrechtmäßigen Besitznehmungen zurück. Der Herzog von Savoyen und der Graf von Fuentes waren keine Freunde, sondern fürchteten sich vor einander, und dienten sich gegenseitig zum Damme. Wenn sie sich nicht Abbruch thun konnten, vereinigten sie sich zuweilen wieder. Emanuel war versichert, an ihm einen guten Beystand zu finden, wenn es darauf ankam, wider Heinrich IV etwas zu unternehmen. Es ist mit dem Hasse, wie mit der Zuneigung; oft würde man vergebens dem Grunde davon nachspüren. Die Abneigung eines bloßen Gouverneurs von Mailand gegen einen König von Frankreich, von dem er nie weder Unterthan, noch Gefangener gewesen war, läßt sich nicht leicht erklären. Indessen war sie doch da. Es mochte nun Nationaleifersucht oder Verdruß seyn, Frankreich blühend und sein Vaterland herabgesetzt zu sehen; genug Don Pedro sprach von Heinrich IV. nie anders, als in beleidigenden Ausdrücken, und hörte gerne Böses von ihm sprechen. Alle aus Frankreich Verbannte fanden einen Zufluchtsort bey ihm, und die Geschichte beschuldigt ihn, daß er Anstifter einiger Unternehmungen gegen des Monarchen Leben gewesen sey. La Fin, der stets um Biron, und des Grafen von Fuentes Vertrauter war, führte das aus, was bisher nur Projekte gewesen waren. Man versprach dem Marschall die Souveränetät über Burgund, und Emanuel verband mit dieser Lockspeise das gewöhnliche Anerbieten der Vermählung mit einer von seinen Prinzeßinnen. Vermittelst dieser Reizungsmittel überließ sich Biron den Feinden des Staats gänzlich. Noch ward man nicht eins; der Herzog von Savoyen sollte, um auf eine gute Art aus Frankreich zu kommen alle Bedingungen genehmigen, die ihm der König machen würde; fände er es aber nach der Zurückkunft

in

in seine Staaten für besser, Krieg zu führen, als sein Wort zu halten, so sollte der Marschall die Mißvergnügten des Reichs aufwigeln, und sich an ihre Spitze stellen. Kraft dieser Anordnungen unterzeichnete Emanuel die Austauschung des Marquisats Saluzzo, welches er gegen Bresse und Bügey, welches ihm der König abtrat, an Frankreich zurückzugeben versprach. Er nahm darauf den Weg nach seinen Staaten durch Burgund, und hielt seine Freyheit nicht eher für gesichert, als bis er sich in dieser Provinz befand, deren Gouverneur Biron war. Sobald er die Gränzen derselben erreicht hatte, säumte er, die Austauschung zu Stande zu bringen. Heinrich, der sich seines Zauderns versehen hatte, erklärte ihm den Krieg und trug dem Marschall das Kommando über eins seiner Heere an, indessen er selbst den Herzog mit einem andren angreifen wollte. Der Marschall befand sich in einer großen Verlegenheit. Uebernahm er das Kommando, so benahm er sich die Mittel, in den Provinzen heimliche Händel anzurichten, während der König mit dem Kriege beschäftigt seyn würde. Uebernahm er es nicht, da man doch seine überaus große Neigung zu dergleichen Geschäften kannte, so setzte er sich dem Verdacht aus. Die Meynungen seiner Rathgeber waren sehr getheilt. La Fin wollte: er sollte das Kommando ausschlagen; der Herzog von Savoyen hingegen: er möchte es übernehmen; weil er glaubte, sein Genosse würde an der Spitze der französischen Truppen behutsam mit ihm verfahren müssen. In der That lag es nicht am Marschall, wenn er nicht die Schande erfuhr, in den Unternehmungen, die ihm anvertraut waren, unglücklich zu seyn. Er konnte sich nur nicht ohne die Gefahr zurückschlagen lassen, daß das heimliche Verständniß zu sichtbar geworden wäre. Es mochte nun aus Mangel am Vermögen, oder aus Vertrauen zur Schwäche der Angriffe geschehen, genug, Emmanuel hatte seine festen Plätze nicht mit Kriegs und Mundprovision versehen und sie schwachen Besatzungen und schlechten Kommendanten überlassen, so daß sich der Marschall vergebens alle Mühe gab, die zu ihrer Rettung nöthig war. Er verschafte deu Gouverneuren Kenntniß seiner Transcheen, ließ Hülfsvölker in die Oerter hinein, grif sie nur da an, wo sie am festesten waren, und munterte sie auf, sich wenigstens einige Tage zu halten. Dem ohngeachtet nahm er alle feste Plätze

 des

des Herzogs ein, vor welchen er sich zeigte. Kurz, Emanuel sah sich der Gefahr ausgesetzt, seine Staaten zu verlieren, oder zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt; Eine Lage, die Biron in sehr große Verlegenheit setzte, und ihm sein eignes Glück verwünschenswerth machte. Der Ueberbringer seiner Nachrichten an die feindlichen Befehlshaber war Renaze, La Fins Sekretair. Zuweilen ertheilte sie der Marschall schriftlich. Dann faßte er sie aber so ab, daß sie, wenn sie ja aufgefangen würden, ein günstige Erklärung litten. Unterdeß nun der Sekretär hierzu gebraucht ward, gieng sein Herr eiligst aus Birons Lager nach Piemont, und von da nach Mayland, von wo aus er dem Biron neue Verläumdungen gegen den König zubrachte. Doch waren sie nur von Seiten der Art, wie sie vorgestellt wurden, neu; denn sonst waren es immer die alten Beschuldigungen: daß den Monarchen der niederträchtigste Neid gegen den Marschall plage; daß er ihm nie seine Siege verzeihen, und ihre Trophäen früh oder spät in Leichengepräng verwandlen würde. Man brachte dies als einen Vorwurf für Biron an, weil er, obgleich wider seinen Willen, die Staaten des Herzogs von Savoyen zu erobern fortfuhr. Es schien, als ob er sich gegen seine Mitverschworne schuldig mache, weil er gegen den König die Auskunftsmittel nicht ergrif, die sie ihm unter den Fuß gaben. Er beklagt sich, sagte der Graf von Fuentes, daß er gezwungen sey, zu schlagen, und doch hat er ein ganz einfaches Mittel in seiner Gewalt, zum Vortheile seiner Alliirten Frieden zu machen. Er braucht nur den König, wenn er zu seiner Armee kömmt, aufzuhalten. Dann wollen wir ihn nach Spanien schicken, wo er gut bewirthet werden wird, und wir ihm mit Tanzen und Frauenzimmern die Zeit vertreiben wollen.

Wenn diese Reden Biron keine Einwilligung zu einer schwarzen Verrätherey abnöthigten, so machten sie ihn wenigstens mit der Idee eines Verbrechens bekannt, und es fehlte wenig, daß nicht die Geschicklichkeit der Ruchlosen, die der Marschall hörte, ihn eines schrecklichen Meuchelmordes schuldig machten. Sie ließen nicht ab, ihn gegen den König zu verhetzen; sie flößten ihm ein, übermäßige Geschenke, neue Gouverneurschaften und Vergrößerungen seiner Macht zu fordern, die ihm der König nach einer gesunden Politik nicht zugestehn konnte. Biron ward also abgewiesen, und nun waren sein Zorn, sein Haß, seine

Wuth

Wuth unbegränzt. Da er eben einen Anstoß von diesem Unsinn hatte, bekam der König, dessen Heer nicht weit davon stand, Lust, des Marschalls Armee zu besuchen, welche eine feindliche Vestung belagerte. Der Marschall vermuthete, Heinrich würde die Laufgräben besichtigen. Er beorderte also den Renaze, dem Kommendanten zu sagen, daß er auf den und den Ort eine Kanone richten, und an einem andern eine Kompagnie Büchsenschützen postieren sollte, die auf ein gewisses Zeichen auf die, welche sich sehn lassen würden, Feuer gäben. La Fin, der zugegen war, ließ, entweder aus wahrem Abscheu vor dem Verbrechen, oder um den Marschall auf die Probe zu stellen, Erstaunen blicken, und gab ein körperliches Zeichen der Mißbilligung von sich. Wie? schrie der ungestümme Biron, hab ich nicht das Recht, mich an einem Menschen zu rächen, der mich zu Grunde richten, der mich ums Leben bringen will? Diese Worte geben zu erkennen, welche verhaßten Vorurtheile man ihm eingeflößt hatte. Da er wieder zu sich selbst kam, schämte er sich seiner Hitze, und hinderte den König, sich an den fatalen Ort zu begeben, wohin ihn sein gewöhnlicher Muth hätte führen können. La Fin, der den Marschall studirte, hielt ihn nach diesem Vorfalle für einen Mann, der zu Erreichung seines Endzwecks nicht alles wagen würde. Von diesem Augenblick an nahm er Maßregeln, gegen Birons Reue, wenn er ja welche fühlen sollte, oder gegen seine Geständnisse, wenn ihm Unbesonnenheit oder Nothwendigkeit deren einige entführen würden. Er fing an, alle Papiere, Briefschaften, Antworten und Aufsätze, die zu seiner Lossprechung beytragen konnten, zu verwahren, und als der Marschall ihm befahl, sie in seiner Gegenwart zu verbrennen, so wußten er es so geschickt zu machen, daß er andre an ihrer Stelle ins Feuer warf. La Fin trat deswegen nicht von Birons Unterhandlungen ab; er blieb beständig das vornehmste Werkzeug derselben. Im November kam zu Mailand ein neuer Vertrag zu Stande, den er nach des Marschalls Befehl nicht unterzeichnen sollte. Man vereinigte sich in demselben dahin, daß der Herzog von Savoyen Friede machen könnte, weil ihn der schnelle Lauf der Eroberungen durch die französischen Heere dazu nöthigte; daß er aber, sobald die Armeen zurückgezogen seyn würden, diesen Frieden brechen sollte; daß alsdann die Spanier sich bey dem Kriege ins Mittel schla-

gen

gen, dem Herzog von Biron den Titel und die Gewalt eines Generallieutenants ihrer Krone ertheilen, und ihm den eigenthümlichen Besitz von Burgund nebst der Vermählung mit einer Prinzessin von Savoyen versichern sollten; daß, wenn der Krieg eine üble Wendung nähme, Spanien Friede machen und dem Marschall drey Millionen Livres baar, und sechshundert tausend Thaler jährlich geben sollte, die er allenthalben, wo er wollte, in Empfang nehmen könnte. Mit Heinrichs IV. Vermählung mit Maria von Medicis kam zugleich der Friede mit Savoyen zu Stande. Auch erfuhr Biron des Königs Nachsicht. So viele Unterhandlungen, Zusammenkünfte und heimliche Reisen konnten des Monarchen Kenntniß nicht ganz entgangen seyn. Eines Tags nahm er im Franziskanerkloster zu Lyon den Marschall auf die Seite, und fragte ihn unter dem Versprechen der Begnadigung: was die geheimen Verständnisse, welche er mit den Feinden des Staats unterhalten, auf sich hätten, und was ihr Zweck und ihr Grund wäre? Von diesen seinen heimlichen Verständnissen verheelte nun der Schuldige, als ein Mann, der sich schämte, sich an Dinge zu erinnern, die er sich nicht vorwerfen zu müssen wünschte, die besondern Umstände, und that nur unvollkommne Geständnisse. Was den Zweck und die Veranlassungen zu den heimlichen Verständnissen anbetraf, so gestand er, die Idee, eine Prinzeßin von Savoyen zur Gemahlin zu bekommen, habe ihm geschmeichelt; doch würde er sich von seiner Pflicht nicht entfernt haben, hätte ihm der König nicht das Gouvernement der Bourgschen Citadelle in Bresse abgeschlagen. Heinrich umarmte ihn voll Güte, und sagte zu ihm: Nun wohlan, Marschall, denken Sie nie wieder an Bourg, auch ich will nie wieder an das Vergangne, auch ich will nie wieder an Bourg denken. Indem er ihm seinen Fehler vergab, gab er ihm zugleich zu erkennen, daß ein Rückfall tödtlich seyn würde. Der Herzog von Ehernon gab dem Biron einen ebenfalls heilsamen Rath, da er ihm von der Unterredung erzählte, die er so eben mit dem Könige gehabt hätte, und wie zufrieden er damit wäre. Ich freue mich darüber, sagte der alte Hofmann zu ihm; allein sie sollten ein Begnadigungsschreiben suchen; denn Vergehungen dieser Art vergeben sich nicht so leicht. Wird denn, erwiederte der Marschall, eine schriftliche Begnadigung zuverläßiger seyn, als des Königs Wort?

und

und hat der Herzog von Biron dergleichen nöthig, was werden nicht erst andre nöthig haben? Er vergaß, daß die Königliche Macht die Oberstelle einzunehmen anfing, und daß sie bey Staatsverbrechen keinen Unterschied unter den Schuldigen macht. Das größte Unglück für ihn war, daß der König nicht auf den Grund der Intrigue zu dringen suchte. Dies hätte ihn vielleicht der Verführung entrissen, weil der Marschall, wenn von ihm ins Detail gehende Geständnisse gefordert worden wären, gewiß seyn konnte, man würde von nun an auf seine Handlungen acht haben. Er hätte sich demnach das Gesetz auferlegen müssen, diese ordentlicher einzurichten. Auch ist es möglich, daß wenn er gewußt hätte: der Monarch sey von Grund aus unterrichtet, er den Werth der Begnadigung besser eingesehn, und, aus Empfindung der Güte seines Oberherrn Verbindungen entsagt hätte, die ihn zum Undankbaren gemacht haben. So aber befand er sich nach seiner Begnadigung, statt daß ihm dadurch geholfen worden seyn sollte, wie zwischen zwey Feuern. Peinigend beunruhigte es ihn, daß der König von einer Zeit zur andern seinen Plan nach allen Umständen erfahren, und ihm aus seinen Verschweigen ein Hauptverbrechen machen könnte, und in großer Verlegenheit war er in Absicht des Herzogs von Savoyen und des Grafen von Fuentes, die aus Beleidigung, sich von ihm vernachläßigt zu sehn, dem Könige Beweise seiner Verrätherey übergeben und ihn stürzen konnten. Vorzüglich fürchtete er den Renaze und die andern geringern Mitverbundenen, die er gebraucht hatte. Diese hatten sein Schicksal in ihren Händen; es bedurfte von ihrer Seite zu seinem Untergang nur einer übereilten oder veranlaßten Unbesonnenheit. Gegen diese Leute entschloß er sich also, sich hauptsächlich im voraus zu verwahren. Er setzte seine Verbindungen mit den Feinden des Staats, die ihm beständig schmeichelten, fort, nahm aber andre Unterhändler, in der festen Versichrung, daß, wenn man auch die bösen Händel, welche diese Art von Leuten unter seinen Befehlen angesponnen, entdeckte, die Begnadigung zu Lyon doch alles zudecken würde. Biron hielt sich zu einer Rotte, die er am Hofe gemacht fand, und deren Häupter dem Könige nie hätten Kummer verursachen sollen. Der erste, Heinrich de la Tour d'Auvergun, Herzog von Bouillon, hatte dem Könige alles zu verdanken. Dieser hatte ihn

unter allen Herren seines Hofs gewählt, ihm Charlotten de la Mark, Oberherrin von Sedan, über deren Hand er disponiren konnte, zur Gemahlin zu geben. Der zweyte, Karl von Valois, Graf von Auvergne und Herzog von Angouleme, war vom Könige sowohl wegen Karls IX, dessen Sohn er war, als wegen Henriette von Entragues, Marquise von Verneuil, seiner Maitresse, deren Bruder er war, beständig mit Gunstbezeugungen überhäuft worden. Beyde vergaßen, was sie hatten, und durch wen sie es besaßen. Sie dachten nur darauf, sich immer mehr zu erwerben. Der Herzog von Bouillon brannte vor Begierde, seine Herrschaft zu vergrößern, und glaubte hierzu nur durch Erneurung der Unruhen gelangen zu können. Der Graf von Auvergne hatte das Projekt gemacht, die Krone auf seine Familie zu bringen, und der Königin Fruchtbarkeit schien ihm kein Hindernis, welches ihm hiebey im Wege stünde. Maria von Medicis hatte noch im ersten Jahre ihrer Vermählung den König zum Vater eines Dauphins gemacht. Dies Glück hielt den Monarchen nicht ab, sich dem Eigensinn einer flüchtigen Liebe zu überlassen. Seine vielfachen und wenig geheimen Untreuen verursachten der Königin Kummer; sie verheimlichte ihm auch ihren Unwillen nicht. Von der Zeit an entstunden Kaltsinn und Sticheleyen, die in einem Privathause ohne solche Folgen geblieben wären, am Hofe eines Königs aber auf das Schicksal des Reichs Einfluß hatten. Henriette von Entragues hatte dem Könige auch, und noch eher als die Königin, einen Sohn gegeben. Sie behauptete nur unter der Treue eines Eheversprechens, welches älter als Mariens Beylager wäre, Mutter geworden zu sein. Eben da die Vermählung gefeiert ward, hatte sie zu Lyon Einspruch gethan, worauf man aber nicht achtete. Indeß glaubte sie nichts desto weniger ihrem Sohne die Rechte, die sie geltend machen könnte, versichert zu haben. Vor allen Dingen mußte des Königs Vermählung für ungültig und der Dauphin für unrechtmässig erklärt werden; ein schimärisches Projekt; aber was macht die Begierde zu regieren und eine Nebenbuhlerin zu stürzen nicht glaublich? Henriette wandte zu ihrer Befriedigung die Waffen des schwächern Geschlechts, Reitze und Bosheit an. Durch die erstern erhielt sie den König tyrannisch unter ihrer Herrschaft, und die letztere diente ihr, ihn von seiner Gemahlin

lin zu entfernen. Die Favoritin besaß die Gabe der Nachahmung in vorzüglichem Grade, und ahmte in den Augenblicken der Lustigkeit, der Königin Ton, Manieren, Aussprache, und ihren aus Italiänischem und Französischem gemischten Ausdruck drolligt nach. Der König lachte über diese Possen, die Königin aber, welcher man sie hinterbrachte, ward wüthend und forderte Rache. Heinrich suchte die Sache anders vorzustellen, und verlangte: sie sollte Possen, die, wie er behauptete, nur zu seinem Zeitvertreib vorgenommen wären, nicht so ernstlich nehmen. Maria bestand auf ihrem Kopfe, und da sie sah, daß der König sie mit Ausflüchten abfinden wolle; so glaubte sie ihre Nebenbuhlerin vorgezogen, brach in Vorwürfe aus, und es gab öffentlich lustige Auftritte des Verdrusses und Unwillens, die auf des Monarchen empfindsames Herz lebhaften Eindruck machten. Henriette schmeichelte sich, daß diese Auftritte, wenn sie oft vorfielen, den Gemahl am Ende erbittern, und ihn zu einem gewaltsamen Entschluß: zum Beyspiel, die Königin nach Florenz zurückzuschicken — bringen könnten. Sie fand es ganz leicht, daß der König sie, Kraft des Eheversprechens, nachher für wirkliche Königin erkennen und ihrem Sohn den Namen Dauphin geben würde. Dies war die Rolle, welche die Marquise von Verneuil bey dieser Gelegenheit spielte. Sie war nicht die leichteste; wenn die Natur dies Frauenzimmer nicht eben so geschickt gemacht hätte, eine empfindsame Gemahlin zu quälen, als einen lenksamen Fürsten zu fesseln. Der Herzog von Bouillon, der fruchtbarste und geschickteste Plauderer seiner Zeit, spielte die zweyte Rolle. Er machte Plane, untersuchte die Schwierigkeiten genau, verabredete die Mittel, und ermunterte die, welche die Gefahr hätte erschrocken machen können. Er schien weiter Fortschritte zu machen, als die übrigen vom Complott, war aber besorgt, weder Schriften, noch Spuren hinter sich zurück zu lassen, die ihn hätten verrathen können. Der Graf von Auvergne, ein unternehmender und verwegner Mann, steckte die Fahne der Empörung dreist auf. Er durchstrich die Provinzen jenseit der Loire, wo er seinen Aufenthalt auf immer nehmen zu wollen schien. Hier gewann er den Adel durch Beweise der Hochachtung, die Geistlichkeit durch große Affektation des Katholizismus und das Volk durch ein verstelltes Mitleid mit dem Elend, welches es

 unter

unter der niederdrückenden Last der Abgaben litt. Den Biron bestimmte man zum Kommando der Truppen, die theils von Spanien gestellt theils in Frankreich errichtet werden sollten. Ihn, sagten seine Schmeichler zu ihm, müßte man dem Könige entgegen stellen. Eine Idee, die allein schon fähig war, seine Eitelkeit zu reitzen, und ihn seine Pflicht vergessen zu machen. Auch brachten sie ihm bey, daß ein Mann, der den König genöthigt haben würde, die rechtmäßige Gemahlin auf den Thron zu setzen und den wahren Erben anzuerkennen, sich wenigstens einer Oberherrschaft oder jeder andern Belohnung, die er verlangte, versichert halten müsse. Der Herzog von Bouillon war demnach die Seele der Verschwörung, der Graf von Auvergne, so zu sagen, die Trompete, und Biron der Arm derselben. Einzeln genommen, würde jeder wenig Furcht erweckt haben. Aber vereint mit vielen andern, die sich noch nicht zeigten, konnten sie, wenn sie den König der eine am Hofe, der andre in den Provinzen, und wieder andre auf den Gränzen angriffen, im Staate sehr gefährliche Bewegungen veranlassen. Diese Bosheit erhielt sich am Hofe beständig wie in einem Vulkan, dessen wahrer Zund verborgen blieb. Der König, der gewiß war, daß Projekte gemacht würden, ohne genau ihren Zweck und ihre Urheber zu kennen, lebte in Unruhe. Düfresne Canaye, sein Gesandter zu Venedig, ein scharfsichtiger und unermüdeter Mann, dessen Briefwechsel sich über ganz Italien erstreckte, schrieb ihm: man sähe oft zu Mayland und Turin Franzosen; diese verhüllten sich in den Schatten des Geheimnisses, und hätten des Nachts häufige Unterredungen mit den Ministern der beyden angeführten Höfe. Düfresne nannte einige, andre bezeichnete er, bemerkte Stunde für Stunde ihre Schritte, beschrieb sie bis auf ihre Kleidung Stellung und Geberden. Auch berichtete er, man verläumde den König in Italien von seiten seiner Aufführung; verschreie seine Regierung, um über ihn eine Art von Verachtung zu verbreiten; setze seine Macht herab, um seine Alliirten zu überreden, daß er nicht im Stande sey, ihnen im Nothfalle zu helfen, und selbst die Venezianer fingen an, ihrer Anhänglichkeit an Heinrich ohnerachtet, diesen verläumdrischen Reden Gehör zu geben und ein Mißtrauen in Frankreich zu setzen. Doch dem Könige ward durch Birons Unbesonnenheit besser, als durch seine eigne Minister,

gera

gerathen. Der Marschall erschien seit seiner Rückkehr aus England wenig bey Hofe. Er war mißvergnügt, verachtete und tadelte alles, war zu weilen in tiefen Gedanken ungeduldig und zornig, wie Leute sind, die ein böser Handel in Verlegenheit setzt, und die doch Standhaftigkeit affektiren, und sich gegen die laute Stimme ihres Gewissens verhärten. Seine Sorgen waren nicht ungegründet. Seine große Vertraulichkeit mit La Fin fing sich an zu ändern, wie alle Freundschaften, die auf ein strafbares Interesse gegründet sind. Es hatte sich zwischen ihnen Mißtrauen eingeschlichen, und der Graf von Fuentes, der mehr Kenner war, als der Marschall, kam zuerst durch einige Worte, die dem La Fin entfuhren, auf die Gedanken: daß dieser Mensch ihr Verräther werden könnte. Ohne ihm das mindeste davon zu erkennen zu geben, schickte er ihn nach Frankreich zurück, und brachte ihn unter einigem Vorwande dahin, daß er seinen Weg durch Savoyen nehmen wollte. Dem Emanuel ward Nachricht gegeben, und La Fin würde hier wenigstens seine Freyheit verlohren haben. Aber er reißte durch ein für ihn glückliches Ohngefähr, oder aus Vorsicht, durch die Schweitz, und trug seinem Sekretär, Renaze, die Savoyische Kommission auf, welcher in Verhaft genommen und in das Schloß von Chiari eingesperrt ward. La Fin hatte sich nach Auvergne, seinem Vaterlande gemacht, und sah seine Lage mit unruhigen Augen an. Er erblickte sich mitten in Frankreich, welches er verrieth, und ohne einen Zufluchtsort bey den Auswärtigen, denen er verdächtig war. Vergebens brachte er beym Herzoge von Biron Klagen über seines Sekretärs Gefangenschaft an; er erhielt weiter nichts, als beunruhigende Antworten. Biron drückte sich gegen ihn von dem unglücklichen Renaze als von einem Menschen aus, den man der gemeinschaftlichen Sicherheit hätte aufopfern und dessen Stimme man durchs Grab hätte ersticken müssen. Er rieth ihm, wegen dieses Genossen weder Ansuchungen noch Drohungen zu thun; sondern — so grausam ist die Furcht! — diejenige in der Stille aus dem Wege zu räumen, von denen er auf seinen Reisen begleitet worden, und welche Einsicht in seinen Plan geben könnten. Eine schreckliche Vorsichtigkeit, die dem La Fin zu erkennen gab, was er selbst, besonders da er nicht mehr nöthig war, für sich zu fürchten hatte. Der Marschall der seiner gefaßten Entschließung, seine Unter-

 händler

händler zu verändern, getreu blieb, hatte sich des La Fin, seit der Begnadigung zu Lyon, fast gar nicht bedient. Sein ganzes Vertrauen hatte itzt der Baron von Lütz. Seine Reisen nach Mailand und Turin ließ er durch seinen Sekretär Hebert verrichten, der eine Wallfahrt zu thun, oder Waffen und Zeuge in Italien zu verkaufen, oder junge Edelleute, die man reisen lassen wollte, dahin zu bringen vorgab. La Fin, der sich gleicher Vorwände bedient hatte, irrte sich in ihrem Zwecke nicht. Er zog daraus die Folge, daß der Herzog von Biron die nemlichen Intriguen unterhalte; aber itzt andre Leute dazu brauche. Durch die genaue Bekanntschaft, die er noch immer in des Marschalls Hause hatte, erfuhr er auch dessen persönliches Betragen. Man benachrichtigte ihn, daß sich Biron vom Könige entferne; daß er seine Wohlgewogenheit zu verachten und ihm verächtlich zu begegnen suche; daß er dabey doch keine Vorsichtigkeit weder zu seiner Vertheidigung, noch wenigstens zu seiner Rettung, wenn man etwas entdecken sollte, anwende. Aus allen diesen Umständen schloß La Fin: Biron renne in sein Verderben. Er für sein Theil aber nahm die gehörigen Maßregeln, und bat um Audienz beym Könige. Zu bewundern war es, das zu einer Zeit, wo die Augen und Ohren des Königs und seiner Minister stets hätten geöfnet seyn sollen, La Fins Ansuchen vernachläßigt ward. Vielleicht hätte man es ganz vergessen wäre nicht eben ein Flüchtling von Piemont gekommen, der dem Könige genug sagte, das ihm Neugier nach demjenigen einflößen konnte, was La Fin zu entdecken hatte. (S. La Guesle, S. 51.) Man schickte also einen Expressen an ihn ab, der mit ihm über die Belohnung, die man ihm zugestehn würde und über das Verfahren einig werden sollte, welches er, um den Marschall nicht in Unruhe zu setzen, zu beobachten hätte. Was die Belohnung anlangte, so forderte La Fin weiter nichts als seine Begnadigung, und diese vesprach man ihm. In Absicht der zu beobachtenden Vorsichtigkeit aber, um sein Verständniß mit dem Könige Birons Aufmerksamkeit zu entziehn, ersann er folgendes. Er schrieb an den Marschall, er habe eine Familienangelegenheit, die seine Gegenwart bey Hof erfordre. Begäbe er sich bey einem so wichtigen Umstande nicht an denselben, so könne man ein böses Urtheil über die Ursachen fällen, die ihn in der Provinz zurückhielten. Indessen

trüge er aus Besorgnis, bey ihm Verdacht zu erregen, Bedenken, am Hofe zu erscheinen; daher überließe er die Sache seiner Entscheidung. Biron, der immer noch Vertrauen hatte, ließ dem La Fin völlige Freyheit, und dieser kam mit des Marschalls Bewilligung und ohne einigen Verdacht desselben nach Fontainebleau. Der König hörte ihn selbst ab. (S. La Guesle S. 53. Sully: T. 2. S. 5. 31.) Als ihm La-Fin die Papiere zeigte, schrieb Heinrich, nur zu sehr überzeugt, an Sülly. Das Resultat ihrer Zusammenkunft war: man müsse den Marschall von Biron an den Hof kommen lassen, und es wären Beweise genug wider ihn vorhanden, um ihn in Verhaft zu nehmen. Dies selbst war jedoch eine Unternehmung, deren Leichtigkeit zwar der Ausgang bewies; die aber damals bedenklich scheinen konnte. Denn La Fin entdeckte zwar das, was, so lange er des Marschalls Vertrauen gehabt, also bis zur Begnadigung zu Lyon vorgefallen war. Bis dahin war demnach alles bekannt und nichts zu fürchten. Konnten aber seit dieser Zeit nicht furchtbarere Verschwörungen gestiftet worden seyn? und wäre es nicht möglich, daß die Theilnehmer derselben viel zahlreicher und angesehner waren? daß man beßre Maaßregeln genommen hatte, und vielleicht nur ein Funke nöthig war, Minen zu sprengen, die an mehrern Orten des Reichs angelegt waren? Biron mußte also nicht in Schrecken gesetzt werden; er hätte sonst entweder flüchten, und sein Geheimniß mit sich nehmen, folglich den König stets in der nämlichen Verlegenheit lassen, oder augenblicklich Hand ans Werk legen und ganz Frankreich in Brand setzen können. Biron hatte, den Boden zu untersuchen, den Baron von Lütz nach Hofe geschickt. (S. Mathieu, S. 494.) Gegen diesen bediente sich der König vom Grafen von Biron verbindlicher Ausdrücke. Wirklich konnte sich auch Heinrich, der Verbrechen des Marschalls ohnerachtet, einer wiederkehrenden Zärtlichkeit gegen ihn und die übrigen Schuldigen nicht erwehren. Weinen sie, sagte er, so werd' ich mit ihnen weinen; erinnern sie sich dessen, was sie mir schuldig sind, so werde auch ich das nicht vergessen, was ich ihnen schuldig bin. Sie sollen mich so nachsichtsvoll finden, als sie leer an Zuneigung gegen mich sind. Ich wünschte nicht, daß der Marschall von Biron das erste Beyspiel der Strenge meiner Gerechtigkeit würde, und mein Reich, welches

bisher einer stillen und heitern Luft glich, auf einmal voll Wolken, Blitze und Donner werden möchte. Hätte doch der unglückliche Marschall die günstigen Gesinnungen seines Herrn gekannt! Aber durch La Fin und seine Freunde getäuscht, die den La Fin für aufrichtig hielten, glaubte er, sich nur durch Stillschweigen retten zu können. Er kam am dreyzehnten Junius zu Fontainebleau an. Soweit ein kurzer Auszug aus Mr. Anquetils L'intrigue du Cabinet sous Henri IV. Mehreres von dem Ausgang der Cabale s. unten Note 15 angemerkt.

7) Der Marschall glaubte, er habe den Lafin den mit Spanien geschlossenen Tracktat mit eignen Augen ins Feuer werfen gesehn: allein dieser hatte ihn betrogen, indem er, statt des Traktats, ein unbedeutendes Stück Papier verbrannt hatte.

8) Der Herzog von Epernon läugnete nicht, dem Marschall von Biron bey dieser Gelegenheit alle Dienste geleistet zu haben, welche dieser von einem Freunde erwarten konnte. „Als er mit ihm über die Sache redete, „sagt sein Biograph, so that er es nicht in zweydeutigen „Ausdrücken, wie die übrigen, sondern sehr ernstlich. Er „meldete ihm Lafins Verrätherey, gab ihm die allerstärk„sten Beweise dafür, und ermahnte ihn, zu der Güte des „Königs seine Zuflucht zu nehmen. Dies rechtfertigt den „Herzog von Epernon. Düplessis-Bossonniere, einer von „seinen Gesellschaftskavalieren, der ihm sehr ergeben war, „eben derjenige, welchen er dem Marschall entgegen schick„te, hatte vornemlich den Auftrag, ihn durch alle mög„liche Gründe zu bereden, daß er von dem König Verge„bung für sein Verbrechen zu erhalten suchen sollte. Man „konnte auch würklich diesen Edelmann, der von seiner „eignen und seines Herrn Unschuld überzeugt war, bere„den, sich aus Frankreich zu entfernen, nachdem der König, „dem dieser Schritt nicht bekannt war, den Marschall von „Biron hatte fest setzen lassen. Dadurch erwies er dem „Herzog von Epernon einen großen Dienst. Er gab dem„selben nach der Hand einen zweyten Rath, bey welchem „sich der Herzog ebenfalls nicht übel befand; nemlich er „sollte Sr. Majestät diesen Schritt gegen den Marschall „aufrichtig gestehen, und zugleich entdecken, in welcher „Absicht er denselben gethan hätte." Eben dieser Geschichtschreiber mischt in seine Erzählung einige Züge, wel-

che die eigentlichen Gesinnungen des Herzogs von Epernon entdecken und zugleich seinen Charakter kennen lehren. „Da „der Herzog von Epernon und der Marschall von Biron „mit einander nach dem Louvre gingen, sagte er, um nach der Mittagstafel ihre Hofaufwartung zu ma„chen, so begab sich der König, der von ihrer Ankunft „Nachricht erhalten hatte, in ein Fenster, um ihren „Gang und ihre Geberden durch die Fensterscheiben zu „beobachten. Ein Freund des Herzogs von Epernon, wel„cher bey dem König war, ließ ihm dieses melden, damit „er seine Handlungen darnach einrichten könnte. — — Er „that gerade das Gegentheil von dem, wozu man ihn „bereden wollte: und da ihm das Zeugniß seines Gewissens „den Muth je länger je größer machte, ging er, voll ge„rechten und großmüthigen Unwillens darüber, daß man „seine Treue in Zweifel zog, mit aufrechtem Haupt und auf „eben dieses Fenster gerichteten Augen, in welchem der „König, wie er wußte, stand, weiter. Der König be„merkte es, und machte die Umstehenden darauf aufmerk„sam. — — Hierauf spielte der König eine Partie Ball. „Der Graf von Soissons war auf des Königs Seite, ge„gen den Herzog von Epernon, und den Marschall. Bey „diesem Anlaß soll der Herzog, nach der Erzehlung der „gleichzeitigen Schriftsteller folgenden Einfall zu dem Mar„schall gesagt haben: er spiele gut, allein er wähle seine „Partieen übel" u. s. w. Hist. de la Vie du Duc d'Epernon, An. 1602. S. 205. u. f.

9) Karl von Choiseul, Marquis von Praslin, Kapitäin der ersten Compagnie der Leibwache. Er starb als Marschall von Frankreich.

10) „Der König, der seiner Pralereien und seiner „Halsstarrigkeit müde war, verließ ihn, indem er mit „diesen Worten von ihm Abschied nahm: Gut! man wird „euch anderswo die Wahrheit sagen lehren; Adieu, Baron „von Biron. Dieses Wort war gleichsam ein Blitz, der den „Donnerschlag vorher sagte, welcher ihn vernichtete, indem „der König ihn dadurch alle der hohen Ehrenstellen ent„setzte, die er ihm ertheilt hatte. — An eben diesem Tag „ermahnte ihn der Graf von Soissons nach dem Mittag„essen gleichfalls im Nahme des Königs: er solle diesem „die Wahrheit gestehen, und schloß seine Vorstellungen „mit jenem Ausspruche des weisen Königs: Erinnern Sie

„sich, mein Herr, daß der Zorn des Königs ein Vorbote „des Todes ist.“ Peref. „Nach dem Mittagessen, mel„det die Chron. Septenn. machte er dem König, welcher „gerade in dem Saal spazierte, die Aufwartung. Der „König zeigte ihm seine in halb erhabner Arbeit verfertigte „Bildsäule in triumphierender Stellung, unter welcher „seine Siege abgebildet waren, und fragte ihn: Hören Sie, „mein Vetter, wenn der König von Spanien mich in die„ser Stellung erblickte, was würde er wohl dazu sa„gen? — Sire, versetzte er, er würde Sie nicht fürch„ten. Diese Antwort wurde von allen anwesenden Herrn „bemerkt. Da ihm der König einen zornigen Blick zu„warf, welchen er bemerkte, setzte er sogleich, um seine „Unbesonnenheit zu verbessern, hinzu: ich meine nehmlich „in dieser Bildsäule, Sire, nicht in Ihrer Person.“

11) „Er hatte es versäumt, sagt Perefixe, Ablas da„für zu nehmen, gegen den Rath des Herzogs von Eper„non, welcher klüger und gescheiter war, als er.“

12) Sie wäre mißlungen, wenn der Marschall den Warnungen gefolgt hätte, die er erhielt. „Ein gewisser „brachte ihm einen kleinen Brief, da er nach dem Mit„tagessen zum König gieng, wie wenn derselbe von seiner „Schwester, der Gräfin von Roussy käme. Da er jenen „um das Befinden derselben fragte, und sah, daß er nichts „antwortete, so merkte er, daß etwas dahinter stecke und „öfnete den Brief, in welchem er die Nachricht fand: wenn „er sich nicht in zwo Stunden entfernte, so würde er an„gehalten werden. Sogleich zeigte er den Brief einem von „seinem Anhängern, Carbonniers, der ihm sagte: Gott „sey mit Ihnen; ich wollte, ich hätte einen Dolch im Leib, „und sie wären in Bourgogne. Er antwortete: wenn ich „dort wäre und der König mich hieher fordern ließe, soll„te ich zehn Dolche in den Leib kriegen, so käme ich doch. „Hierauf trat er in des Königs Zimmer, wo er mit der „Königin Prime spielte. Während dieses Spiels bemerkte „man, daß der Herr von Merge, ein Edelmann aus Bour„gogne, ihm etwas ins Ohr sagte, und da er dasselbe „nicht verstehn konnte, so kam der Graf von Auvergne eben„falls, stieß ihn zweymal mit der Hand in die Seite und sag„te, hier ists nicht gut für uns, zu bleiben.“ Chron. Sept.

13) Vitry nahm den Marschall von Biron gefangen, da derselbe aus dem königl. Vorzimmer trat. „Mein „Herr

„Herr, sagte er zu ihm, der König hat mir befohlen, ihm „für Ihre Person gut zustehen; geben Sie mir Ihren De„gen. — Du treibst Spaß, versetzte Biron. — Mein „Herr, erwiederte Vitry, der hat es mir befohlen. Ey, „ich bitte dich, fuhr der Marschall fort, laß mich mit dem „König reden. Nein, antwortete Vitry, der König hat „sich entfernt." — Inzwischen erwartete Praslin den Grafen von Auvergne an dem Schloßthore, und sagte zu ihm: Nicht weiter, mein Herr, Sie sind des Königs Gefangener. Ich, ich! sprach der Graf, ganz bestürzt. Ja, Sie, mein Herr, versetzte Praslin, ich nehme Sie im Nahmen des Königs gefangen; geben Sie Ihren Degen. Da hast Du ihn, erwiederte der Graf, er hat nur wilde Schweine getödtet, wenn Du mir dieses vorhergesagt hättest, so wäre ich schon zwey Stunden lang zu Bett und eingeschlafen.

14) Achilles von Harley, erster Präsident. Nikolaus von Potiers, Herr von Blankmesnil, Präsident. Stephan von Fleury, ältester Parlamentsrath, Philibert von Thürin, Rath bey der großen Kammer.

15) Auch über manche Hauptumstände der letzten Geschichte des Marschalls von Biron ist Sully ganz kurz, seine Verbrechen berührt er gar nicht im Einzelnen. Wir supplieren dieß in einer abgekürzten Erzählung nach der Schrift: L'intrigue du Cabinet sous Henri IV. et Louis XIII. terminée par la Fronde, par Mr. Anquetil . . . Auteur de l'Esprit de la ligue. (Mastricht 4. Tomes in 12.) „Das Interesse, welches die Königin bey dieser Sache hatte, erlaubte dem Könige nicht, ihr deren Wichtigkeit unbekannt bleiben zu lassen. Er berief sie zu den Rathsversammlungen, die über diesen Gegenstand gehalten wurden, und vielleicht nöthigten ihre große Furcht, und ihre Thränen der Gerechtigkeit des Monarchen die letzten Verordnungen gegen den unglücklichen Biron ab. Zuvor aber, sagte der König, will ich ihm noch sagen: daß, wenn er sich dem Gange der Gerechtigkeit überließe, er sich weiter keiner Gnade von mir gewärtig seyn solle. Voll von dieser Idee folgte Heinrich dem Verbrecher mit seinen Augen, sah ihn scherzen und schwätzen, ohne daß er bestürzt und unruhig schien. (Mathieu, S. 503.) Endlich, da sich die Nacht näherte, rief er ihn in sein Zimmer, that den letzten Versuch und sagte zu ihm: Aus Ihrem Munde, Marschall,

will ich das wissen, wovon ich, zu meinem großen Leidwesen nur zu sehr unterrichtet bin. Ich versichre Sie Ihrer Begnadigung, was sie auch wider mich begangen haben mögen. Gestehn sie es frey, so soll sie mein Schutz decken und ich werde es auf immer vergessen. Das heißt, erwiederte der hartnäckige Biron, einem rechtschaffnen Mann, der keine andre Absicht gehabt hat, als die er Ihnen sagte, allzuhart zusetzen. Wollte Gott! antwortete der König; es wär so — aber ich sehe wohl, daß ich von Ihnen nichts erfahren werde. Ich gehe und will sehen, ob mir der Graf von Auvergne mehr sagen wird. Unter diesem Vorwande gieng er hinaus und erkundigte sich selbst, ob, was er befohlen, in Bereitschaft gesetzt worden sey. Als er wieder auf sein Zimmer kam, ließ er jedermann abtreten, wandte sich zum Marschall und sagte zu ihm: Gott befohlen, Baron von Biron! Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Noch war es Zeit. Biron hätte, wenn er sich dem gerührten Monarchen zu Füßen geworfen, Begnadigung erhalten; aber zu stolz, das Knie zu beugen, ging er hinweg. Wie er aus der Thür trat, nahm ihn Vitry, Hauptmann der Leibwache, beym Arm und forderte seinen Degen — der Marschall brachte die Nacht in seinem Mantel zu und war äusserst unruhig. Er ging mit großen Schritten auf und nieder, schlug mit der Faust gegen die Mauern, redete die Wache an, sprach mit sich selbst und machte sich Vorwürfe darüber, daß er den ihm ertheilten Rath zum Fliehen nicht befolgt hätte. Er bat, man möchte seinen Sekretären sagen, daß sie seine Papiere verbrennten. Nachher unterbrach er sich, da er daran dachte: daß er ein Gefangner sey, und ihm keiner mehr zu Gebot stehe. Den folgenden Tag wurden der Marschall und der Graf von Auvergne zu Wasser von Fontainebleau nach der Bastille gebracht. Der König erließ am achtzehnten ein Schreiben an das Parlament, worinn er demselben den Prozeß übergab. Der Geschichtschreiber Mathieu bemerkt, daß man unter den von La Fin ausgelieferten Papieren sieben und zwanzig auslas, nicht die das meiste gegen Biron bewiesen, sondern die nur von ihm handelten. In der That giebt auch unter den Dokumenten, die man in den verschiedenen Berichten findet, keines die Mitschuld des Grafen von Auvergne, und des Herzogs von Bouillon zu erkennen; alle betreffen lediglich den Marschall.

schall. Die Anklage enthielt folgende vier Hauptpunkte: daß er durch den Picote, dessen Reisen er bezahlt, ein geheimes Verständnis mit dem Erzherzog gehabt; daß er sich unmittelbar, oder durch La Fin mittelbar mit dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen von Fuentes in einen Vertrag eingelassen; daß er sich mit dem Feinde einverstanden, die Einnahme der vesten Plätze in Bresse aufzuhalten und der königlichen Armee Schaden zufügen zu lassen; endlich, daß er dem Gouverneur des Forts St. Katharina habe sagen lassen, er mögte auf einen gewissen Ort, wo er den König hinführen wolle, eine Kanone richten und einen Hinterhalt von Büchsenschützen gegen ihn anlegen. Zuerst legte man ihm seine Briefe und Aufsätze vor, die er für die seinigen erkannte. Da sie zweydeutig abgefaßt waren, so gab er ihnen den Sinn, der seiner Sache günstig war. So benahm er für jetzt diesem Beweise alle seine Stärke. Die Richter fragten ihn nachher, ob er etwas wider La Fin vorzubringen hätte. Weit davon entfernt, antwortete er, er halte ihn für einen ehrlichen Mann. Sogleich las man ihm La Fins Aussage vor, welche die nämlichen Schriften in dem natürlichsten Sinne erklärte, der von Biron gegebnen Erklärung gerade entgegen. Nun ereiferte sich der Gefangne gegen La Fin und nannte ihn einen Betrüger und Bösewicht, der sich von seinen Feinden, um ihn ins Verderben zu bringen, hätte gewinnen lassen. Indessen blieb der Sinn dieser Papiere ungewiß, weil ihnen La Fin diesen, Biron aber einen andren beylegte. Um daraus einen bündigen Beweis herzunehmen, war ein neuer Zeuge nöthig, den der Beklagte selbst gelten ließ, der durch den Beytritt zu einer der beyden Erklärungen den wahren Sinn bestimmen muste. Dieß geschah auf eine den Marschall gravirende Art. Wäre, schrie er, Renaze hier, dieser würde den La Fin Lügen strafen. Kaum hatte er dieß gesagt, so erschien Renaze. An dem nehmlichen Tage, da Biron in Verhaft genommen wurde, entwischte dieser Gefangne aus dem Schlosse Chiari, nachdem er seine Wache wahrscheinlich durch Geld gewonnen hatte, welches er von Frankreich erhalten. Er nahm sie mit sich, entging allen Nachstellungen des Herzogs von Savoyen und kam unverzüglich, La Fins Zeugnis zu bestätigen. Seine Gegenwart war für den Beklagten ein Donnerschlag; kaum wollte er seine Augen glauben, und

konnte

konnte nicht begreifen, durch welch einen Unfall dieser Mensch, den er für todt gehalten hatte, ihn zu überführen, aus dem Grabe hervorkam. Er dachte, Emanuel selbst würde zum Verräther an ihm und beobachtete in den ersten Augenblicken seines Erstaunens ein tiefes Stillschweigen. Indessen faßte er sich wieder, und da er sich in Absicht des Sinns der Schriften überführt sah, berief er sich auf die Begnadigung, welche ihm der König zu Lyon hatte wiederfahren lassen. Allein er machte selbst dieß Rettungsmittel dadurch unzureichend, daß ihm gewisse andere Geständnisse entfuhren. Als er über die Umstände dieser Begnadigung befragt ward, gab er zur Antwort: Ich kann nicht läugnen, daß ich dem Könige nicht alles, was vorgegangen war, gestanden habe. Allein, da ich ihm sagte, daß die Abweisung, die Bourgsche Citadelle betreffend, mich fähig gemacht hätte, alles zu sagen und zu thun, glaubte ich, nicht alles spezifiziren zu müssen, welches unternommen zu haben, ich mich schämte. Ein Grund, der anderswo recht gut war, als vor einem Gerichte, welches bestimmt worden war, ein Staatsverbrechen zu beurtheilen. Ein Verbrechen, welches eine unbestimmte und mündliche Begnadigung nicht gelten läßt, sondern einen förmlichen Begnadigungsbrief erfordert. Der Marschall setzte hinzu: er habe seit der Begnadigung nichts seiner Pflicht entgegenlaufendes vorgenommen. Zum Unglück diente der Beweis, den er von seiner Unschuld anführte, wider ihn. Dieß war ein Brief, der ohne Zweifel an La Fin gerichtet war. Er schrieb ihm in demselben, daß er sich nicht mehr mit Intriguen abgeben wolle, und des Dauphins Geburt seinen Argwohn und seine Eitelkeit verbannt habe. Nun war die Begnadigung im Anfange des Jahrs 1601 vorgefallen; der Dauphin aber erst am Ende des Septembers in dem nehmlichen Jahre gebohren. Es waren also seit der Begnadigung mehrere Monate verflossen, in welchen Biron be seinem Argwohn und seiner Eitelkeit geblieben war. Mathieu, S. 510, § 2. Es ist wahrscheinlich, daß der Marschall die Begnadigung zu Lyon zur Endzeit seines Verständnisses mit den Feinden ansetzte, weil er sich seit dieser Zeit des La Fin nicht mehr bedient hatte und sich dennoch schmeichelte, daß man keine überzeugende Beweise gegen ihn habe. Er irrte sich auch hierin nicht. Seine Vertraute in dieser letzten Zeit waren sein Freund, der Ba-

ron von Lütz und Hebert, sein Sekretär. Der erste war nach Burgund entflohen und konnte nicht mit Gewalt aus diesem Lande herbeygebracht werden; Hebert ward zwar auf die Tortur gebracht, gestand aber nichts. Indeß war es nicht möglich, sich in den Bewegungsgründen zu irren, aus welchen er nach Mailand geschickt worden war, noch zu glauben, daß ein vertrauter Sekretär seinen Herrn aus so kahlen Gründen, als die angeführten waren, verlassen und in fremde Länder reisen würde, unterdeß seine Dienste bey seinem Herrn nothwendig wären. Rettete nun gleich dem Hebert seine Standhaftigkeit das Leben, so sicherte sie doch für Heberts Herrn das das seinige nicht. Am 23ten Jul. begab sich der Kanzler ins Parlament. Die zusammenberufnen Pairs fanden sich nicht ein; aber es waren hundert und zwölf Richter da. Man verwendete drey Sitzungen, um sich von dem Prozesse zu unterrichten, und am sieben und zwanzigsten ward der Marschall aus der Bastille ins Gericht geführt. Er zeigte sich bey dieser Gelegenheit groß und legte alle Bescheidenheit der Reue und alle Stärke des Schmerzens in seine Vertheidigung. Die Anzahl der Richter, ihre Ernsthaftigkeit, ihre Stille, so ansehnliche Gegenstände machten ihn nicht bestürzt. Er fing seine Apologie mit Erzählung der zu seiner Verführung angewandten Mittel an. Hierunter rechnete er vermeinte Zaubereyen, wobey zu erstaunen ist, daß sich La Fin derselben bediente, und noch mehr, daß ein Mann, der eben nicht schwach war, dadurch sich verführen ließ. Ein sichrer Beweis, daß, wenn man sein Herz der Schmeicheley einmal geöfnet hat, jede Art von Waffen in des Schmeichlers Händen siegt. Der Marschall gab nachher die Gründe an, die ihn verhindert hätten, nach seiner Ankunft zu Fontainebleau dem Könige die verlangten Geständnisse zu thun. La Fin und ich, sagte er, hatten uns verschworen, nie etwas zu entdecken, und ich hielt mein Gewissen durch diesen Schwur für gebunden. Ueberdieß sagte mir La Fin selbst, bey meiner Ankunft: er habe nichts gestanden, und da ich fest entschlossen war, von dem, was wir mit einander projektirt hatten, nie das geringste auszuführen, so hielt ich es für unnütz, Sachen auszusagen, die keine Folgen haben sollten, und die uns beyde verunehren konnten. Er gestand nichts weniger ein, als daß er die Absicht gehabt habe, des Königs Leben in Gefahr zu setzen; hingegen sagte

er, wäre La Fin dieses Anschlags schuldig, den er voll Unwillen verworfen hätte. Mathieu, S. 116. Was die Beschuldigung anbetraf, als habe er sich mit den Feinden zu Schonung ihrer Truppen und Vestungen einverstanden, so setzte er eine schnelle und heftige Aufzählung von Dingen entgegen, die er bey Gesandschaften, an der Spitze der Armeen, im Staatsrath und anderswo gegen den Dienst des Königs hätte ausführen können, ohne daß er sich dabey dem Verdachte der Verrätherey ausgesetzt haben würde. Konnt' ich mich nicht, sagte er, in Burgund wehren, Geld, Truppen und Kriegsvorrath sammeln und mich weigern zu kommen, zumal, da ich gewarnt worden war? eine schuldige und von Schrecken des Gewissens gequälte Seele würde vor Furcht und Zittern zertrümmert worden seyn; aber das innre Bewußtseyn meiner Treue, die Unschuld meiner Absichten konnte in mir gar keine Vorstellung von Mißtrauen erwecken. Ich habe dem Könige zu gut gedient, sagte ich stets bey mir selbst, als daß ich denken sollte, er möchte mich nicht für seinen treuen Diener halten. Ueberdieß war ich versichert, daß der König mich begnadigt, und ich ihn seit der Begnadigung nicht beleidigt hatte. Er wiederholte, was er den Referenten während der Einleitung des Prozesses gesagt hatte. Der König sollte mir damals das Leben gegeben haben, um es mir jetzt zu nehmen? Gefällt es ihm nicht, meine Dienste und die Versicherungen zu erwägen, die er mir von seinem Mitleiden ertheilt hat, so bekenne ich mich des Todes werth. Ich hoffe meine Rettung nicht von seiner Gerechtigkeit; sondern von der Ihrigen, meine Herrn, die Sie sich besser der Gefahren erinnern werden, die ich bey der Wuth der Ligue übernahm, und daß Sie ohne die Dienste, welche ich damals leistete, jetzt nicht meine Richter seyn würden. Ich flehe des Königs Mitleiden an, und — sagte ich auch nicht ein Wort, so fordern es die Wunden für mich, mit welchen ich bedeckt bin. Mein Vergehn, meine Herren ist groß, setzte er seufzend hinzu; aber große Beleidigungen verlangen große Gnade. Wie es auch kommen mag, so verlasse ich mich mehr auf Sie, meine Herrn, als auf den König, der mich sonst mit Augen seiner Liebe ansah, jetzt aber nur mit zornigen Augen betrachtet, und es für Tugend hält, grausam gegen mich zu seyn und für Beschimpfung gegen mich, eine Handlung der Gnade auszuüben. Ach! es wäre bes-

ser für mich, wenn er mich das erstemal nicht begnadigt hätte, als daß er mir das Leben gegeben hat, um mich schimpflich sterben zu lassen! Biron hörte auf zu reden; er hatte den Trost, seine Richter gerührt zu sehn, und ging nicht ohne einige Hofnung hinweg. Am neun und zwanzigsten versammlete sich das Gericht wieder. Man schritt zum Stimmgeben, das Gesetz war wider den Beklagten. Er gestand, daß er mit den Feinden des Staats in Verbindung gewesen sey. Die Begnadigung, die er zu Lyon auf ein unvollkommnes Geständniß erhalten hatte, war nicht mit den gesetzlichen Formalien versehen und es waren starke Vermuthungen da, daß er seit dieser Begnadigung in den nemlichen Intriguen fortgefahren war. Endlich läugnete er, daß er des Königs Leben habe in Gefahr bringen wollen; aber zwey unverworfne Zeugen sagten in diesem Stücke gegen ihn aus. Er ward also einstimmig verurtheilt, daß er wegen der, gegen des Königs Person, angelegten Verschwörungen, wegen Unternehmungen gegen seinen Staat, und wegen seiner mit den Feinden des Staats geschloßnen Traktaten des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sey, und auf dem Greveplatze enthauptet werden sollte. Einige von den Richtern brachten in Vorschlag, La Fin und Renaze in Untersuchung zu ziehen. Allein der Kanzler that die Gegenvorstellung, daß die, welche Verschwörungen entdeckten, in welche sie mitverflochten gewesen, nicht nur der Begnadigung werth wären, sondern auch eine Belohnung verdienten. Vielleicht, setzte er hinzu, wird diese ganze Empörung nicht mit des Marschalls Kopfe weggehauen werden; es kann daraus eine andre erwachsen, die man alsdenn mit vieler Mühe entdecken wird, wenn nicht die gute Behandlung, welche man den Mitschuldigen der gegenwärtigen angedeihen läßt, andre künftig zur Sprache bringt. Man ließ zwischen der Verurtheilung, die am zwanzigsten Julius geschah, und der Hinrichtung einen Tag verfließen. In dieser Zwischenzeit brachten es die Verwandten dahin, daß der Ort der Exekution verändert ward, und man sie in der Bastille, nicht aber auf dem Greveplatze, vornahm. Einige glaubten, daß diese Aendrung mehr aus Vorsichtigkeit, als Achtung beliebt worden sey, weil man von Seiten seiner Freunde einige Bewegungen befürchtet habe. Der König verwilligte ihm auch die Gnade, daß er sein Testament machen konnte, und gar keine Fesseln trug. Welch eine Gnade! Welche eine

Gnade! rief der unglückliche Biron mit einer durch Schluchzen unterbrochnen Stimme aus, konnte man mich hier nicht mit Fesseln an den Händen bewachen, um sich meiner an einem Tage von Wichtigkeit zu bedienen? Mein Herr, sagte er zum Kanzler, Sie haben meinen Vater so sehr geliebt; noch können Sie dem Könige das, was ich Ihnen sage, vorstellen. Nie, nie habe ich etwas wider des Königs Leben vorgenommen. Als man ihm die Worte des Urtheils: weil er wider des Königs Person etwas unternommen, vorlas, rief er von Wuth ergriffen aus: Keineswegs! das ist falsch! man streiche es aus! Noch auf dem Schafotte sagte er: es ist wahr, ich habe mich vergangen; aber nie gegen des Königs Person. Man versammlete zu diesem traurigen Schauspiele einige Personen aus dem Staatsrath, aus dem Parlament, aus der Bürger- und Kaufmannschaft. Diese waren Zeugen der heftigen Gemütsbewegungen des Marschall und der Art von Wahnwitz, die seinen Kopf nicht, wie er sagte, wegen des Todes, dem er in den Schlachten tausendmal getrozt hätte, sondern wegen der Schimpflichkeit der Strafe verwirrte. Ach, wie sehr wünschte ich, sagte er zu den Soldaten, die er in den Waffen sah, wie sehr wünschte ich, daß mich einer von euch mitten durch den Leib schösse! Dieser Wunsch wird niemanden befremden, der sich Biron denkt und sich in den Zustand seine durch eine Menge niederschlagender Betrachtungen zerrissenen Seele versetzt Er hatte ein überaus feuriges Temperament, ein lebhaftes Blut wallte in seinen Adern, er war von Natur ungeduldig und hatte nie Wiederwärtigkeiten erfahren. Er war Herzog, Pair, Marschall; aber mit einemmale sah er sich von dieser Höhe herabgestürzt Er rief seine Siege, seine Thaten, seine Triumphe in seine Seele zurück und verglich seinen vorigen Glanz mit dem erniedrigenden Zustande, in welchem er sich jetzt befand, und mit dem schimpflichen Tode, der ihn erwartete. Er erinnerte sich seiner schimärischen Projekte, ihres traurigen Ausgangs, seiner treulosen Freunde, die ihn in diesen Abgrund gestürzt hatten und ihn verliessen; er dachte daran, daß es zu seiner Rettung nur eines Geständnisses, eines Worts bedurft hatte, und er dies nicht habe von sich geben wollen. Nun kam seine Wache, küßte ihm bestürzt die Hände und sagte ihm das lezte Lebewohl. Die Diener einer von ihm zu sehr vernachläßigten Religion boten ihm Trostgründe dar, die vor seiner Verwirrung nicht

zu

zu seinem Herzen dringen konnten. Er war unruhig, ihn schauderte; drauf faßte er wieder Muth und näherte sich dem Schafotte mit dem nehmlichen Schritte, mit welchem er sonst ins Treffen ging. Er erstieg es und sah unruhig um sich her. Er suchte des Scharfrichters Schwerdt, welches man seinen Augen entzog; Ein Zittern an allen Gliedern ergriff ihn, er warf sich auf die Knie nieder und band sich selbst die Augen zu; Aber, da man ihn berühren und ihm die Haare abschneiden wollte, schrie er mit donnernder Stimme: man nähere sich mir nicht; ich kann es nicht leiden. Werd ich zornig, so erwürge ich die Häifte von denen, die hier sind. Sein funkelndes Auge, seine Gebehrden, seine Drohung machten die beherztesten vor Schrecken starr. Endlich kniete er wieder nieder, und schneller als ein Augenblick schlug ihm der Nachrichter mit einem Hiebe den Kopf ab. —

16) Ich kann mich nicht enthalten, zum Vortheil der Wissenschaften diese Anmerkung hieherzusetzen. So viel Belesenheit und Gelehrsamkeit der ältere Marschall von Biron hatte, so wenig besaß sein Sohn. Kaum konnte er lesen. Um meine Leser mit dem Charakter dieses Mannes vollends bekannt zu machen, entlehne ich folgende Stelle aus der Chron. Sept. Nachdem der Verfasser angemerkt hat, Biron habe beynahe alle Eigenschaften besessen, die zu einem großen Feldherrn erfordert werden, Tapferkeit, Glück, Unermüdlichkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit, u. s. w. so setzt er hinzu: „Besonders war er ein Freund der Eitelkeit und Ehrsucht: man sah ihn sogar das Essen verachten und sich mit wenigem begnügen, nur um seine thörigte Ruhmsucht und Eitelkeit zu nähren. Im Kriege war er ein Waghals, übermäßig und ehrgeitzig. Er war zuletzt so aufgeblasen, daß er glaubte, der König und ganz Frankreich würden ohne ihn nicht bestehen können. Auch ward er so sehr zur Verläumdung geneigt, daß er von allen gekrönten Häuptern übels redete. . . . Man hörte ihn auch oft über die Messe, und über die sogenannte reformirte Religion spotten: es werden eine unendliche Menge Sachen erzählt, welche zeigen, wie wenig Religion er hatte. . . Er setzte viel Vertrauen auf Astrologie und Wahrsager.“ Hierauf erzählt der Autor das Abenteuer: welches dem Marschall begegnete, da er unter einem falschen Namen den alten Sterngucker la Brosse zu Rath zog, ebendenselben, von welchem Sully in seinen Memoiren so viel redet. „Dieser gute Mann, sagt er,

 „wel-

„welcher sich eben in einem kleinen Zimmerchen, oben auf „dem Dache befand, das ihm zum Studierzimmer diente, „sprach zu ihm: Ich muß Ihnen sagen, mein Sohn, daß der, „welcher unter dieser Constellation geboren worden, durch „seine Thätigkeit und Tapferkeit zu großen Ehren gelangen „wird und wol gar König werden könnte: allein es ist „ein Caput algol da, welches dies hindert. Was ist das „fragte der Baron von Biron? Fragen Sie mich nicht, „mein Kind — Nein, versetzte der Baron, das muß ich „wissen Nach langem Zanken zwischen ihnen, sagte end„lich la Brosse: er wird solche Sachen thun, mein Sohn, „daß man ihm den Kopf wegschlagen wird. Hierauf prü„gelte ihn Biron entsetzlich, ließ ihn halb todt liegen, lief „die Treppe hinunter, und nahm den Schlüssel zu der Thüre „mit, u. s. w." Man erzählt eine ungeheure Menge von ähnlichen Prophezeiungen, die ihm gemacht wurden, bey denen sich aber, wie ich hoffe, kein vernünftiger Mensch aufhalten wird.

17) „Er bat den Herrn von Baromton, des Mar„quis von Praslin Lieutenant, in seinem Namen zum Herrn „von Rosny zu gehn, und ihm zu sagen, er wünsche ihn „zu sehn, oder ihn zu bitten, daß er bey dem König für die „Erhaltung seines Lebens ein Fürwort einlegen möchte; „er verspreche sich dieses von ihm; er habe ihn immer ge„ehret, und als einen Freund erfahren, so daß er nicht „hier wäre, wenn er ihm geglaubt hätte: es gebe schlimmre „Leute, als er sey, aber keine unglücklichere; er wollte sich „gerne zwischen vier Mauren einschließen und mit Ketten „fesseln lassen. Kurz, die dringenden Bitten, die er durch „den Herrn von Baromton an den Herrn von Rosny und „seine Gemahlin bringen ließ, bewegten diese, nebst dem „Herrn Zamet und einigen andern Personen so stark, daß „alle die Augen voll Thränen hatten und keiner ein Wort „reden konnte. Endlich sagte der Herr von Rosny: Ich „kann ihn nicht sprechen, noch für ihn bitten; es ist zu „spät, hätt' er mir geglaubt, so wär er nicht, wo er ist: „er hätte Sr. Majestät gerade bey seiner Ankunft zu Fon„tainebleau die Wahrheit gestehn sollen: und weil er das „nicht gethan hat, so hat er dem König selbst die Macht „benommen, ihm das Leben zu schenken, und alle seine „Freunde ausser Stand gesetzt, Gnade für ihn zu begehren: u. s. w." Chro. Sept. 1603. Den ganzen Prozeß muß man bey Matthieu, Tom. 2. Liv. 3. S. 482 — 543 aufsuchen

suchen, wo dasjenige, was den Herzog von Sülĺy betrift, mit unsern Denkwürdigkeiten übereinstimmend erzählet wird.

18) Johann von Gontaud, Herr von Saint Blankard, hatte sich mit der Fräulein von Saint Genies, der Nichte des Herzogs von Sülĺy vermählt. Der Marschall von Biron hatte keinen andern Bruder am Leben, als diesen. Ohne Zweifel begreift der Verfasser seine Stiefbrüder unter diesem Namen.

19) Die Herrn von Saint Blankard und la Force, der Graf von Roussy, die Herrn von Chateauneuf, Themines, Salignak und Saint Angel warfen sich drey Tage nach der Gefangennehmung des Marschalls von Biron, zu Saint Maur des Fosses S. Majestät zu Füßen; allein sie konnten weiter nichts erhalten, als die Gnade, von welcher oben der Verfasser redet. Heinrich IV tröstete sie mit dem Beyspiel des mit dem Hause Bourbon in Verwandtschaft gestandenen Connetable von Saint Paul, der wegen eines ähnlichen Verbrechens enthauptet ward, und des Prinzen von Conde, den nur der Tod Franz II. rettete, u. s. w. S. die Handschriften der königlichen Bibliothek, Vol. 9129, wo man auch ein Verzeichniß, der den Prozes des Marschalls von Biron betreffende Schriften findet.

20) Guy Eder von Beaumanoir, Baron von Fontenelles, ein Edelmann aus Bretagne. Er ward überwiesen, daß er den Spaniern die Festung Donarnenes habe überliefern wollen. Dafür ward er nach dem Greveplatz „geschleift und lebendig gerädert. Der König bewilligte „den Anverwandten, sagt Perefixe, aus Achtung für ihre „sehr erlauchte Familie, daß er in dem Todesurtheil nicht „mit seinem wahren Namen genannt werden sollte: allein „die Geschichte hat ihn nicht verschweigen können.“ Herr „von Thou, im 128 Buche, redet von ihm, als einem Räu„ber, dessen sich die Ligue in Bretagne bedienet habe.

21) Nach Siri hat man etwas mehr, als bloßen Verdacht gegen den Connetable von Montmorency, und selbst gegen den Herzog von Montpensier. Mem. Vol. 2. Part. I. S. 103.

22) Er war Gouverneur der Citadelle von Dijon, und der Stadt Beaune.

23) Es ist nicht so erwiesen, daß Heinrich keine Ursache hatte, diese Nachsicht zu bereuen. Es sind in Absicht auf die Ermordung dieses Prinzen viele Zweifel zurückgeblieben, deren Aufklärung je länger je schwieriger

 wird:

wird: allein, wenn wir auch annehmen (und dieses ist sehr wahrscheinlich), daß der Mord Heinrichs auf keine Weise von dieser Verschwörung herrührte, von welcher im Texte die Rede ist, so kann man doch immer glauben, daß diese schändliche That nicht begangen worden wäre, wenn man jene mit mehr Aufmerksamkeit und größerm Ernste zu untersuchen fortgefahren hätte. In diesem Fall muß man gestehen, daß Heinrich IV und Rosny durch ihre allzugroße Nachsicht verleitet waren, und daß der König ein Opfer derselben wurde. Was der Verfasser einige Linien vorher von denen sagt, welche sich kühn unter dem großen Haufen versteckten, beweist hinlänglich, daß der Empörungsgeist sich nicht ganz mit dem Tode ihres Anführers verlor.

24) Im Anfange des Oktobers: „allein das geschah „nicht eher, sagt die Chron. Sept., als bis er dem Kanzler „und den Herrn von Sillery und Rosny alle seine Sünden „gebeichtet hatte.“

25) Claudius von Lothringen, der vierte Sohn des zu Blois ermordeten Herzogs von Guise: er führte nach der Hand den Titel, Herzog von Chevreuse, und starb 1657.

26) Die Briefe des Herzogs von Bouillon an den König werden in dem 3 Theil der Mem. d' etat de Villeroi S. 158 u. f. angeführt. Die Gründe, seinen Biographen von der Beschuldigung zu reinigen, daß er an der Verschwörung des Marschalls von Biron Antheil gehabt, it. wegen seiner Weigerung, an den Hof zu kommen, und wegen seiner Flucht nach Castres u. s. w. findet man im 5 Buch S. 22. u. f.

16) Im Journal Heinrichs IV steht eine Geschichte, welche auf diese Begebenheiten Beziehung hat. Heinrich war in der Gegend von Gros-bois auf der Jagd; er entfernte sich, wie er oft zu thun pflegte, von seiner Gesellschaft und kam ganz allein nach Creteil, welches eine halbe Stunde jenseits der Brücke von Charenton liegt. Es war gerade Mittag, und er hungrig wie ein Jäger. Auf die Frage, ob er etwas zu essen bekommen könnte, antwortete die Wirthin, die ihn für einen bloßen Edelmann hielt, er sey zu spät gekommen, und sie habe nichts mehr. Heinrich sah einen Braten am Feuer; „für wen ist denn der bestimmt, fragte er. Für einige Herren dort oben, versetzte die Wirthin, ich halte sie für Prokuratoren. Sogleich schickte der König hinauf, und ließ sie sehr höflich ersuchen, ihm entweder ein Stückchen von dem Braten für sein Geld zu überlassen, oder ihm gegen Bezahlung seines

seines Antheils einen Platz am Tische zu vergönnen; beydes wurde abgeschlagen. Er ließ nun ganz in der Stille Vitry und einige andre von seiner Gesellschaft holen, und befahl ihnen, die Prokuratoren nach Vitry zu bringen und sie tüchtig peitschen zu lassen, damit sie lernten, wie sie sich gegen Edelleute betragen müßten. „Welches, fährt der Geschicht„schreiber fort, der Herr von Vitry, ungeachtet aller Gründe, „Bitten, Supplikationen, Einwendungen und Wídersprü„che der Herren Prokuratoren, sehr pünktlich und schnell „ausführte.“

Ein sonderbarer Beweis von der Grobheit der Rechtsgelehrten und dem Despotismus des Adels in der damaligen Zeit.

17) Das Edikt, worin der Zweykampf für ein Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt wird, kam zu Blois im Monat Junius heraus. Es ist sehr strenge, und räumt zuerst dem Connetable und den Marschällen von Frankreich das Recht ein, die Selbsthülfe zu verbiethen, und auf Genugthuung für die Beleidigung zu erkennen. Das Parlement schränkte dieses bey der Bestätigung des Edikts auf bloße Ehrensachen ein, und nahm alle andre Beleidigungen, Gewaltthätigkeiten u. s. davon aus.

18) Verneuil bey Senlis, ein Schloß, welches er der Mademoiselle d'Entragues, seiner Geliebten, die davon den Namen, Marquise von Verneuil annahm, geschenkt hatte.

19) Elisabeth von Frankreich, gebohren den 22 Nov. 1602, und 1615 mit dem König von Spanien, Philipp IV. vermählt.

20) Heinrich von Bourbon, Herzog von Verneuil, er war erst Bischof von Metz, vermählte sich aber nachher mit Charlotten Seguier.

21) Der Marquis von Final erhielt endlich nach langen Beschwerden blos eine Pension auf seine Lebenszeit.

22) Carl von Gonzaga, Herzog von Mantua, Nevers, Cleve und Rhetel. Er starb 1637. Die Chronologie Septenaire spricht sehr rühmlich von seinen Thaten, die der Herzog von Sully so verächtlich behandelt.

Anmerkungen zum vierzehnten Buch.

1) Raimond von Comminge, Herr von Sobole und sein Bruder, Gascognische Edelleute

2) Sobole beschuldigte die Stadt Metz eines Verständnisses mit dem Grafen von Mannsfeld, um sich an den König von Spanien zu ergeben. Der Ungrund dieser Beschuldigung wurde entdeckt. Vie du duc d'Epernon pag. 217.

3) Franz de la Grange, Herr von Montigny, Sery ꝛc. Er war Oberhaushofmeister Heinrichs III. Gouverneur von Berry, Blois ꝛc. Ritter vom heiligen Geist, Generalfeldzeugmeister der leichten Reuterey, Statthalter von Paris, hernach von Metz und dessen Gebiet, Toul und Verdün, endlich Marschall von Frankreich, und starb 1617. Sein Bruder ist Anton, Herr von Arquien, Befehlshaber in der Citadelle von Metz, Statthalter von Calais, Sancerre ꝛc. Er wird sehr unrecht von einigen, Johann Jakob von Arquien, genannt, und von Arcy von dem Pater Daniel, Johann Jakob von Arquien, war Neffe des Marschalls von Montigny.

4) Johann II. Herzog von Zweybrücken, einer Linie des Hauses Baiern, heirathete Catharine, Tochter Herzogs Heinrich von Rohan.

5) Johann von Manderscheid, katholischer Bischof von Strasburg war 1594 gestorben, und der Kardinal Karl von Lothringen erhielt dieß Bisthum vom Pabst. Die Protestanten hingegen ließen Johann Georg, Bruder des Kurfürsten von Brandenburg erwählen, woraus ein Krieg entstand, der bis in dieß Jahr dauerte. s. die Geschichtschreiber. Bassompierre mem. T. I. Septen. etc.

6) Die Väter Ignaz, Armand, Provincial, Chatiller, Brossard, und la Tour, geführt durch la Varenne, kamen am Aschermittwoch, sich dem König zu Füßen zu werfen, und ihn um ihre Wiederherstellung in Frankreich anzuflehen. Heinrich IV gab nicht zu, daß der Provincial, der für den ganzen Orden das Wort führte, auf den Knien mit ihm spräche. Als seine Rede zu Ende war, sagte der König zu ihnen, daß er für sich den Jesuiten gar nicht übel wolle. Er verlangte das schriftlich von ihnen, was sie gesprochen hätten, und behielt sie den ganzen Tag bey sich. Sie kehrten am Ostermontag zurück, und der König versprach ihnen ihre Wiedereinsetzung. Er hieß selbst den Pater Provincial zu sich nach Paris kommen und den Pater Cotton mitbringen. „Ich will euch wieder haben," setzte er hinzu, „ich halte euch dem Publikum und meinem „Staat für nützlich." Er beurlaubte sie, nachdem er sie alle vier umarmt hatte. De Thou L. 129. Chron.

Septen.

Septen. ad an. 1703. Mff. d. l. Bibl. roy. Vol. 9129. Matthieu T. 2. L. 3. p. 556.

7) Um seine Beschuldigungen gegen den Cardinal von Ossat zu beweisen, beruft sich der Verfasser auf 14 Briefe aus der 1627 gedruckten Sammlung dieser Briefe, achte an den König und sechs an H. von Villeroy, und von diesen sechs letzten hält er sich vorzüglich an zween, aus denen er selbst einen Auszug beybringt. Es laufen bey diesen Citaten einige Fehler mit unter, die man auf Rechnung der Druckerey setzen kann; allein die Warheit nöthigt uns zu gestehen, daß hier den vorgeblichen Verfasser dieses Memoirs von Rom, ein Vorwurf trifft, der etwas lästiger ist, als bloße Druckfehler, und daß, obschon der Auszug dieser Briefe den Worten im Text gleich lautet, man denhoch sagen kann, daß er darum noch nicht getreu ist, weil daraus unverkennbar ein Bestreben hervorleuchtet, alle Ausdrücke und Verbesserungen zu unterdrücken, welche den erst darein gelegten nachtheiligen Sinn mildern und oft ganz aufheben könnten. Ich halte es für nöthig, hier einige kurze Anmerkungen über jeden dieser Briefe zu machen, sowol um an die Stelle einer mehr satirischen als historischen Auseinandersetzung zu treten, die ich auslassen zu müssen glaubte, als um Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wem sie gebührt, und die wahren Gesinnungen eines Mannes vollends an den Tag zu bringen, der unter uns in dem Ansehen eines sehr großen Geschäftsmannes und geschickten Politikers steht.

Der erste der acht Briefe an den König (der Verfasser zählt übrigens deren nur sieben) ist vom 19 Febr. 1600. Er enthält nur einige Beschwerden des Pabsts, wovon der Kardinal d'Ossat Sr. Majestät Nachricht giebt, darüber nämlich, daß der König den Herrn Dela Trimouille, als einen Protestanten, zum Herzog und Pair gemacht habe, und noch sogar, wie ihm zu Ohren gekommen sey, zum Admiral machen wolle. D'Ossat setzt bey diesem allem nichts von dem Seinigen hinzu, und bemüht sich sogar, Heinrich zu rechtfertigen.

Der zweyte ist vom 25 April. Der Pabst besteht auf der Publication des Tridentinischen Conciliums, und auf der Zurückberufung der Jesuiten nach Frankreich, und beschwert sich zugleich über einige Mißbräuche in der französischen Kirche: worauf der Kardinal nichts erwiedert, als

 daß

daß Se. Majestät aufrichtig daran arbeiteten, Sr. Heiligkeit zufrieden zu stellen.

Der dritte vom 22 Mai.

Der vierte vom 17 Jun. und

Der fünfte vom 30 dieses Monats betreffen die Dispensationssache des Herzogs und der Herzogin von Bar. Er unterhält darin den König von den Schwierigkeiten, die diese Angelegenheit in Rom finde, und setzt seine Meinung davon hinzu, die nun freilich der Absicht Sr. Majestät nicht günstig ist, deren ungeachtet er jedoch sich rüstet, sie mit allen ihm ersinnlichen Gründen zu unterstützen, und sich äusserst empfindlich über die Schande bezeugt, die das Haus Frankreich betreffen würde, wenn, wie der Herr Herzog von Bar sich einigemal verlauten ließ, man sich am Lothringischen Hof entschließen sollte, die französische Prinzessin zurückzuschicken. Wir haben schon oben angemerkt, daß der Kardinal sehr die Bekehrung dieser Prinzessin gewünscht hätte.

Der sechste vom 26 Nov. 1601 wirft ganz keine Schuld auf den Kardinal, ausser höchstens etwa die, daß er Heinrichen vielleicht mit etwas zu viel Gefälligkeit den Entwurf auseinandersetzt, den Se. Heiligkeit gemacht hatte, nach Elisabeths Tode die Englische Krone auf das Haus Parma zu bringen.

Der siebente ist vom 22 Nov. desselben Jahrs. Vielleicht ist in diesem der Eifer ein wenig übertrieben, womit d'Ossat hier gewisse Rechte des Pabsts bey den Wahlen behauptet. Seine Meinung, die in Frankreich etwas sonderbar scheinen kann, nöthigt mich, einige von seinen eigenen Ausdrücken herzusetzen. Wenn die Päbste, sagt er, Eingriffe in die Freiheiten der Kirche gethan haben, so sind ihrer Seits die Könige, (ich sage dieß nur Ihnen, Sire, und glaube selbst hierdurch meine hohen Begriffe von Ihrem Edelmuth und Ihrer Gnade zu beweisen) den Gerechtsamen ihrer Reiche und ihrer Kirchen sogar, nicht minder zu nahe getreten; und sollte man die Sachen in ihren ersten Zustand wieder herstellen, wie hier den Pabst in Ansehung der Wahlen, so würden die Könige dabey noch mehr verlieren als die Päbste.

Der erste von den sechs Briefen an den Herrn von Villeroy ist vom 23 Jul. 1601. Was den Verfasser in diesem Brief mag verdrossen haben, ist, daß d'Ossat darinn

sehr

sehr hitzig behauptet, daß die Protestanten in den dem König durch den Savoyischen Vertrag eingeräumten Italienischen Städten nicht zu dulden seyen.

Der zweyte vom 13 Sept. ist falsch datirt. Ist es der vom 3 Sept. wovon der Verfasser reden wollte, so hat er um so mehr unrecht, da die Spanier darinn sehr schlimm wegkommen; es scheint aber, daß er den vom 17. d. M. meynt, weil darinn noch die Rede von der vorgeblich reformirten Religion und den Savoyischen Städten ist.

Der dritte vom 16 Dec. 1602. über die Angelegenheiten der Frau Herzogin von Bar ist darinn für Ossat, daß er darinn den Verdacht äußert, der Herzog von Lothringen möge in dieser Sache schlechte Absichten haben.

Eben dieß gilt vom vierten vom 30 Dec., wo der Kardinal überzeugt scheint, daß Spanien sich in Ansehung der englischen Thronfolge nur darum so weit mit dem Pabst einzulassen scheine, um seine eignen Absichten mit dem Mantel der Religion bedecken zu können.

Was den fünften vom 7 oder vielmehr 27 Jenner 1603. betrifft, welcher einer von den zween ist, welche der Verfasser ganz besonders aufmerksam durchgeht, weil er, wiewohl in sehr allgemeinen Ausdrücken, die Mißbräuche der französischen Regierung enthält: so hat der Verf. doppelt unrecht, uns vorzuenthalten, daß d' Ossat zugleich hinzufügt, daß die Weisheit Heinrichs bereits einen Theil derselben weggeräumt habe, weil diese Worte den eigentlichen Sinn und die Erklärung der Meynung des Kardinals, und zugleich ein Lob enthalten, das auch auf Herrn von Rosny zurückfallen konnte.

Der sechste vom 10 Febr. wird uns als der heftigste angegeben. In der That läßt er sich auch in diesem ganz frey aus, über die Uebel, die das Reich von innen zerrütten, über die Ungerechtigkeit des Kriegs, den man in Flandern gegen Spanien unterhalten und über die Vortheile einer Vereinigung des Interesse und der Politik beyder Reiche von Frankreich und Spanien durch eine Vermählung des Dauphin mit der Infantin. Wenn man indessen wie der Verfasser gethan hat, auch alle diese Züge unter einen so ungünstigen Gesichtspunkt versammeln wollte, so erfoderte doch die Billigkeit, anzuzeigen, daß Ossat in diesem Brief das für und wider beyder Meynungen auseinandersetzt; daß er darinn sagt, daß die Spa-

ster bey dem Verlangen das sie nach einem Bündniß mit uns bezeugen, seiner Ueberzeugung nach keine andere Absicht haben, als Zeit zu gewinnen, um ihre Schaafe aufs Trockne zu bringen und den König durch einen Vertrag einzuschläfern, um ihn dann desto besser überfallen zu können, daß er vielleicht eben so heftig auf die Raubsucht, Ehrsucht, Treulosigkeit und den Uebermuth des spanischen Staatsraths loszieht. Nicht da, als der Kardinal so die Gründe von beyden Seiten abwog, mußte ihn der Verfasser darstellen, sondern da, wo er alles, was er in diesem sehr langen Brief gesagt hatte, zusammenfaßt und nun ganz in seinem eigenen Nahmen spricht. Hier ist es: „Ich halte „dafür, man müsse Sr. Heiligkeit die ungegründete Mey„nungen von uns benehmen, unsrer Seits aufrichtig und „redlich den mit Spanien u. den Erzherzogen gemachten „und beschwornen Frieden halten, vorausgesetzt, daß auch „sie ihn halten, wozu sie sich durch S. Heiligkeit erbieten; „diesen Frieden noch durch alle Art anständiger und nütz„licher Bande befestigen, ohne sich jedoch zu sehr darauf zu „verlassen, noch weniger wachsam und vorsichtig zu seyn; „übrigens aber den König von Spanien und die Erzherzo„ge in ihren Verhältnissen zu andern lassen wie sie sind, „nicht aus bösem Willen oder schlechter Absicht, sondern zu „dieser eignen Erhaltung und um dem, der den Willen da„zu gezeigt hat, nicht Mittel an die Hand zu geben, alle „seine Macht gegen Frankreich zu kehren; endlich, wäh„rend die übrigen Mächte sich unter einander bekrie„gen, den von Gott uns verliehenen Frieden und die Ru„he anwenden, um das Gute im Königreich wieder herzu„stellen und zu pflanzen, das Böse aber auszurotten."

Dieß bestärkt mich in der Meynung, die ich oben schon von den Gesinnungen d'Ossats gegen Spanien vorgebracht habe. Man vergleiche mit den angeführten Briefen noch das, was er davon S. 51. 504. 540. 692. 705. ꝛc. sagt, und von der Publication des Tridentinischen Conciliums S. 217. 256. 354. 396. 400. 443. 466. 613. 615. und mehrere andere Stellen. Von den Jesuiten S. 69. 287. 302. 303. 309. 351. f. 613. ff.

Hätte selbst der Kardinal so gedacht, wie sein Gegner vorgiebt, so liegt es doch wahrhaftig nicht in dem Charakter eines so klugen und vorsichtigen Unterhändlers, als d'Ossat unstreitig war, solche verantwortliche Gesinnungen

so

so laut werden zu lassen. Seine kluge Vorsicht zeigt sich in seinen Briefen, unter andern da, wo er ohne Zweifel gegen seine eigne Ueberzeugung, bey dem Pabst das Edikt von Nantes vertheidigt, S. 391. 393. 400. Die Gefangensetzung des Marschalls von Biron billigt; 705. und die Partie der Königin Elisabeth ergreift. 243.

Was endlich vollends beweist, daß der Kardinal den Herrn v. Rosny nicht persönlich angreifen wollte, wie man vorgegeben hat, ist der Umstand, daß nirgends sein Namen im Bösen genennt wird. Er kömmt vor S. 377. 400. 723. Diese letzte Stelle ist die einzige, wo er sich, aber mit aller möglichen Mäßigung, darüber beklagt, daß er ihm die Auszahlung seines Gehalts verzögere.

8. Franz Aersens, Resident und nachher Gesandter der Staaten von Holland in Frankreich. Die Memoiren aus diesem Zeitraum schildern ihn als einen äußerst feinen, fähigen und selbst gefährlichen Kopf. Der Kardinal von Richelieu spricht von ihm, dem schwedischen Kanzler von Oxenstierna und von Guiscardi, Kanzler von Montferrat, als den drey einzigen ihm bekannten Staatsmännern in Europa. „Es war damals die gemeine Meynung," sagt Amelot de la Houssaye, „daß Heinrich IV. mit Aersens Frau „zusammenliege, und daß es ihr Mann wohl zufrieden sey, „weil es ihm großen Nutzen bringe." Dieß war die Grundlage seines großen Vermögens. Er hinterließ seinem Sohn, genannt Sommerdyk, hundert tausend Pfund jährl. Einkünfte.

9. Christoph von Harlay, Gouverneur von Orleans starb 1615.

10. Elisabeth starb am 4 April nicht ganz siebenzig Jahre alt. Die öffentliche Sage zu dieser Zeit, und die allgemeine Meynung der Geschichtschreiber, sind, daß die Ursache ihres Todes von einer Traurigkeit und geheimen Schwermuth herrühre, deren sie sich nicht habe erwehren können, und die ihren Grund in den Gewissensbissen und in den Vorwürfen habe, die sie sich selbst über die Hinrichtung des Grafen von Essex gemacht habe, desjenigen unter ihren Günstlingen, den sie am meisten geliebt zu haben schien. Dieser Meynung ist Matthieu T. II. l. 3. p. 570. De Thou und einige andere wissen nichts von dieser vorgeblichen Verzweiflung, und sagen im Gegentheil, daß sie,

wie

wie August, ohne Schmerzen, ohne Furcht und einzig am Nachlaß der Natur gestorben sey. Die Grausamkeit womit sie die Königin Marie, ihr Geschwisterkind, hinrichten ließ, ist ein Flecken in ihrer Regierung; dieß würde mich aber nicht hindern, von ganzem Herzen das Lob zu unterschreiben, das ihr de Thou beylegt, indem er die Aufzählung ihrer großen Eigenschaften damit endigt, daß sie alle rühmlichen Eigenschaften eines Königs, und zwar eines sehr großen Königs besessen habe. Sie sprach Latein, Griechisch, Französisch, Italienisch u. Spanisch. Sie besaß große Kenntnisse in der Mathematik, Geschichte, Staatskunst, rc. M. s. außer den besondern Geschichtschreibern ihres Lebens, de Thou, Perefix, das Tagebuch Heinrichs IV, die chron. sept. J. 1603. die memoires d'etat de Villeroy t. III. p. 209. u. andere französ. Geschichtschreiber.

11. Heinrich IV. ließ das neue Schloß von Saint Germain bauen, erweiterte die Gärten bis ans Ufer der Seine, und legte die schönen Terrassen darinn an.

12. Der König, sagt der Marschall von Bassompierre bekam am Pfingstheiligen Abend eine Harnverstopfung, die ihm große Schmerzen verursachte, er wurde aber bald wieder davon befreyt. Der Schluß der versammelten Aerzte, (dieß sind die Worte die man in dem Tagebuch des Etoile liest,) fiel wörtlich dahin aus: abstineat a quavis muliere, etiam regina; sin minus, periculum est ne ante tres menses elaspos vitam cum morte commutet. Heinrich befolgte diese Verordnung nicht, und befand sich darum doch nicht schlimmer darauf.

13. Heinrich Stuart, Baron von Darnley, Herzog von Rothway rc. vermälte sich mit Maria Stuart, Wittwe Franz II. als sie sich nach Schottland begeben hatte. Dadurch wurde er König von Schottland. Im Jahr 1567. wurde er in seinem Bett erdrosselt. Jakob Stuart, erst König von Schottland, dann auch von England ist sein Sohn. Er starb 1625. Herr von Rosny schrieb bey dieser Gelegenheit folgenden Höflichkeitsbrief an den Erzbischof von Glasgow, wovon sich die Urschrift in dem Cabinet des Herrn Herzogs von Sully befindet.

An den Herrn Ambassadeur von Schottland.

Mein Herr!

Das Interesse das Sie bey der glücklichen Wendung der Angelegenheiten des Königs von Schottland haben, und mein Verlangen, Ihnen irgend einen Dienst zu erweisen, veranlassen mich, Ihnen zu schreiben, um Sie zu bitten, aus Seinem eigenen Briefe, den ich gegenwärtig von dem Gouverneur von Dieppe erhalten habe, zu ersehen, daß die Königin von England gestorben, und der König von Schottland als ihr Nachfolger im Reich angenommen und anerkannt worden, und alles dort ruhig ist, worüber ich mich mit Ihnen erfreue, da dieß uns allen nützlich, und allen Rechtschaffenen erwünscht ist.

Mein Herr

Ihr

unterthäniger Vetter und Diener

(Unterzeichnet) Rosny.

14. Die Urschrift dieser Instruktion, eigenhändig von Heinrich unterschrieben, ist noch itzt vorhanden, so wie auch eine andere Schrift, deren Titel, von der Hand des Herrn von Rosny, lautet: Promemoria aufgesetzt von mir, und dem Herrn von Villeroy eingereicht, wie er verlangt hat, um ihm bey Abfassung meiner Instruktion zu dienen. Diese Schrift ist in der That nichts, als eine Rekapitulation aller der Punkte, die den Gegenstand seiner Gesandschaft nach London ausmachen. S. Cabinet de M. le Duc de Sully.

15. Dominicus de Vic, Herr von Ermenonville, Statthalter von Saint-Denis, Calais u. Amiens, Viceadmiral von Frankreich. Er starb 1610.

16. De Thou, und die Chronologie septenaire, deren Zeugniß viel Beweiskraft hat, besonders wo sie mit einander übereinstimmen, versichern, daß der englische Kapitain des Schiffes an dessen Bord sich Herr von Rosny befand, wirklich auf das französische Schiff des Viceadmirals Feuer geben ließ. Da ich unsre Denkwürdigkeiten im Verdacht habe, daß sie die Thatsache ein wenig gemildert vortrage, wegen der Ehre der Nation, oder vielleicht aus

Eitel-

Eitelkeit, so will ich sie so erzählen, wie man sie in der Septen. findet. „De Vic, Viceadmiral von Frankreich, „gieng, bald nachdem er vor Dover, wo er einen Theil von „dem Gefolge des Herrn von Rosny ans Land gesetzt hat„te, vor Anker gelegen war, wieder unter Seegel, um „nach Calais zurückzukehren; und da er nahe an dem „Jagdschiffe vorbeykam, ließ er, weil sich Herr von „Rosny noch darauf befand, die Flagge streichen, und „mit einem Kanonenschuß grüßen, worauf die Flagge so„gleich wieder aufgesteckt wurde. Als der englische Kapi„tän auf dem Jagdschiffe die französische Flagge we„hen sah, befahl er seinen Leuten, auf den französischen „Viceadmiral zu schießen, indem er schwur, keine andre „Flagge als die englische im Ocean zu leiden. Sogleich „wurde eine Kanone auf das Schiff losgebrannt, auf dem „sich der Herr de Vic befand, der nach der Ursache frag„te; nachdem er sie erfahren hatte, rüstete er sich zur „Gegenwehr. Herr von Rosny beschwerte sich darüber bey „dem englischen Schifshauptmann, und hielt sich dadurch „für beleidigt, daß er hatte schießen lassen: allein er sprach „mit einem unverständigen Menschen, der ihm nur mit Zorn „und Wuth antwortete. Er mußte daher itzt dem Stärkern „nachgeben, und gab dem französischen Vice-Admiral ein „Zeichen seine Flagge zu streichen, was er auch that. Als „der Herr de Vic nach der Ursache fragte, antwortete ihm „der englische Admiral, daß sein Herr der König von Eng„land das nicht guthieße, was der Schiffshauptmann sich „herausgenommen hätte, bat ihn, seine Unbesonnenheit zu „entschuldigen ꝛc. und versicherte, daß es nicht wieder ge„schehen solle. Diese Antwort hob die Empfindlichkeit über „diesen Vorfall." Chron. Sept. u. De Thou An. 1603. Der Kardinal von Richelieu bedient sich in seinem politischen Testament dieses Beyspiels, um Ludwig dem Dreyzehnten zu beweisen, daß er eine starke Seemacht haben müsse. „Die Kanonen„kugeln, sagt er, trafen mit dem Schiff zugleich auch die Her„zen der guten Franzosen. Wenn die Worte des Königs Ja„kob höflicher waren, so hatten sie doch keine andere Wir„kung, als den Herzog zu vermögen, aus seiner Klugheit Be„friedigung zu ziehen, indem er sich stellte, als ob er geheilt „wäre, da seine Wunde noch schmerzte und unheilbar war. „Der König, Ihr Vater, mußte sich bey dieser Gelegenheit „ebenfalls der Verstellung bedienen, doch mit dem Vor-

satz,

„satz, ein andermal die Rechte seiner Krone mit der „Macht zu behaupten, die er mit der Zeit auf dem Meer „zu erwerben Mittel finden würde." part. II. chap. 9. sect. ... Die Thatsache selbst die ebenfalls in diesem Testament erzählt wird, ist darin beynahe in allen einzelnen Umständen entstellt. Ich bemerke auch, daß Herr von Sully, vermuthlich um nicht das Ansehen zu haben, daß er sogar empfindlich beleidigt worden sey, in seinen Denkwürdigkeiten ganz leicht darüber wegschlüpft, wo er von der Genugthuung spricht, die er sich von dem König von England deßwegen erbat.

17) Johann von Ligne, Fürst von Barbançon, Graf von Aremberg.

18) Von ganzem Herzen hätte ich gewünscht, aus diesem Gemählde und aus dieser ganzen Relation alles wegwischen zu können, was darinn Nachtheiliges für eine Nation enthalten ist, die sich nicht weniger achtungswürdig durch ihre Tugenden als schätzbar durch ihre Talente gemacht hat. Alles was man sagen kan, um die Wahrheit mit der Glaubwürdigkeit des Verfassers zusammen zu stimmen ist, daß er die Engländer so geschildert habe, wie er sie damals fand. Es ist eine der glücklichsten Wirkungen der Ausbildung der Künste, und der Fortschritte der Wissenschaften, daß durch sie diese Vorurtheile und diese Parteilichkeiten, Kinder des Hasses und der Eifersucht, zerstreut wurden. Man sehe unsre Erinnerungen hierüber in der Vorrede zu diesem Werk.

19) In unsern Tagen, wo man gesündere Begriffe über Staatskunst und Krieg angenommen und wo Frankreich einen so hohen Grad von Ruhm erreicht hat, daß Eroberungen ihn nicht, oder nur sehr unbeträchtlich erhöhen können, ist ein solches Raisonnement nichts Besonderes mehr; allein welche hohe Meynung muß es uns nicht von den Einsichten und dem durchdringenden Geist des Herrn von Sully erwecken, wenn wir ihn, Grundsätze aufstellen sehen, die dem Anschein nach so wenig für den elenden erschöpften Zustand passen, worinn das Königreich sich damals befand, oder aus dem es sich wenigstens erst herausgewunden hatte? Solche wahre, gründliche und weise Grundsätze machten die Denkwürdigkeiten Sullys zu einer Quelle, aus der alle bessere Minister, die wir seither ge-

habt hatten, mit Nutzen geschöpft haben. M. s. die Vorrede.

20) Anna Tochter König Friedrichs II. von Dänemark, Königin von Schottland, hernach von Großbritanien, starb 1619.

21) Johann von Olden Barenveld, Herr von Tempe.

Anmerkungen zum funfzehnten Buch.

1. Herr de Thou schreibt so wenig als Herr von Sully den Jesuiten einigen Antheil an dieser Verschwörung zu, welche eben dieselbe ist, von welcher weiter unten die Rede seyn wird. —

2) Die Zeiten haben sich geändert, und ich zweifle nicht, daß der Verfasser, wenn er itzt lebte, der Weisheit und Staatsklugheit einiger nordischen Höfe Gerechtigkeit widerfahren lassen würde.

3) Dieser Edmond, oder eigentlich Egmont war erst Agent, hernach Gesandter der Königinn Elisabeth bey Heinrich IV. während der Kriege der Ligue gewesen, und besaß in der That eine vollständige Kenntnisse der Angelegenheiten Frankreichs.

4) „Der Kardinal von Ossat sagt in seinem Brief vom 28 May 1601. an den Herrn von Villeroy: „Daß auf Anstiften eines gewissen englischen Jesuiten, Pater Personio oder Parsons, welcher Rektor des englischen Kollegiums in Rom und dem König von Spanien ganz ergeben war, der Pabst in England einen gewissen Erzpriester creirte, dem alle Geistlichen und alle andere Katholiken in England gehorchen und glauben sollten. Dadurch, setzt er hinzu, hofft man mit dem größten Theil der katholischen Engländer machen zu können, was man will."

5) Der König von England hatte nicht unrecht, wenn er deßwegen nicht zum besten auf Frankreich zu sprechen war. Eben der Kardinal giebt zu verstehen, daß der Gegenstand der Politik der Spanischen Partey war, sich dieses Umstands zu bedienen, um den Pabst, den König von Frankreich, den König von Spanien und die Englischen Katholiken zu vereinigen, und einen katholischen König auf den Englischen Thron zu setzen. Allein es ist ebenfalls wahr, daß Heinrich IV nicht nur davon nichts wußte, sondern auch mit

mit Elisabeth zu ganz andern Absichten einverstanden war. Diese Thatsache wird erzählt in Septen. 1604.

6) Man muß glauben, daß der Pabst entweder ganz keinen Antheil an dem erstgedachten politischen Entwurf gehabt habe, oder daß er, als er sah, daß jener scheiterte, den anlegte, wo möglich den König von England zu gewinnen, der im Anfang soviel Gunst gegen die Katholiken zeigte, daß sich das Gerücht verbreitete, daß er im Begriff sey, es selbst zu werden, und daß er sich nur in der Absicht und ohne Hinderniß den Thron zu besteigen, gestellt habe, als ob er von der vorgeblich reformirten Religion wäre.

7) Dieser Ausdruck bezeichnet den Schwur oder das Versprechen eines Bündnisses durch Darreichung der rechten Hand.

Anmerkungen zum sechszehnten Buch.

1. Dieser Gesandschaft des Herrn von Rosny nach England ist in beynahe allen Geschichten und Memoiren dieser Zeit rühmlich gedacht, ohne von verschiedenen neuern Schriftstellern zu reden, welche jenen beystimmen, und von denen einige, wie der Verfasser der Staatsdenkwürdigkeiten von Villeroy und der Geschichte des Herzogs von Bouillon kein Interesse dabey haben, den Ruhm dieses Ministers zu erheben. Die Erzählung des Pater Matthieu davon stimmt mit der obigen bis auf die kleinsten Umstände überein. Tome II. l. 3. p. 577. f. m. s. auch die Handschriften der Königl. Bibliothek vol. 9590. und der erste Band von Siri. (mem. recond.) Außer der ausführlichen Erzählung von der Gesandschaft des Marquis von Rosny nach London, welche sich durchgängig mit der obigen zusammentrift. (p. 226. fgg.) findet man bey diesem Geschichtschreiber überall sehr merkwürdige besondre Umstände von dem Staatsrath und der Person des Königs Jakob; so wie auch von dem Englischen Hof.

2) Andres von Cochefilet, Baron von Vaucelas, Graf von Vauvineux ꝛc. Er wurde hernach Staatsrath, Gesandter nach Spanien und Savoien; er war ein Bruder von der zwoten Gemahlin des Herrn von Sully. Das

 Haus

Haus Cochefilet wird in du Chesne als eines der ältesten in Perche angegeben; es ist ursprünglich Schottisch, und verwandt mit den Schottischen Königen von dem Hause Bailleul in der Normandie.

3) Der Geschichtschreiber Matthieu sagt ebend. Der König von England habe den Marquis von Rosny mit einer Kette von Edelsteinen von großem Werth beschenkt.

4) L'Etoile erwähnt desselben. „Man verwunderte sich, „wie die Pest dazu kommen könnte, ihren Zahn in eine so „große Pest, als dieser Mensch da, zu schlagen."

5) Sie verursachte das Edikt, wodurch der König Jakob die Jesuiten aus allen seinen Staaten jagte. Dies Edikt steht in dem dritten Band der mém d' etat de Villeroy pag. 217.

6) De Thou und die Chronol. sept. sind dieser Meynung. Der König Jakob begnügte sich an der Hinrichtung des Mylord Georg Brak und zweyer Priester, Namens Wartson und Clarke, und schickte den andern Begnadigung auf dem Blutgerüste; eine Gnade die ihm großes Lob brachte. i. J. 1603. Siri l. p. 243.

7) Der zweyte dieser Prinzen wurde Vicekönig von Portugall, und der dritte Erzbischof von Toledo und Cardinal.

8) Das Tagebuch des Etoile handelt ausführlich von dieser Streitigkeit, welche der König dadurch endigte, daß er den Herrn Grafen von Soissons nöthigte, mit einer schriftlichen Genugthuung vom Herrn von Rosny zufrieden zu seyn, und, nach Matthieu, ließ Heinrich den Grafen von Soissons und den Marquis von Rosny in sein Zimmer kommen, und versöhnte sie mit einander. a. a. O. S. 502. De Thou spricht gleichfalls davon im 129 Buch. Diese Festigkeit des Herrn von Rosny hat ihm bey den Geschichtschreibern großes Lob erworben. „Er sah stets einzig auf den Vortheil Sr Majestät, sagt der Pater Chalons, und keine Rücksicht auf irgend eine Person von „Stand noch auf Prinzen, noch selbst auf die Königin war vermögend, ihn zu der geringsten Gefälligkeit zu „bewegen, wenn er glaubte, daß der Vortheil oder der „Ruhm des Königs dabey leiden könnten; dies zog ihm Feinde zu, und war Ursache, daß ihn die Königin nach dem „Tod des Königs das Ruder der Geschäfte nahm." Hist. „de France T. III. p. 255.

9) Ich glaube, daß Etoile die Sache ein wenig vergrößert, wenn er sagt, daß man Ihre Majestäten kaum noch haben retten können. „Der König, setzt er hinzu, „sagte lachend zum Herrn von Rosny, Himmel „und Erde haben sich gegen ihn verschworen, und er sey „so kühn gewesen, für sich selbst zu sorgen.

10) „Der König war zu Rouen krank an einem hef„tigen Durchfall bis aufs Blut, welchen die Aerzte allzu „vielen Austern zuschrieben, die er gegessen hatte." Etoile Jahr 1603.

11) Man darf sich nicht bemühen, Entschuldigungen für den Herzog von Bouillon aufzusuchen, sein Geschichtschreiber selbst giebt seit der Aussage des Grafen von Auvergne seine Vertheidignng auf. 5 B.

12) M. s. la vie de du Plessis Mornay l. 2 p. 296. wo man die Bemühungen des Mornay's findet, die Annahme dieser abgeschmackten Glaubenslehre bey dieser Kirchenversammlung zu bewirken.

13) Abgeordnete der Calvinistischen Parthey, die sich nach damaliger Sitte bey Hof aufhalten mußten.

14) Es wurden unter der Regierung Heinrichs einigemal verschiedene dieser Edikte erlassen, gegen welche die Seidenhändler in Paris ohne Erfolg mehrere Vorstellungen bey dem König und dem Herrn von Rosny machten. Die Mem. hist. de la France erzählen die Art, womit dieser Minister den Herr Henriot empfieng, der das Wort führte, einem guten alten Handelsmann, dessen Weise und Kleid den Stempel der Geradheit und Biederkeit jener Kaufleute aus den vergangnen Zeiten trugen. Am folgenden Tag, sagt dieser Schriftsteller, gingen sie zu Herrn von Sülly, der ihnen lauter verächtliche und spöttische Antworten gab; denn als dieser gute Alte vor diesem Herrn ein Knie auf den Boden gesetzt hatte, hob er ihn sogleich auf, wendete ihn auf alle Seiten, um sein Kleid mit den altmodischen Schnitt besser zu betrachten, (denn er hatte seinen kurzen Festrock an, mit Taft gefüttert, sein Leibrock, und die übrigen Kleidungsstücke waren ein buntes Gemische von verschiedenen Arten von Seide, wie das sonst die Kaufleute so zu tragen pflegten) und sagte zu ihm: „Wie, mein guter Alter, kommt Ihr denn mit Eurer Gesellschaft zu mir, um

Euch zu beklagen, da Ihr doch viel geputzter seyd, als ich. Hier ist Damast, da ist Taft :c." Und da er alles lächerlich machte, konnten sie nichts erhalten, so daß sie beym Weggehen sagten: „Der Knecht ist gestrenger und hochmüthiger denn der Herr." T. II. p. 278.

15) Obschon Seide und andere Werkzeuge des Luxus eigentlich nur durch den bösen oder guten Gebrauch, den man davon macht, böse oder gut heißen können: so kann man dennoch, da man wirklich gewöhnlicher einen schlimmen als guten Gebrauch davon machen sieht, der guten Absicht und der Sittenreinigkeit des Verfassers nicht zu viel Lob widerfahren lassen. Die strengen Vertheidiger der christlichen Moral sind und werden immer seiner Meynung bleiben. Man muß indessen dennoch gestehen, daß die Politiker, selbst die ernsthaftesten, jetzt anders darüber denken. Sie finden keine Beweiskraft in den Beyspielen, die man aus dem Alterthum gegen den Luxus anführt, für die Zeiten, in denen man sich darauf beruft; und noch weniger für die jetzigen. Andre Ursachen, sagen sie, haben die Umwälzungen hervorgebracht, die man dem Luxus Schuld giebt: und da diese Ursachen heut zu Tage nicht mehr Statt finden, so können folglich auch diese Umwälzungen, wie auch wirklich die Erfahrung lehrt, nicht mehr erfolgen. Die Vermehrung des Gold- und Silbervorraths in Europa durch die in der neuen Welt entdeckte reiche Minen, woraus es sich seit zwey Jahrhunderten bereichert hat, brachte auf einem ganz natürlichen Wege den Luxus oder Ueberfluß herein, der nur ein nothwendiger Tausch für das Geld ist, das ohne ihn für die Menschen unnütz bliebe. Ganz Europa hat dadurch eine andre Gestalt gewonnen; sie hatte einen unvermeidlichen Einfluß auf die Regierungen, und sogar einem Staat, um sich blühend zu machen, kein andres Mittel übrig gelassen, als die Handlung, welche dem Luxus alle Thore öffnet. Dieser wird nicht eher zum Mißbrauch, bis er nicht mehr im Verhältniß mit dem Vermögen und dem Erwerb der Handlung steht. Die Erfahrung hat übrigens, besser als alle Vernunftschlüsse, gezeigt, daß er weder mit der Ordnung, noch mit der Subordination, noch mit dem kriegerischen Geist unverträglich sey.

Was die Seide betrifft, so ist, wenn man dem Herrn von Sully auch darin beypflichten wollte, daß Frankreich nicht

nicht dazu geschickt ist, sein Raisonnement dennoch mangelhaft, weil er dabey nicht zu wissen scheint, was die Verarbeitung zu dem Werthe der rohen Materie hinzusetzt, und wie einträglich sie für dieß Königreich ist. Wenn diese Wahrheit noch einen Zweifler fände, so dürfte man ihn nur auf unsre Seidenzeugfabrikanten zu Lyon, Tours ꝛc. verweisen; und unerachtet dessen, was hier der Verfasser sagt, wird diese Anlegung der Manufakturen von Seidenzeugen aller Art, welche unter seiner Regierung begann, immer höchst rühmlich für Heinrich bleiben. Man sehe hievon Essai polit. sur le commerce chap. 9. p. 105. II. ed. 1756.

16) Dieß Gebäude war die Anlegung eines prächtigen Platzes von zwey und siebenzig Quadrat-Toisen, den man la Place de France nennen kann. Man wäre dahin auf acht, sechs Toisen breiten Straßen gekommen, welche die Namen von so viel Provinzen geführt hätten. Man entwarf diesen Plan 1608. Der Tod Heinrichs des Großen hinderte die Ausführung oder verursachte wenigstens, daß er nur zum Theil unter der folgenden Regierung durch den Place royale ausgeführt wurde.

17) Man sehe in der Chron Sept. die Beschreibung von der Reise des Herrn du Mont nach Canada. Man findet daselbst auch eine Nachricht von den Sitten der Bewohner dieses Theils der neuen Welt; sie ist aber nicht sehr getreu und voll Mährchen. — Herr von Süllу irrt sich auch hierin; unsre neuen Colonien beweisen dieß. Wir verweisen wegen dieser ganzen Materie auf den Essai polit. s. l. commerce.

Freyheit und Schutz! Diese zwey Worte, welche die einzigen wahren Mittel, die innere Handlung eines Landes blühend zu machen, enthalten, können in einem andern Sinn auf den Handel in beyden Indien angewendet werden; d. h. wie der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten an verschiedenen Stellen bemerkt, keine der handelnden Nationen in Europa darf davon ausgeschlossen werden, sondern alle ohne Unterschied müssen Antheil daran haben; und das Mittel den möglich größten Nutzen davon zu ziehen, ist, ihn mit ausschließenden Privilegien treiben zu lassen, die aber nicht bloßen Privatpersonen, sondern nur ganzen Gesellschaften verliehen werden dürfen, welche unter dem Namen und Ansehen des Königs handeln.

Ich darf hier nicht vergessen anzumerken, daß unter Heinrich dem Großen, in dem nächstfolgenden Jahr die erste ostindische Handlungsgesellschaft errichtet wurde. Sie erhielt ihre erste Einrichtung durch einen Flammänder, Gerhard le Roi. Das Edikt, vom 1 Jun. 1604 ertheilt dieser Gesellschaft verschiedene Rechte und Freiheiten. Der fünfte und sechste Artikel sind dadurch merkwürdig, daß sie besagen, daß die Edelleute in diese Gesellschaft ohne ihrem Adel zu präjudiciren, treten können. Die Schwierigkeit, die erforderlichen Fonds zusammenzubringen, die Uneinigkeit der Mitglieder, und alle andern Ursachen, an denen sich nachher diese Einrichtung so oft zerschlug, machten von dieser Zeit an, daß sie nicht den beabsichteten Erfolg hatte. Es war dem berühmten Herrn Colbert aufbehalten, sie gründlicher und dauerhafter zu machen. Die Geschichte dieser Gesellschaft, deren Vortheile heut zu Tage besser als je anerkannt sind, würde mich zu weit führen, und ist übrigens in mehrern guten Werken zu finden.

Anmerkungen zum siebenzehnten Buch.

1) Ich mache hier keine Erklärung von diesen Jettons, da sie weiter nichts Interessantes haben, weßwegen ich auch bey dem Anfang der andern Jahre keine Erwähnung davon thue. Diejenigen, denen diese Sache Vergnügen machen könnte, können die Folge dieser Schaumünzen auf der sechsten Seite des zweyten Bandes von den alten Memoiren sehen, wo der Verfasser sie beysammen aufgestellt hat.

2) Ganz ohne Grund wollte man diesen Tod einer Vergiftung zuschreiben; andre schreiben sie Arzneitränken zu, welche die Prinzessin nahm, um Mutter zu werden; die Schuld davon liegt vielmehr darin, daß die Aerzte von Nancy sie als schwanger behandelten, da sie es doch nicht war. Andre du Laurens, den der König zu ihr schickte, betrog sich darinn nicht, wie jene; allein die Prinzessin hielt sich selbst so fest davon überzeugt, daß sie es wäre, weil sie es so äusserst sehnsuchtsvoll wünschte, daß sie sich allen Mitteln widersetzte, in der Einbildung, der Arzt suche nur ihr Leben auf Unkosten ihrer Leibesfrucht zu erhalten, da sie es doch gar nicht ungern verlohren hätte, wenn

nur dieß vermeinte Kind erhalten werden konnte. Sie beharrte bey diesem Gedanken und diesen Gesinnungen bis auf den letzten Augenblick, da sie den Geist aufgab, und sagte immer: Rettet meine Frucht! — Bey der Leichenöfnung sah man ganz deutlich, daß Du Laurens sehr geschickt geurtheilt hatte, daß statt einer wahren Schwangerschaft die Krankheit nur von einer Geschwulst herkäme, woraus eine Entzündung erfolgt, weil man nicht die gehörigen Mittel sie zu zertheilen angewendet hatte.

Diese Fürstin war ein seltnes Beyspiel ehlicher Liebe. Wenn sie Neuverehlichte sah, oder davon reden hörte, so wünschte sie ihnen, daß sie ihren Gatten so lieben möchte, als sie den ihrigen. Sie wiederholte oft folgenden Vers aus dem Properz, in dem sie nur Deus statt Venus setzte:

Omnis amor magnus, ſed aperte in conjuge major;
Hanc Venus, ut vivat, ventilat ipſa facem.

Ihr Leichnam wurde nach Vendome gebracht, und neben den der Königin Johanna von Albret, ihrer Mutter, beygesetzt. Der Pabst hatte endlich diese Dispensation noch ertheilt, um die man ihm so lange angelegen hatte; sie war aber noch nicht in Lothringen, als die Herzogin starb. —

Heinrich nahm es sehr übel, daß der päbstliche Nuntius, statt der Condolenz, die er von allen Europäischen Fürsten wegen diesem Todesfall erhielt, ihm von nichts sprach als von der Furcht Sr. Heiligkeit wegen der Seeligkeit dieser Prinzessin, da sie ausser dem Schoos der Kirche gestorben wäre; und er antwortete ihm mit einer Regung von Unwillen, aber sehr richtig, wenn man würdige Begriffe von Gott habe, so müsse man glauben, daß der Augenblick, wo man den letzten Seufzer aushaucht, seiner Gnade genügt, jeden Sünder in den Stand zu setzen, ins Himmelreich einzugehen. „Ich sagte, er setze gar keinen Zweifel in die Seeligkeit meiner Schwester.“ De Thou und Chron. ſept. an. 1604.

Gegen die Meinung dieser Geschichtschreiber behauptet Amelot de la Houssaye in seinen Anmerkungen zu den Briefen des Kardinals von Ossat, an mehr als einer Stelle, diese Dame habe ihren Gemahl so wenig geliebt, als er sie. Sinnreicher ist seine Vermuthung, der Zweck der Reise des Herzogs von Bar nach Rom sey weniger die Betreibung als die Verhinderung seiner Ehedispensation gewe-

 sen;

sey; der Pabst habe sich aber wohl gehütet, in dieses Garn zu gehen. Der Palast, von dem hier die Rede ist, ist das Hotel de Soissons, sonst der Palast der Königin Catharina von Medicis genannt, die ihn ihrer Enkelin, Christina von Lothringen vermachte; er wurde aber wegen den Schulden Catharinens 1601 verkauft, und von der Frau Herzogin von Bar erstanden. 1604 wurde er wieder für ungefähr hunderttausend Pfund verkauft an den Herrn Grafen von Soissons, dessen Tochter, Marie von Bourbon ihn 1624 dem Prinzen Thomas Franz von Savoien Corigean, Großvater des Prinzen Eugen, zubrachte.

3) Hauptsächlich ihr Predigertalent machte die Jesuiten bey Hof und in Paris so gern gesehen. Die hier genannten waren alle vortrefliche Subjekte. Wir werden bald, von dem Pater Cotton reden. Der Pater Lorenz Mayus oder Mayo war ein Provencale von vielem Geist und Lebensart, und einer von denen, die am wirksamsten mit dem päbstlichen Nuntius an der Wiederherstellung der Jesuiten arbeiteten. Heinrich hatte versprochen, sie mit der Zeit wieder zurückzurufen; Mayo wollte ihn daran erinnern, und sagte: Sire, es ist Zeit, denn es sind jetzt neun Monate, seit Sie es uns versprochen haben. Die Weiber gebären nach neun Monaten! — Wie, Vater Mayo, antwortete ihn Heinrich, wissen Sie denn nicht, daß die Könige länger gehen als die Weiber? Septen. ann. 1604.

4) Auf die Nachricht von dem Entschluß des Königs die Wiederherstellung der Jesuiten betreffend, schickte das Parlament den ersten Präsidenten Harlay an ihn ab, um ihm Vorstellungen dagegen zu machen. Der Präsident sprach sehr heftig, man kann das Wesentliche davon bey de Thou sehen, der als Augenzeuge erzählt, was bey dieser Gelegenheit zwischen dem König und seinem Parlament vorgieng, und sich dann über eine Schrift beklagt, die damals unter dem Titel: Anwort des Königs auf die Gegenvorstellungen des Parlaments, verbreitete, und nichts als ein Gewebe von Vorwürfen, die der König dem ersten Präsidenten macht, und von Lobeserhebungen gegen die Jesuiten ist; da doch der König den Abgeordneten des Parlaments weiter nichts geantwortet hobe, als daß er ihnen für die Sorgfalt danke, die sie für sein Leben zu tragen scheinen, und daß er alle dienliche Maasregeln zu ergreifen wissen werde, um keine Gefahr zu laufen. Die Länge und Manier dieser Schrift

zeugen

zeugen für Herrn de Thou; auf der andern Seite aber steht diese wahre oder vorgebliche Antwort Heinrichs in dem vierten Band der mem. d'et. de Villeroy p. 400. Sie wird bestärkt durch Matthieu, dem Heinrich selbst Data zu seiner Geschichte gab. T. II. Lib. 3. und auf diese Autorität, die von großem Gewicht ist, hat sich der P. Daniel in seiner histoire de France (fol.) T. III. p. 1939 darauf berufen. Was die Aechtheit dieser Antwort Heinrichs, wenigstens der Hauptsache nach, sehr wahrscheinlich macht, ist, daß Herr de Thou zugesteht, nach der Antwort des Königs mit dem Befehl sein Edikt zu registriren, habe das Parlament noch Mittel gesucht, die Registrirung zu umgehen, worauf der König die Gens du Roi (Oberfiskal und dessen Nachgeordnete), noch einmal habe kommen lassen, und ihnen seinen Willen mit Ernst und selbst zornig erklärt, und dann Andreas Hurault de Maisses, einen seiner Staatssekretärs, ins Parlament geschickt habe, um sein Edikt ohne alle Aenderung eintragen zu lassen.

5) In den Handschriften der königlichen Bibliothek, die wir schon angeführt haben, wird angemerkt, daß die Herrn von Sülly, Bouillon, Meaupeau ꝛc. ihr Aeusserstes thaten, um den König von seinem Entschluß abzubringen.

6) Was der Verfasser da sagt, ist nicht stärker, nicht einmal so stark als das, was der Präsident Harlay hierüber sagt, wie man bey de Thou finden kann; noch als alles das, wovon alle damaligen und seither erschienenen Schriften gegen die Jesuiten voll sind. Ich setze sie darum mit nicht mindern Widerwillen her, worüber ich mich in der Vorrede zu diesem Werk erklärt habe. Allein der Leser wird hier leicht merken, daß man ihm bloße Muthmasungen für Thatsachen und bloße Möglichkeiten für wirkliche Plane geben will. Zehn Seiten leere Deklamation werden nie soviel beweisen als die kleinste Thatsache in vier Worten erwiesen, und eigentlich beweist Herr von Sülly hier nichts, als seinen Haß und seine Erbitterung gegen die Jesuiten. Was er von Dolch und Gift spricht ist schauderhaft zu sagen, und nur zu denken, und konnte nur aus dem Mund eines Calvinisten und Todfeindes kommen; es darf uns aber um so weniger befremden, da Herr von Rosny dem König von England feyerlich versprochen hatte, so zu reden und zu handeln, wenn die Rede von der Wiederherstellung der Jesuiten seyn würde, um der gemeinen

Sache der Ketzerey willen, von deren eifrigsten Anhängern er einer war, so wie der König von Großbrittanien einer der erklärtesten Feinde der Kirche.

7. Bey dem Artikel des Jesuiterordens, der ihre blinde Unterwürfigkeit unter ihren General betrift, ist zu bemerken, daß man durch diese blinde Unterwürfigkeit oder blinden Gehorsam versteht 1.) das Gelübde, das sie nach einem zweyjährigen Novitiat thun. Dieß Gelübde ist aber genau dasselbe, wie bey allen andern geistlichen Orden. Es ist ganz von derselben Beschaffenheit, und man empfielt bey den Jesuiten nur die Unterwürfigkeit und den Gehorsam, welchen die heiligen Väter den Gläubigen predigten, die sich noch eigentlicher und ganz besonders dem Dienst des Herrn widmeten. Uebrigens braucht dieser Gehorsam nur in Punkten der geistlichen Vervollkommnung und Observanz blind zu seyn, und kann nie den Gesetzen der Natur, der göttlichen Einsetzung, und den kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen zur Erhaltung der guten Ordnung im Staat zuwider laufen. — Unter dieser Unterwerfung oder diesem Gehorsam versteht man aber auch ferner: 2.) das vierte Gelübde, das die Profeßbrüder der Gesellschaft ablegen, und das sie zu den vier gewöhnlichen Religionsgelübden noch hinzufügen. Nun legt ihnen aber dieß vierte Gelübde keine andere Verbindlichkeit in Ansehung des höchsten Oberhaupts der Kirche auf, als die ihm zu gehorchen, wenn er ihnen befehlen wird, hin zu gehen, um in den Missionen am Heil der Seelen zu arbeiten. Dieß ist es alles, was auch eine Menge von Leuten davon sagen mögen, welche täglich dieß Gelübde in dem gehäßigsten Licht darstellen, und davon immer Anlaß nehmen, auf die Gesellschaft zu schimpfen. Insuper promitto specialem obedientiam summo pontifici circa missiones. „Ueberdieß „verspreche ich dem Pabst, einen besondern Gehor„sam in Ansehung der Missionen." So wird das Gelübde ausgedruckt und abgelegt. Es schließt vier Punkte in sich, welche seinen ganzen Umfang ausmachen, und die man in dem Buch de l'institut de Jesuites oder in dem Auszug daraus, Brüssel 1690. P. III. ch. 3. sect. 3. sehen kann. Diese Punkte sind: 1.) ist den Jesuiten verboten, selbst oder durch andere dem Pabst anzuliegen, daß er sie eher in eine bestimmte als in eine andre Gegend sende. 2.) Müssen sie gehorchen, man mag sie zu den Türken oder unter andere

Unglau-

Ungläubige, selbst nach Indien schicken, oder ihnen auflegen, an der Bekehrung der Ketzer, Schismatiker, oder an der Vervollkommnung der Glaubigen zu arbeiten. 3.) Sie müssen schleunig, so weit es von ihnen abhängt, ohne Entschuldigung und ohne Aufschub abreisen. 4.) Sie können kein Reisegeld verlangen, sondern müssen bereit seyn, zu Fuß oder zu Pferd, mit oder ohne Geld zu gehen, so wie es Sr. Heiligkeit für gut finden werden, und einzig auf den Dienst des Herrn sehen. Was liegt in einem solchen Gelübde, das alle die Schmähungen rechtfertigen könnte, die man sich seit zwey Jahrhunderten darüber schriftlich und mündlich gegen die Gesellschaft erlaubt hat?

8) Ohne den französischen Jesuiten dieser Zeit etwas zur Last legen zu wollen, bemerke ich nur, daß Heinrich sehr richtig von den Gesinnungen urtheilte, die sie künftig annehmen würden. Ihre Frankreich geleistete Dienste haben gänzlich den Vorwurf vertilgt, den man so oft aus dem Mund ihrer damaligen Feinde hörte, daß sie Spanien auf die Trümmer der französischen Monarchie zu erheben gesucht haben. Uebrigens war es nicht ihre enge Verbindung in der sie mit den Ausländern stunden, was sie zu Rebellen macht, sondern die damalige Lage der Religionsangelegenheiten. Wenn sie zufolge eines Irrthums der ihnen mit der Sorbonne und dem größten Theil der besten Franzosen gemein war, glaubten auswärtige Unterstützung suchen zu müssen, so geschah dieß nicht, weil sie Feinde der Nation, des Vaterlands, des Staats waren, sondern sie hielten diese Verhältnisse für unentbehrlich für das Beste der Religion, sie bildeten sich, gleich mehrern Katholiken, welche ein übertriebener Eifer verblendet, irrig ein, daß es erlaubt sey, alles zur Vertheidigung des Glaubens zu unternehmen; auch giengen sie dennoch bedachtsamer dabey zu Werk als viele andere, denn sie erschienen am Tag der Barrikaden nicht in Paris, und machten auch die lächerliche und seltsame Prozession 1590 nicht mit. Daniel hist. de Fl. T. III.

Eine andre Bemerkung hiebey ist die, daß man die Jesuiten in Spanien als allzueifrige Anhänger Frankreichs zu eben der Zeit verfolgte, als man ihnen in Frankreich aus ihren allzuengen Verbindungen mit Spanien ein Verbrechen machte. In der That war es ein spanischer Jesuite, der Kardinal Tolet, der am wirksamsten daran arbeitete, die Absolution Heinrichs IV, und seine Aussöhnung

mi

mit dem Pabst zu erhalten; was durch die Briefe des Kardinals von Ossat von 595 bis 1603 erwiesen ist. Das verdroß Spanien und Philipp II. auf die Jesuiten, besonders ihren General den Paten Aquaviva, dem Spanien deßwegen alle Arten von Verdrüßlichkeiten verursachte.

9) „Ventre-saint-gris!" sagte Heinrich zu denen, die ihm die Zurückrufung der Jesuiten abzurathen suchten, „steht ihr mir für mein Leben? diese Worte schlossen männiglich den Mund." Hdschr. der königl. Biblioth. Bd. 9033.

10) Insidias undique imminentes subire semel confestim satius esse, quam cavere semper, sagt Sueton, was nicht ganz so viel heist, als daß der unversehenste Tod der beste sey, wie in dem Text der alten Memoiren steht, und was sich besser zum Vorhergehenden schickt.

11) Zopir, Persischer Satrape, hatte sich Ohren Nase und Lippen wegschneiden lassen, um eine Kriegslist auszuführen, welche den Darius in Besitz der Stadt Babylon setzte, daher dieser nachher zu sagen pflegte, er hätte zwanzig Babylon für einen einzigen Zopir gegeben. Herodot B. 5.

12) Peter Cotton geboren 1564 zu Neroede aus einem der angesehensten Häuser in Forez. Der Begriff, den uns der Verfasser hier und sonst noch von ihm beyzubringen sucht, leidet starke Berichtigungen. Er war ein Mann von sehr großem Geist, besonders ein guter Redner, und besaß die Gabe überall zu gefallen. „Der König sagt die „chron. sept. gewann ihn auf den ersten Anblick sogleich „so lieb, daß er zu allem gerufen wurde. Er predigte zu „Fontainebleau, und denn auch in Paris, wo keine Ge„meine von Bedeutung war, die ihn nicht zu hören verlangt „hätte, auch hat er wirklich ein so einnehmendes Wesen, „daß man nicht müde wird, ihn zu hören."

Er wurde um diese Zeit von einigen königlichen Pagen beynahe ermordet, die ihm, als er in den Louvre fuhr, verschiedene Degenstiche gaben, weil einige Herrn sich bey dem König beschwert hatten, daß die Pagen, wenn er vorbeygienge, vieille laine vieil coton (ein Pariser Gassengeschrey) riefen, worüber er einige von ihnen hatte mit Ruthen streichen lassen. Er würde auch diesen meuchelmörderischen Anfall mit aller Strenge bestraft haben, wenn ihn der Pater Cotton nicht inständig gebeten hätte, ihnen zu vergeben. Sie wurden daher nur von Hof gejagt. Der

König

König, sagt eben der Schriftsteller, erhöhte daher noch die Gunst, die er den Jesuiten erzeigte. „Er wollte sogar den „Pater Cotton ein Bißthum geben, der so politisch war es „abzulehnen, was seinem Orden zu gut kam.“ Die chron. sept. würde bestimmter gesprochen haben, wenn sie gesagt hätte, daß der Pater Cotton das vom König angebotene Bißthum ausschlagen mußte, und daß er es wirklich vermöge dieser ihm obliegenden Verbindlichkeit ausschlug, denn die Jesuiten thun ein ausdrückliches Gelübde, diesen kirchlichen Würden zu entsagen, von welchem sie nur durch den Pabst selbst dispensirt werden können. Der Pater Cotton, nach seinem Leben zu urtheilen, das der Pater von Orleans geschrieben hat, war zu gottesfürchtig, als daß ihn bey dieser Ablehnung andere Gründe als die der Uneigennützigkeit und Bescheidenheit hätten leiten sollen. Pater Matthieu spricht ebenfalls von Cotton mit großen Lobeserhebungen, T. II. l. 3. Heinrich nahm ihn in diesem Jahr zu seinem Beichtvater beym Abgang Renats Benoit, Pfarrers zu St. Eustach, und verlangte auch noch, wie man sagt, daß die damit verbundene Oberaufsicht über das Kollegium von Navarra davon getrennt werden sollte.

13) Ich finde nicht, daß in den Briefen für die Wiederherstellung der Jesuiten dieser Wahl eines französischen Provinzials, wenigstens nicht, daß ihrer ausdrücklich erwähnt wäre. Die darinn ausgedrückte Bedingungen sind folgende: die Jesuiten sollen in Frankreich kein Kollegium anlegen können, ohne Erlaubniß des Königs; sie sollen lauter gebohrne Franzosen seyn, und kein andrer im Königreich geduldet werden; es soll sich beständig einer am Hof des Königs aufhalten, um ihm für die Aufführung der übrigen zu stehen; sie sollen beym Eintritt in die Gesellschaft gewisse Eide in die Hände der Officiale ablegen, ihm nicht nach dem Leben zu stehen; sich in nichts zum Nachtheil des Staats zu mischen u. s. w. sie sollen nie weder den Reichsgesetzen, noch der Gerichtsbarkeit der Bischöffe nach den Rechten der Geistlichkeit, der Universitäten, rc. zu nahe treten; ohne die Erlaubniß des Diöcesenbischofs sollen sie in keiner Diöces weder predigen noch die Sakramente reichen; man werde ihnen zurückgeben, was ihnen genommen worden war, mehr aber sollen sie ohne königliche ausdrückliche Erlaubniß nicht erwerben, noch auf Familienerbfolge Anspruch machen können. Die

Städte

Städte Lyon und la Fleche waren die einzigen, wo...m ihnen neue Niederlassungen gestattet wurden. Diejenigen, worinn sie schon zuvor welche gehabt hatten, waren darinn benannt, und sind folgende eilf: Toulouse, Auch, Agen, Rhodes, Bourdeaux, Perigueux, Limogos, Tournon, le Puy-en-Velai, Aubenas und Bezieres. Herr de Thou mag sich, wenn er will, beklagen, daß ein Theil dieser Bedingungen hernach vernichtet wurde, nur soll er darum nicht den Jesuiten gerade zu Schuld geben, daß sie sie nicht gehalten hätten.

Was die Wahl ihres auswärtigen Bischoffs betrifft, die dem Herrn von Sully soviel zu schaffen macht, so ließ sich nicht von ihnen fordern, daß sie keinen andern als einen Franzosen haben sollten, da die Wahl dieses Generals durch verschiedene zu dem abgeordneten Gliedern der Gesellschaft geschieht, die aus allen Nationen genommen werden, so hätte dieß eine Unmöglichkeit fordern heißen. In Ansehung dieser Wahl ist weder durch Gesetz noch Observanz der Gesellschaft wegen der Wahlfähigkeit etwas bestimmt, d. h. jedes Mitglied, es sey Franzose oder aus einer andern Nation, kann dazu gelangen, weil dieß von einer ganz freyen Wahl abhängt. Wenn bey der vorletzten Wahl der Pater d'Aubenton, ein Franzose, Beichtvater Sr. katholischen Majestät, nicht General wurde, so war es bloß deßwegen, weil die französischen Jesuiten selbst sich widersetzten. Der Pater Karl de Noyelle der es 1765 wurde, war ein Adelicher aus Artois, ein Unterthan des Königs von Frankreich.

14) Der Septenaire lehrt uns im Gegentheil, daß die Jesuiten gleich nach ihrer Zurückberufung von mehrern Städten, zu Bischöffen verlangt wurden. rc. chron. sept. p. 438. Es war, sagt auch der Geschichtschreiber Matthieu, S. 606. „Der allgemeine Wunsch der Katholiken, sie wie„der zu sehen, indem ihre Abwesenheit gezeigt hatte, wie „gut und nützlich ihr Daseyn für die Unterweisung der „Jugend und die Leitung der Gewissen war.... Ihre „Feinde hatten weder ihren Sitten noch ihren Handlun„gen mit Grund etwas vorzuwerfen, welche so gut mit ih„rer Lehre übereinstimmen, daß auch nicht ein einziger fal„scher Akkord diese Harmonie stört, indem ihr Herz und „Zunge auf Einerley Ton gestimmt sind rc." T. II. l. 2. p. 270. Hatte dieser Schriftsteller schon vor ihnen in

den rühmlichsten Ausdrücken gesprochen, und was sein Zeugniß desto weniger verdächtig macht, ist, daß er selbst schon eine Privatstreitigkeit mit diesem Orden gehabt hatte, wie man aus demselben Buch 3, 681. sieht.

15. Ich weiß hierüber nichts zu sagen, was nicht schon in den obigen Anmerkungen gesagt wäre.

16. Leidenschaft, Ungerechtigkeit und Falschheit leuchten zu hell aus diesen letzten Zügen hervor, als daß nicht aller Glaube vollends verschwinden sollte, den man sonst vielleicht an die Aechtheit dieses vorgeblichen von Rom gekommenen Memoire gegen den Kardinal Ossat hätte haben können. Dankbarkeit verbindet ihn, an mehrern Stellen den Herrn von Villeroy zu nennen, seinen Beschützer, und beynahe ganz offen seine Anhänglichkeit für ihn zu erklären. Was läßt sich daraus schließen? Sicher nichts gegen seinen Geist, und alles für sein Herz. — Die Bemerkung dringt sich von selbst hiebey auf, daß der Verfasser einen auffallenden Mißbrauch von dem Grundsatz der Denkfreyheit macht. Er geht überall darauf aus, seine unbeschränkte Anwendbarkeit auch in Religionssachen, beynahe den einzigen, wo er unzuläßlich ist, zu behaupten, und scheint ihn dagegen von der Politik ganz ausschließen zu wollen, die doch ein Gegenstand ist, über den das Für und Wider am freyesten sollte dargestellt werden dürfen, weil nichts ungewisser, zufälliger und veränderlicher seyn kann.

Was die Person des Kardinals Ossat betrifft, so giebt man zu, daß er vom niedrigsten Stande war. Einige machen ihm zum Sohn eines Operateurs, andere zu einem Bastard des Herrn von Cassanabere, und andere, was am meisten Grund zu haben scheint, zum Sohn eines Hufschmidts aus der Diöcese Auch. Er war Lehrmeister des jungen Herrn von Casselnau-Magnoac, hernach gieng er nach Rom als Sekretär Paul de Foix und wurde daselbst Sekretär des Kardinals Ludwig von Este Protektors von Frankreich. Er wurde auch von Sr. Majestät nach Florenz, als Gesandter nach Venedig, Rom rc. geschickt. Das Bißthum Rennes erhielt er 1596. und 1600. das von Bayeux, welches niederlegen zu dürfen ihm Herr von Rosnybey Heinrich die Erlaubniß auswirkte.

Er war Willens, den Rest seiner Tage in Rom zu verleben, wo er auch wirklich am 13 März 1604 einen Monat nach der Herzogin von Bar, in seinem 68 Jahr starb. Sein

letzter Brief ist der an Herrn von Villeroy, den er sechs Tage vor seinem Ende schrieb.

Die andern Besonderheiten von seinen Leben kann man bey Amelot de la Houssaye vor dessen Ausgabe von den Briefen Ossats finden. Er trug kein Bedenken, in den kleinen Mißverständnissen, die Ossat mit dem Herzog von Sully hatte, seine Parten zu nehmen, und behauptet, ich weiß nicht woher, daß dieser Minister wahrscheinlich bloß deßwegen nicht an ihn schrieb, um ihn nicht gnädiger Herr, (monseigneur) nennen zu müssen. Anm. zum 329 Brief.

17. Dieser Grund des Verfassers ist sehr schwach; man weiß aber, daß es einer der Punkte der neuen Lehre ist, weder die heiligen Väter, noch die Kirchenversammlungen, noch die andern Quellen der Tradition und des Glaubens anzuerkennen.

18. Es erfolgten daraus nicht alle die Uebel, die der Herr von Sully davon befürchtete; im Gegentheil war der Erfolg so günstig als möglich für dieses System. Es ist wahr, und dieser Grund mag dem Raisonnement des Verfassers zur Rechtfertigung dienen, wenn man voraussetzt, daß die Ausführung dieser Entwürfe, von denen die Vertilgung des Protestantismus in Frankreich der hauptsächlichste ist, in ganz andre Hände als die des Kardinals von Richelieu gerieth, so wird es sehr zweifelhaft, nicht nur ob sie gelungen wäre, sondern auch, ob eine Unternehmung von dieser Wichtigkeit wenn sie fehlschlug, Frankreich nicht wieder in alle die Greuel der Regierung der Söhne Heinrichs II. gestürzt hätte.

Indessen befolgte doch der Kardinal von Richelieu nicht durchaus die Absichten, die man dem Ossat, Villeroy u. s. w. beylegt; denn sein ganzes Leben hindurch führte er Krieg mit Spanien. Die vollkommene Kenntniß, die er von den Hülfsquellen, die Frankreich eigen sind, besaß, und die er nach aller Wahrscheinlichkeit großentheils aus den Memoiren Sülly's schöpfte, machte, daß dieser beyde entgegengesetzten Systeme annahm, und gewissermaßen vereinigte, indem er aus dem einen das Projekt, das Haus Oestreich zu erniedrigen, und aus dem andern das den Calvinismus in Frankreich zu zerstören, ausführte. Kein Beyspiel glaube ich beweist einleuchtender was Ein Mann vermag. Die Hugenotten in Frankreich, die sich nach einer dreyßigjährigen

rigen Verfolgung ihre Duldung ertrotzt hatten, werden nach dreyßig Jahren Ruhe unterjocht, und zwar plötzlich und auf Einmal. Warum? auf der einen Seite stand itzt ein Kardinal Richelieu und auf der andern kein — Heinrich von Navarra mehr.

19. Emerich Gobier von Barrault. Man erzält von diesem Gesandten: als er einst in einem Schauspiel in Spanien, worinn man die Schlacht von Pavia vorstellte, sah, daß ein spanischer Schauspieler den, welcher Franz I. vorstellte, zu Boden warf, ihm auf den Hals trat, und ihn zwang, in den schimpflichsten Ausdrücken um Quartier zu bitten: so sey er aufs Theater gesprungen, und habe diesen Schauspieler vor den Augen aller Anwesenden seinen Degen durch den Leib gestoßen. Amelot Anm. z. Ossat.

20. Etoile sagt, er sey einer von den Sechszehnern gewesen.

21. M. s. das Original von dieser Apologie in den Mem. d'état de Villeroy T. I. p. 522. sie ist vom dritten May datirt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie ganz getreu die Gesinnungen und Schritte dieses Staatssekretärs enthält, da die Erzählung ganz mit der des Herrn de Thou, der chronologie sept. Matthieu, und aller glaubwürdigen Geschichtschreiber aus diesem Zeitraum, übereinstimmt.

22. De Thou merkt an, daß Herr von Villeroy in der That nicht frey vom Verdacht war; er sagt aber zugleich, daß ihn Heinrich vielmehr in diesem Unglück getröstet habe, statt sich gegen ihn einnehmen zu lassen. B. 132. Matthieu versichert ebenfalls, daß Heinrich die Treue dieses Ministers zu gut gekannt habe, um den mindesten Verdacht gegen ihn zu schöpfen. T. II. l. 3. p. 637.

23. Die Chirurgen, welche den Körper untersuchten, schlossen alle, wenn wir Etoile glauben wollen, daß er nicht ertrunken war; und da man ebenfalls nicht entdecken konnte, daß er erstochen worden wäre, oder erdrosselt, so vermutheten sie, daß man ihn erstickt und dann in den Fluß geworfen habe. In den sept. ist dieser Untersuchung der Chirurgen nicht gedacht, allein die besondern Umstände von der Entweichung des l'Hote und von der Art, wie er gefunden wurde, die daselbst sehr weitläuftig angeführt sind, entkräften diese Erzählung Etoiles, der auch sonst sehr übel gegen Herrn von Villeroy gesinnt ist, und doch nicht um-

hin

hin kann zu gestehen, daß Heinrich dem Herrn von Villeroy darum kein böseres Gesicht gemacht habe. „Er bemüht sich, sagt er, selbst zu ihm zu gehen, um ihn zu „trösten, und ihn in seinem Kummer aufzurichten, und „ließ gar keinen Verdacht wegen des Geschehenen gegen ihn „blicken, so wenig als zuvor, ja noch weniger; so daß man „bey Hof sagt, es sey ein großes Glück für ihn, daß er „einen so guten Herrn habe, da die Könige und Fürsten „bey einer so wichtigen Staatssache gewöhnlich verlangen, „daß die Herrn für ihre Diener haften." Année 1604. p. 24.

24. Es ist nicht nöthig, sich auf eine ernstliche Antwort gegen die Beweisgründe des Verfassers einzulassen. Man kann ihm die Eigenschaften eines Staatsmanns zugestehen, dabey aber ihm ohne Ungerechtigkeit die eines gründlichen Theologen absprechen. Alles was er hier sagt, heißt die Religion politisch behandeln.

25. Seraphin Olivary Cazailla, Italienischer Abkunft aber geboren zu Lyon, Patriarch von Alexandrien.

Hieronymus von Villar.

Dionysius von Marquemont, Erzbischoff von Lyon; er wurde in der Folge auch Kardinal und französischer Gesandter in Rom.

26. Er macht ihm darüber Vorwürfe in einigen von den Briefen, die unter den Handschriften der königl. Bibliothek auf uns kamen, wo sie eigenhändig von diesem Herrn stehen. „Aus Ihrem Brief," schreibt er an Frau von Verneuil, „habe ich wohl gesehen, daß Sie die Augen „nicht recht offen hatten, und den Verstand dazu; denn „Sie haben den meinigen anders verstanden, als ich ihn „verstanden hatte. Diese Maulereyen müssen künftig weg„bleiben, wenn sie meine Liebe ganz besitzen wollen; denn „als König und als Gosconier kann ich sie in die Länge „nicht wol vertragen; Auch wollen die, welche so heiß lie„ben wie ich, geschmeichelt und nicht angeschnauzt seyn ꝛc." Und in einem andern heißt es: „Sie haben mir verspro„chen, gescheut zu werden, weil Sie nicht zweifeln konnten, „daß mich der Stil Ihres Briefes beleidigt haben müsse ꝛc." Journal du regne de Henri. IV. T. II. p. 290. Unter andern Originalbriefen von Heinrich IV. welche der H. Her-

Herzog von Sully noch itzt besitzt, sind auch zween an seine Geliebte. M. s. recueil de lettres de Henri le Grand.

27) Von Biscose, oder Bissouse war Finanz-Sekretär.

Anmerkungen zum achtzehnten Buch.

1) Florens von Argoues Hausschatzmeister der Königin, sein Sohn war erster Parlamentspräsident in Bretagne, und starb als Staatsrath, und Beysitzer vor dem Conseil des Königs.

2) Man sehe die Beschwerden, die der Kardinal Ossat bey dieser Gelegenheit gegen Spanien, Savoyen, und besonders gegen einen gewissen Kapuziner führt, der Pater Hilar von Grenoble hieß, und zu Rom zu Gunsten der Anhänger der Marquise von Verneuil kabalirte. Br. vom 22 Febr. und 15 Okt. 1601. 1 Apr. 1602. Nie stieg die Zügellosigkeit der Pasquille höher als zu dieser Zeit.

3) „Der Herzog von Sully hat mir oft erzählt, (Worte „des Verfassers der hist. de la mere et du fils, T. I. pag. „8, daß er sie nie acht Tage ohne Zänkerey gesehen habe. „Er erzählte mir auch, daß unter andern einmal der Zorn „die Königin so weit hinriß, daß der König, bey dem sie „nahe stund und den Arm erhob, befürchtete, sie möchte wei„ter gehen, und deßwegen diesen Arm mit weniger Respekt, „als er gewünscht hätte, und so heftig niederschlug, daß „sie nachher sagte, er habe sie geschlagen" u. s. w.

4) Der Gesundbrunnen von Spaa in dem Bißtum Lüttich.

5) Kraft einer Schenkung, die ihm Heinrich mit diesen Gütern gemacht hatte. Das Parlament bestättigte 1606 das Testament der Katharine von Medicis, und erkannte sie der Margarethe von Valois zu. Brantome im siebenten Band seiner Memoire S. 38. zählt diese Güter auf, die in den Grafschaften Auvergne, Lauragois, Leverous, Douzenac, Chaussac, Gorreges, Hondocourt u. s. w. bestehn, und die er auf hundert und zwanzigtausend Pfund Einkünfte anschlägt:

schlägt: ausser der Mitgift dieser Prinzessin von mehr als zweymal hunderttausend Scudi oder Dukaten, „die jetzt wol „über viermalhunderttausend betrugen, nebst einer großen „Menge Mobilien, Kostbarkeiten, Edelsteine, Schmuck" ꝛc.

6) Die Geschichtschreiber sagen uns nichts ganz bestimmtes von dem Inhalt des Vertrags zwischen dem Grafen von Auvergne und dem Spanischen Staatsrath. Allein Amelot de la Houssaye füllt diese Lücke aus. Er verdient um so mehr Glauben, da der Graf von Auvergne und die Marquise von Verneuil das Original von diesem Traktat seinem Großvater mütterlicher Seits, Namens Anton Eugen Chevillard, wie er uns erzält, welcher Oberzahlmeister der königlichen Leibkompagnien, als ihrem Anverwandten und vertrautesten Freund vertrauten. Er erzält uns auch noch, daß Chevillard, als er in die Ungnade des Grafen von Auvergne gezogen und in die Bastille gesetzt wurde, diese Urkunde in seinen Wamsschößen so gut verborgen hielt, daß niemand etwas davon gemerkt habe, und daß er, da er sah, daß man ihn als Staatsverbrecher behandelt, sich entschloß, den Traktat und die angehängte Ratifikation Spaniens nach und nach mit der Suppe und dem Gemüß, das er erhielt, zu verzehren. Der König von Spanien versprach darin dem Grafen von Auvergne, ihm mit Geld und Truppen beyzustehen, um Heinrich von Bourbon, seinen Neffen, auf den Thron zu setzen; den Sohn Heinrichs des IV mit der Marquise von Verneuil, der in dieser Schrift Dauphin von Frankreich und rechtmäßiger Kronerbe genannt wird. Artikel: Entragues, Balsac, Touchet. Amelot versichert ferner in der erst angeführten Anmerkung zu den Briefen des Kardinals Ossat, daß zween Kapuziner, Namens Pater Hilar von Grenoble und Pater Archange, jener zu Rom, dieser zu Paris diese Verrätherey leiteten.

Herr von Sülly scheint noch etwas mehr zum Vortheil des Grafen von Auvergne für seine Person beyzubringen. Sollte dieser Graf eine Schrift oder irgend eine Verfügung seines Vaters, Karls IX untergeschoben haben, kraft deren er selbst Ansprüche auf die Krone machte? Man sehe auch hierüber die Mem. de la vie du Pres. de Thou, und besonders dessen hist. ann. 1605. Siri mem. rec. Vol. I. pag. 297.

7) Man

7) Man sehe die Urschrift eines Briefs von Heinrich an Herrn von Rosny wegen dieser Reise nach Poitou vom 20 Jul. 1604, wie die meisten, mit einem Zusatz auf der Rückseite von der Hand Sullys. Cabinet de M. le Duc de Sully.

8) Franz du Plessis de Richelieu, Vater des Kardinals von Richelieu.

Franz von Vignerod de Pont-Courlay.

9) Prefixe zweifelt nicht, daß Heinrich nicht wirklich diese Absicht gehabt habe, und er lobt sie sehr, als das wahre Mittel, das Volk von der Salzsteuer zu befreyen, welche, wie er versichert, der König so wie auch die Vermögensteuer aufzuhoben ernstlich gesonnen war. pag. 369.

10) Claudius von la Tremouille, Herzog von Thouars starb an der Gicht, da er noch nicht älter als vier und dreyßig Jahre war. Man sehe sein Leben De Thou Lib. 31. Matthieu T. II. Lib. 3. pag. 663.

11) De Thou sagt, daß diese Reise des Marquis von Rosny den König von großen Sorgen befreyt habe. Lib. 31.

12) Das Original dieser Briefe sehe man in den alten Memoiren; sie scheinen sich in dem Artikel von Epernon ein wenig zu widersprechen.

13) Thomas Morgan, ein Engländer. De Thou ebend.

14) Heinrich mußte für die Auslieferung dieser Versprechung der Marquise von Verneuil zwanzigtausend Thaler baar geben, und dem Grafen von Entragues, der noch nie im Krieg gewesen war, den Marschallsstab von Frankreich versprechen. De Thou Lib. 132.

15) „Die Gräfin von Auvergne, so sanft und demü„thig, als die Marquise trotzig, warf sich ganz in Thränen „dem König zu Füßen, um ihn um die Begnadigung ihres „Gemahls zu bitten; er hob sie sehr höflich auf, begrüßte „sie, und sagte zu ihr diese Worte: ich habe Mitleiden mit „Ihrem Unglück, mich jammern Ihre Thränen, allein, wenn „ich Ihnen ihre Bitte gewähren sollte, so müßte, (er faßte „die Königin beym Arm, meine Frau da für ein H.... mein „Sohn für einen Bastard erklärt und mein Reich preisge„geben werden. — Da sie von dem König die Erlaubniß „erhalten hatte, ihren Gemahl in ihrem Namen besuchen „lassen zu dürfen, und ihn fragen ließ, was er von ihr ver-

„lange

„lange, ließ er ihr antworten, sie soll ihm nur Käse und „Senf schaffen, und sich ums übrige weiter nicht bekümmern. „Journal du Regne de Henri IV.

„Der Graf von Auvergne, sagt Amelot a. a. O. ver„ließ sich so ganz auf die Treue Antons, (das ist der Zahl„meister Chevillard) daß er in drey Verhören mit so vieler „Standhaftigkeit, als wäre er hierinn ganz unschuldig ge„wesen, sagte: meine Herren, zeigen Sie mir nur Eine Zeile „Geschriebenes, wodurch man mich überführen kann, mit „dem König von Spanien oder seinen Gesandten verhandelt „zu haben, und ich will mein Todesurtheil unterschreiben, „und mich selbst dazu verdammen, lebendig mit Pferden zer„rissen zu werden!"

16. In dem Haus des Audicort in der St. Paulsstraße.

17. „Sie sagte, sie bekümmere sich nicht darüber, wenn „sie sterben müßte, im Gegentheil wünschte sie vielmehr den „Tod; allein wenn es der König thäte, so würde man im„mer sagen, er habe seine Frau umgebracht, und sie sey „Königin vor der andern; übrigens bäte sie Se Majestät „nur um drey Dinge, Pardon für ihren Vater, einen „Strick für ihren Bruder, und ein Blutgericht für sie selbst." Journal du regne de Henri IV. — Bey Durchsuchung ihrer Koffer und Papiere fanden sich eine Menge von Liebesbriefen u. s. w., unter andern auch von Sigogne, welche ihn in Ungnade stürzten.

18. Sie sagte einigemal, wenn man ihr Gerechtigkeit wiederfahren ließe, so würde sie an der Stelle dieser dicken Banquiere seyn. Perefixe.

19. Der Herr von Sülly hatte Heinrichen eine schöne Gelegenheit versäumen lassen, seine Maitresse auf eine anständige Weise los zu werden, wenn man den Memoiren von Bassompierre glauben darf, wo T. I. p. 90. die Sache folgendermaßen erzählt wird.

„Der König fragte, ob er der Frau von Verneuil „etwas geben sollte, um sie an einen Prinzen zu verheura„then, von dem sie sagte, daß er sie nehmen wolle, wenn sie „noch hunderttausend Thaler hätte. Herr von Bellievre „sagte: „Sire, ich denke Sie geben dieser Demoiselle hun„derttausend schöne Thaler, und bringen sie unter die Haube." „Und da Herr von Sülly geantwortet hatte, daß hundert-

tausend

„tausend Thaler bald gesagt, aber nicht geschafft wären, so „versetzte der Kanzler darauf, ohne ihn anzusehen: „Sire, „ich halte dafür, Sie nehmen zweymalhunderttausend gute, „schöne, harte Thaler, und geben sie dieser schönen Mamsell, „und dreymalhunderttausend und alles, wenn Sie sie anders „nicht los werden können, so halte ich.“ Der König be„reute es hernach diesen Rath nicht geglaubt und befolgt zu „haben.“

Allein auch angenommen, daß diese vorgebliche Versorgung nicht eine bloße List des Fräuleins war, glaube ich doch, daß es mehr an Heinrich selbst als an Sülly lag, daß aus der Sache nichts wurde.

20. Ich bringe hier noch eine Anekdote aus Vittorio Siri bey, welche sowohl die Liebschaften Heinrichs als die Verschwörung des Grafen von Auvergne betrifft. Dieser Schriftsteller sagt (mem. rec. Vol. I. p. 279.), einer der Punkte der Verschwörung sey der gewesen, sich der Person des Königs zu bemächtigen, und ihm in einem Hinterhalt das Leben zu nehmen, und Entragues, der die Ausführung davon übernommen hatte, habe sich dazu der Liebe bedienen wollen, welche der König seit einiger Zeit zu seiner zwoten Tochter, die man uns viel schöner als ihre Schwester vorstellt, gefaßt hatte. Er schickte daher seine Gemahlin ab, sie von Fontainebleau wegzunehmen, indem er nicht zweifelte, daß sich der König allem aussetzen würde, um sie in Malesherbes, nur drey Stunden davon, zu besuchen. Wirklich schickte auch Heinrich Boten auf Boten an sie, Hofleute in Bauern verkleidet, denen sie antwortete, sie werde so genau bewacht, daß keine Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, daß sie den König werde sehen können. Dennoch ging er selbst mit dem Marschall von Bassompierre hin, und weil er sich nicht getraute hineinzugehen, um nicht erkannt zu werden, begnügte er sich, mit ihr durch die Fenster eines niedrigen Saals zu sprechen. Er schrieb ihr täglich, und schickte ihr galante Verse, die er durch die besten Dichter am Hofe machen ließ. Endlich verabredete er mit ihr, daß sie sich auf einen gewissen Tag im Freyen auf einem Ort im Wiesenthal sehen wollten, den er ihr bezeichnete, und wo er sich verkleidet einfinden wolle. D'Entragues stellte sich, als merkte er von diesem allem nichts; allein da er nicht hatte vermeiden können, seiner Tochter etwas von seinen Absichten wissen oder muthmaßen zu lassen, so hob sie, aus Liebe zum König oder aus

Furcht vor den Folgen, die Verabredung wieder auf, und brauchte noch andre Vorsicht gegen die Gefahren, denen Heinrich sich wegen ihr aussetzte. Da ihn so viele Hindernisse verdrossen, entflammte er wieder für die Marquise von Verneuil, und nach Siris Bericht, lief er da oft eben so große Gefahr. Eines Tags unter andern als er von Fontainebleau verkleidet zu seiner Verneuil ging, wäre er beynahe funfzehn oder sechzehn von den Verwandten des Entragues in die Hände gefallen, die ihm im Feld auflauerten, um ihn zu ermorden, und er entkam nur durch ein außerordentlich Glück. Allein diese Umstände, die man in keinen der guten Memoiren aus dieser Zeit findet, gleichen sehr den Anekdoten, welche Reisende aufzuhaschen pflegen, um damit ihre Erzählung auszustaffiren und lebhafter zu machen.

Diejenige von den Geliebten Heinrichs, die er unter dem Namen Lieschen besungen hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eben dieß Fräulein von Entragues, von der jetzt die Rede war. Wir haben noch das Original einiger von den Gedichtchen, die er ihr schickte, unter andern von einem Sonnet, wovon ich nur die vier ersten Verse hersetzen will:

Je ne sais, par où commencer,
A louer vôtre grande beauté;
Car il n'est rien, ni n'a été
Que vous ne puissies effacer etc.

in diesem Ton geht es fort. Obschon vor diesem Sonnet, das von Heinrichs eigener Hand geschrieben ist, angemerkt ist, daß es von Collin sey, welchen Dichter der König in der That sehr gern zu dergleichen Dingen brauchte, so sind diese Stücke alle doch zu wenig korrekt und poetisch, als daß man nicht glauben sollte, Heinrich selbst habe sie gemacht, oder wenigstens daran geflickt. Cabinet de M. le duc de Sully.

